P. o. germ.
1274 gd /2

Schiller

GESCHENK
GENIUS

Nachträge

zu

Schillers ſämmtlichen Werken.

Nachträge

zu

Schillers ſämmtlichen Werken.

Geſammelt und herausgegeben

von

Eduard Boas.

Zweiter Band.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

GESCHENK
FRESENIUS

Inhalt.

I.

Dramaturgiſches.

	Seite
Selbſtkritik der Räuber	1
Anhang über die Vorſtellung der Räuber	23
Plan einer dramaturgiſchen Monatſchrift	26
Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? . .	28
Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters	32
Weimariſcher neudekorirter Theater-Saal. Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte durch Schiller . .	37
Eröffnung des Weimariſchen Theaters	42
Recenſion der erſten Aufführung der Piccolomini	51
Dramaturgiſche Miscellen.	
I. Odoardo in Emilia Galotti	53
II. Zaïre von Voltaire	54
III. Franz Moor in den Räubern	54
IV. Shakſpeare's Timon von Athen	55
V. Menſchendrechſelei	56

Seite

VI. Wallenſteiniſcher Theaterkrieg 56
VII. Dramaturgiſche Preisfragen 58
VIII. Das heimliche Gericht 59
IX. Zu den Phönizierinnen des Euripides 59
X. Ein Stelzfuß in Wallenſteins Lager 60
XI. Abänderung der zweiten Scene von Wallenſteins Lager . 61

II.

Hiſtoriſches.

Philipp der Zweite, König von Spanien 62
Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahr 1618 88
Des Grafen Lamoral von Egmont Leben 165
Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoires . 186
Vorerinnerung zu dem dritten Bande der erſten Abtheilung allgemeiner hiſtoriſcher Memoires 192
Amalia Eliſabeth, Landgräfin von Heſſen-Kaſſel 196
Maximilian, Herzog von Baiern und Kurfürſt 199
Armand Jean du Pleſſis, Kardinal Herzog von Richelieu . . . 214

III.

Aeſthetiſches. Philoſophiſches.

Philoſophiſche Unterhaltungen 231
Nachſchrift 259
Vom Erhabenen 260
I. Das Kontemplativ-Erhabene der Macht 280
II. Das Pathetiſch-Erhabene 287
Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände 292
Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen 303
Die ſchmelzende Schönheit 305
Individualität und Idealität 307

IV.

Literariſches. Kritiſches.

Seite

Zueignung an meinen Prinzipal, den Tod 309
Anthologie aus Tobolsk 311
Recenſionen.
I. Schwäbiſcher Muſenalmanach auf das Jahr 1782 . . 313
II. Nanine oder das beſiegte Vorurtheil 316
III. Kaſualgedichte eines Würtembergers 316
IV. Vermiſchte deutſche und franzöſiſche Poeſien . . . 319
V. Anthologie auf das Jahr 1782 321
Rheiniſche Thalia 324
Erklärung des Herausgebers der Thalia 332
Vertheidigung des Recenſenten 334
Vorbericht zu den kleineren proſaiſchen Schriften 341
Herausgabe der Horen 343
Die Horen 347
Sammlung der Gedichte 351

V.

Vermiſchtes.

Morgengedanken am Sonntag 352
Der Antikenſaal zu Mannheim 355
Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache 363
Funken.
I. In das Stammbuch eines ausgezeichneten Eſſers . . 411
II. Zu einer Ode an Rieger 411
III. Verweſung in der Natur 412
IV. Umwandlung 412
V. Vergänglichkeit 413
VI. Durch Nacht zum Licht 413
VII. Poeſie und Wirklichkeit 414
VIII. Zum Geiſterſeher 414
IX. Ein Genrebild 415
X. Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft 416
XI. Guſtav Adolph 417

		Seite
XII.	Schluß des dreißigjährigen Krieges	418
XIII.	Epos und Tragödie	419
XIV.	Ueber Angelika Kaufmann	419
XV.	Kulturfortſchritte	420
XVI.	Ein Wortſpiel des Marſchalls Vieilleville	421

VI.

Briefe.

I.	Brief an Baggeſen	421
II.	Familienbriefe	443

Anmerkungen 491

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Selbſtkritik der Räuber.

Die Räuber.

Ein Schauſpiel von Friedrich Schiller.

1782.

(Ich nehme es nach der neueſten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim iſt vorgeſtellt worden.)

Das einzige Schauſpiel auf würtembergiſchem Boden gewachſen. Die Fabel des Stücks iſt ungefähr dieſe: Ein fränkiſcher Graf, Maximilian von Moor, iſt Vater von zwei Söhnen, Karl und Franz, die ſich an Charakter ſehr unähnlich ſind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talent und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, ſtürzt in Exzeſſe und Schulden und muß zulezt mit einem Trupp ſeiner Spießgeſellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hauſe beim Vater, und da er heimtückiſcher, ſchadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten ſeines Bruders zu ſeinem eigenen Vortheil zu verſchlimmern, ſeine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere,

nachtheiligen Inhalts, unterzuſchieben und den Vater der=
geſtalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch
gab und ihn enterbte.

Karl, durch dieſen Schritt zur Verzweiflung gebracht,
verwickelt ſich mit ſeinen Gefährten in ein Räuberkomplott,
wird ihr Anführer und führt ſie in bömiſche Wälder. Der
alte Graf hatte eine Nichte im Hauſe, die den jungen
Grafen Karl ſchwärmeriſch liebte. Dieſes Mädchen kämpfte
mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters,
und hätte auch durch zudringliches Bitten zulezt ihren Zweck
erreicht, wenn nicht Franz, der von dieſem Schritt Alles zu
beſorgen hatte, der nebendem noch Abſichten auf Amalien
hegte, durch eine erſonnene Liſt Alles vereitelt hätte. Näm=
lich er unterrichtete einen ſeiner Vertrauten, der noch einen
Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte,
unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Karln,
die erdichtete Zeitung vom Tode dieſes Leztern zu bringen,
und verſah ihn hiezu mit den tüchtigſten Dokumenten. Der
Streich gelang, die Trauerpoſt überraſchte den Vater auf
dem Krankenbett und wirkte ſo ſtark auf ſeinen geſchwächten
Körper, daß er in einen Zuſtand verfiel, den Jedermann
für den Tod erklärte — aber es war nur eine tiefe Ohn=
macht. — Franz, der ſich durch boshafte Streiche zu den
abſcheulichſten Verbrechen verhärtet hatte, benuzte dieſen
allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß und
brachte den Vater, mit Hülfe ſeines gedungenen Hand=
langers, in einen abgelegenen Thurm, ihn alldort, ferne
von Menſchen, Hungers ſterben zu laſſen, und trat ſodann
in den vollkommenſten Beſitz ſeiner Güter und Rechte.

Unterdeſſen hatte ſich Karl Moor an der Spitze ſeiner
Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchbar

und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, ſeine Güter ſtiegen, ſein Dolch ſchreckte die kleineren Tyrannen und autoriſirten Beutelſchneider, aber ſein Beutel war der Nothdurft geöffnet, und ſein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er ſich ſpitzbübiſche Dieberei, ſein Weg ging gerade; er hätte ſich bälder zehn Mordthaten als einen einzigen Diebſtahl vergeben. Das Gerücht ſeiner Thaten forderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er ſich nach einem Hauptſtreich mit ſeiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt; aber der zur Verzweiflung gehezte Abenteurer ſchlug ſich mit wenigem Verluſt herzhaft durch. und entrann glücklich aus Böhmen. Jezt verband ſich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den ſein widriges Geſchick mit der bürgerlichen Geſellſchaft entzweit hatte, deſſen unglückliche Liebesgeſchichte die ſchlafende Erinnerung der ſeinigen wieder aufweckte und ihn zu dem Entſchluß bewog, Vaterland und Geliebte wieder zu ſehen, welchen er auch ſchleunig ins Werk ſezte.

Hier eröffnet ſich die zweite Epoche der Geſchichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüſtigen Ruhe die Frucht ſeiner Büberei; nur Amalia ſtemmte ſich ſtandhaft gegen ſeine wollüſtigen Beſtürmungen. Karl erſcheint unter einem fremden Namen — wilde Lebensart, Leidenſchaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht, nur die Liebe, die ſich niemals verläugnet, verweilt über dem ſonderbaren Fremdling. Sinnliches Anſchauen überwältigt die Erinnerung; Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergeſſen, und liebt ihn doppelt, eben da ſie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth ſich dem ſeinigen, das ſeinige dem ihrigen, und der ſcharfſichtigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird

aufmerkſam, vergleicht, erräth, überzeugt ſich und beſchließt das Verderben des Bruders. Zum zweiten Mal will er den Arm ſeines Handlangers dingen, der aber, durch ſeinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimniſſe von ihm abſpringt. Franz, ſelbſt zu feig, einen Mord auszuführen, verſchiebt die unmenſchliche That. Unterdeß war ſchon der Eindruck von Karln ſo tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentſchluß auf Seiten des Erſten vonnöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlaſſen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht mehr beſitzen konnte; er floh, nachdem ſie ihn erkannt, zu ſeiner Bande zurück. Er traf dieſe im nächſtgelegenen Walde. Es war der nämliche, worin ſein Vater im Thurme verzweifelte, von dem reuigen und rachſüchtigen Herrmann (ſo hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet ſeinen Vater, den er mit Hülfe ſeiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abſcheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand ſeines Schloſſes, worein er ſich aus Verzweiflung geſtürzt hatte, mühſam errettet wird. Karl läßt ihn durch ſeine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurme zu verhungern. Nun entdeckt ſich Karl ſeinem Vater, doch ſeine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den ſtreifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Karl iſt gezwungen, ſein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater vor Entſetzen ſtirbt. Auch jezt iſt ihm ſeine Amalia noch treu. Er iſt im Begriff, der Glücklichſte zu werden, aber die ſchwierige Bande ſteht wider ihn auf und erinnert ihn an den feierlich geſchwornen Eid. Karl, auch im größten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien,

die er nicht mehr beſitzen kann; verläßt die Bande, die er durch dieſes unmenſchliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, ſich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

Man findet aus dieſem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatiſchen Situationen ungemein fruchtbar iſt, daß es ſelbſt aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftſtellers nicht ganz unintereſſant fließen, daß es in den Händen eines beſſern Kopfes ein Originalſtück werden müſſe: fragt ſich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerſt denn von der Wahl der Fabel. Rouſſeau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf ſeiner Schilderung wählte. Wenigſtens dünkt es mich, ſolche bedürfen nothwendig einer eben ſo großen Doſis von Geiſteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abſcheus vertrage ſich nicht ſelten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schickſal des großen Rechtſchaffenen, nach der reinſten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth ſtattfindet; daß ſich ſeine Werke und Schickſale nothwendigerweiſe zu vorausbekannten Zielen lenken, welche beim Erſteren zu ungewiſſen Zielen durch krumme Mäander ſich ſchlängeln (ein Umſtand, der in der dramatiſchen Kunſt Alles ausmacht); außerdem, daß die hitzigſten Angriffe und Kabalen des Laſters nur Binſengeflechte gegen die ſiegende Tugend ſind, und wir uns ſo gern auf die Partie der Verlierer ſchlagen, ein Kunſtgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zart fühlendſten Leſer einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht: außerdem, ſage ich, kann ich die Tugend ſelbſt in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich ſie in die Intriguen

des Laſters verwickle und ihre Strahlen durch dieſen Schatten erhebe; denn es findet ſich nichts Intereſſanteres in der moraliſch-äſthetiſchen Natur, als wenn Tugend und Laſter an einander ſich reiben.

Räuber aber ſind die Helden des Stücks, Räuber, und Einer, der auch Räuber niederwägt, ein ſchleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären ſoll, daß wir um ſo wärmer ſympathiſiren, je weniger wir Gehülfen darin haben; daß wir Dem, den die Welt ausſtößt, unſere Thränen in die Wüſte nachtragen; daß wir lieber mit Kruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühle der Welt mitſchwimmen. Dieß wenigſtens iſt es, was uns in vorliegendem Stück an die ſo äußerſt unmoraliſche Gaunerhorde feſtbindet. Eben dieſes eigenthümliche Korpus, das ſie der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber formiren, ſeine Beſchränkungen, ſeine Gebrechen, ſeine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unſern Beitritt — was zugleich auch unſerm Stolze ſchmeichelt — ihre leichte unmoraliſche Schale ſo lange beſchweren zu müſſen, bis ſie wagrecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entferntern Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto nähern hat unſer Herz mit ihnen. — Ein Menſch, an den ſich die ganze Welt knüpft, der ſich wiederum an die ganze Welt klammert, iſt ein Fremdling für unſer Herz. — Wir lieben das Ausſchließende in der Liebe und überall. Der Dichter führte uns alſo in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unſere Aufmerkſamkeit weilet. Wir haben eine ſo ziemlich vollſtändige Oekonomie der ungeheuerſten Menſchenverirrung, ſelbſt ihre Quellen ſind aufgedeckt, ihre Reſſorts

angegeben, ihre Kataſtrophe iſt entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der ſittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinſelſtriche Menſchlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir ſind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimaſſen des Laſters herauszuleſen, als eben denſelben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Roſe in der ſandigen Wüſte entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den heſperiſchen Gärten. Bei Verbrechen, denen das Geſetz, als Idealen moraliſcher Häßlichkeit, die Menſchheit abgeriſſen hat, erheben wir auch ſchon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, ſo wie wir im Gegentheil all unſerm Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, Alles in dem Kreis unſerer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunſtgriff benuzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen ſchleichenden entgegenſezte, der ſeine ſcheußlicheren Verbrechen mit günſtigerm Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf dieſe Art legen wir nach unſerer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünſtigten und vermindern ſie in der Schale des Beſtraften. Der Erſte iſt um ſo viel ſchwärzer, als er glücklicher, der Zweite um ſo viel beſſer, als er unglücklicher iſt. Endlich hat der Verfaſſer, vermittelſt einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen Verbrecher mit tauſend Fäden an unſer Herz geknüpft — der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber-Moor iſt nicht Dieb, aber Mörder, nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieſer ſeltene Menſch ſeine Grundzüge dem Plutarch und

Cervantes *, die durch den eigenen Geiſt des Dichters, nach Shakſpeariſcher Manier in einem neuen, wahren und harmoniſchen Charakter unter ſich amalgamirt ſind. In der Vorrede zum erſten Plan iſt der Hauptriß von dieſem Charakter entworfen. Die gräßlichſten ſeiner Verbrechen ſind weniger die Wirkung bösartiger Leidenſchaften als des zerrütteten Syſtems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgibt, umfaßt er ſeinen Roller mit ungeheuerm Enthuſiasmus; weil er ſein Mädchen zu feurig liebt, als ſie verlaſſen zu können, ermordet er ſie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu ſeyn, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenſchaft iſt ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Univerſalhaß gegen das ganze Menſchengeſchlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen.“ — Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laſter und Elend zu haben, ſagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß dieſen ſchrecklichen Bund! — Lern' erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, ehe du hineinſpringſt. — Folge mir, mir! und mach' dich eilig hinweg!“ — Eben dieſe Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erſtaunenswerthe Gegenwart des Geiſtes. Man erblicke ihn, umzingelt in den böhmiſchen Wäldern, wie er ſich aus der Verzweiflung ſeiner Wenigen eine Armee wirbt — den großen Mann vollendet ein unerſättlicher Durſt nach Verbeſſerung und eine raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes. Welches drängende Chaos von Ideen

* Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüſte fordert, ſie zu ſammeln, und eine Ewigkeit, ſie zu entwickeln! — Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vorhang gefallen iſt; er ging auf wie ein Meteor und ſchwindet wie eine ſinkende Sonne.

Einen überlegenen Schurken, dergleichen Franz, der jüngere Moor, iſt, auf die Bühne zu bringen — oder beſſer (der Verfaſſer geſteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenſtand der bildenden Kunſt zu machen, heißt mehr gewagt, als das Anſehen Shakſpeare's, des größten Menſchenmalers, der einen Jago und Richard erſchuf, entſchuldigen — mehr gewagt, als die unglückſeligſte Plaſtik der Natur verantworten kann. Wahr iſt es — ſo gewiß dieſe leztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendſte Phantaſie des Karrikaturiſten hinter ſich läßt, ſo gewiß ſie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreueſten Kopiſten nicht ſelten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen: ſo wenig wird ſie jedennoch dieſe Idee unſers Dichters mit einem einzigen Beiſpiel zu rechtfertigen wiſſen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tauſendjährigen Vorbereitung, ſo unbändig über ihre Ufer träte — wenn ich Dieß auch zugeben könnte — ſündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre erſten Geſetze, der dieſes Monſtrum der ſich ſelbſt befleckenden Natur in eine Jünglingsſeele verlegt? Noch einmal zugegeben, es ſey ſo möglich — wird nicht ein ſolcher Menſch erſt tauſend krumme Labyrinthe der Selbſtverſchlimmerung durchkriechen, tauſend Pflichten verletzen müſſen, um ſie gering ſchätzen zu lernen — tauſend Rührungen der zum Vollkommenen ſtrebenden Natur verfälſchen müſſen, um ſie belachen zu können? — Mit Einem

Wort, wird er nicht erſt alle Auswege verſuchen, alle Verirrungen erſchöpfen müſſen, um dieſes abſcheuliche non plus ultra mühſam zu erklettern? Die moraliſchen Veränderungen kennen eben ſo wenig einen Sprung als die phyſiſchen; auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu ſehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, ehe ich ihr eine ſolche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch ſo viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunter rufen: Der Menſch neigt ſich urſprünglich zum Verderblichen — ich glaube es nicht; ich denke vielmehr überzeugt zu ſeyn, daß der Zuſtand des moraliſchen Uebels im Gemüth eines Menſchen ein ſchlechterdings gewaltſamer Zuſtand ſey, welchen zu erreichen zuvörderſt das Gleichgewicht der ganzen geiſtigen Organiſation (wenn ich ſo ſagen darf) aufgehoben ſeyn muß, ſo wie das ganze Syſtem der thieriſchen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls- und Nervenkraft durch einander geworfen ſeyn müſſen, ehe die Natur einem Fieber oder Convulſionen Raum gibt. Unſerm Jüngling, aufgewachſen im Kreis einer friedlichen, ſchuldloſen Familie — woher kam ihm eine ſo herzverderbliche Philoſophie? Der Dichter läßt uns dieſe Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all den abſcheulichen Grundſätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armſelige Bedürfniß des Künſtlers, der, um ſein Gemälde auszuſtaffiren, die ganze menſchliche Natur in der Perſon eines Teufels, der ihre Bildung uſurpirt, an den Pranger geſtellt hat.

Es ſind nicht ſowohl gerade die Werke, die uns an dieſem grundböſen Menſchen empören — es iſt auch nicht die abſcheuliche Philoſophie — es iſt vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn dieſe zu jenen beſtimmt. Wir hören vielleicht

in einem Kreiſs Vagabunden dergleichen ausſchweifende Bonmots über Moralität und Religion — unſer inneres Gefühl empört ſich dabei; aber wir glauben noch immer unter Menſchen zu ſeyn, ſo lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals ſo grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf ſich nimmt. Wiederum liefert uns die Geſchichte Subjekte, die unſern Franz an unmenſchlichen Thaten weit hinter ſich laſſen, und doch ſchüttelt uns dieſer Charakter ſo ſehr. Man kann ſagen: dort wiſſen wir nur die Fakta, unſre Fantaſie hat Raum, ſolche Triebfedern dazu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien, wohl nicht entſchuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter ſelbſt die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt, unſre Fantaſie wird durch hiſtoriſche Fakta gefeſſelt; wir entſetzen uns über die gräßlichen Sophismen, aber noch ſcheinen ſie uns zu leicht und luftig zu ſeyn, als daß ſie zu wirklichen Verbrechen — darf ich ſagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkoſten ſeiner dramatiſchen Schilderei; tauſend Mordthaten zu geloben, tauſend Menſchen in Gedanken zu vernichten iſt leicht; aber es iſt eine herkuliſche Arbeit, einen einzigen Todtſchlag wirklich zu begehen. Franz ſagt uns in einem Monologe einen wichtigen Grund: „Verflucht ſey die Thorheit unſrer Ammen und Wärterinnen, die unſre Fantaſie mit ſchrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſre kühnſte Entſchloſſenheit ſperren“ u. ſ. f. Aber wer weiß es nicht, daß eben dieſe Spuren der erſten Erziehung in uns unvertilgbar ſind? In der neuen Auflage des

Stücks hat ſich der Dichter gebeſſert. Der Böſewicht hat ſeinen Helfershelfer verloren und iſt gezwungen, ſeine eigenen Hände zu brauchen — „Wie? wenn ich ſelbſt hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte, hinterrücks? — Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe — friſch! ich will's wagen! (Er geht mit ſtarken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in ſchreckhafter Erſchlaffung ſtehen.) Wer ſchleicht hinter mir? — Geſichter, wie ich noch keine ſah! — Schneidende Triller! (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Durch meine Knochen Zermalmung! — Nein! ich will's nicht thun" u. ſ. f. Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder ſeyn, aber er wird ſeinen Bravo an der Seite haben und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft iſt Dieß Feigheit; aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menſchheit mit unter?

Dann ſind auch die Raiſonnemens, mit denen er ſein Laſterſyſtem aufzuſtutzen verſteht, das Reſultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die ſie vorausſetzen, hätten ihn nothwendig veredeln ſollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Muſen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klage und kein Ende! Sonſt iſt dieſer Charakter, ſo ſehr er mit der menſchlichen Natur mißſtimmt, ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt. Der Dichter hat Alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menſchen überhüpft hatte. Dieſer Charakter iſt ein eigenes Univerſum, das ich gern jenſeits der ſublunariſchen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartirt wiſſen möchte; ſeine untreue Seele ſchlüpft geſchmeidig in alle Masken und ſchmiegt ſich in alle Formen; beim Vater hört man ihn

beten, ſchwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger läſtern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verſtändig genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, nie ſo gerecht, ſie bei ſich ſelbſt zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindſamen Helden. Voll gepfropft von ſchweren, entſetzlichen Geheimniſſen, daß er ſelbſt ſeinen Wahnwitz für einen Verräther hält. (Nachdem er aus einer Raſerei, die ſich in Ohnmacht verlor, zu ſich ſelbſt gebracht ward:) „Was hab' ich geſagt? Merke nicht drauf, ich habe eine Lüge geſagt, es ſey was es wolle." — Endlich in der unglücklichen Kataſtrophe ſeiner Intrigue, wo er menſchlich leidet? — Wie ſehr beſtätigt Dieß die allgemeine Erfahrung wieder! — Wir rücken ihm näher, ſobald er ſich uns nähert; ſeine Verzweiflung fängt an, uns mit ſeiner Abſcheulichkeit zu verſöhnen; ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menſchen weinen machen; wir zittern für ihn, und über eben Das, was wir ſo heiß grimmig auf ihn herab wünſchten. Selbſt der Dichter ſcheint ſich am Schluß ſeiner Rolle für ihn erwärmt zu haben; er verſuchte, durch einen Pinſelſtrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm dieſen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir." — Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet ſich in der ganzen Tragödie nur Ein Frauenzimmer, man erwartet alſo billig im Charakter dieſer Einzigen gewiſſermaßen die Repräſentantin ihres ganzen Geſchlechts. Wenigſtens wird die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und Leſers um ſo unverwandter auf ihr haften, je einſamer ſie im Kreiſe der Männer und Abenteurer ſteht; wenigſtens

wird man von den wilden ſtürmiſchen Empfindungen, worin uns die Räuberſcenen herumwerfen, in ihrer ſanften, weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen laſſen, und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks, der lärmende Waffenton hat den leiſern Flötengeſang überſtimmt. Der Geiſt des Dichters ſcheint ſich überhaupt mehr zum Heroiſchen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er iſt glücklich in vollen ſaturirten Empfindungen, gut in jedem höchſten Grade der Leidenſchaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher ſchuf er uns hier ein weibliches Geſchöpf, wobei wir, unbeſchadet all der ſchönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer Das vermiſſen, was wir zuerſt ſuchen, das ſanfte, leidende, ſchmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt ſie im ganzen Stück durchaus zu wenig; ihr Roman bleibt durch die drei erſten Akte immer auf eben derſelben Stelle ſtehen (ſo wie, beiläufig zu ſagen, das ganze Schauſpiel in der Mitte erlahmt). Sie kann ſehr artig über ihren Ritter weinen, um den man ſie geprellt hat, ſie kann auch den Betrüger aus vollem Halſe heruntermachen, der ihn weggebiſſen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergeſſen, oder durch einen Andern zu erſetzen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks geleſen, und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahne auch nicht, was etwa mit ihr geſchehen konnte; kein zukünftiges Schickſal iſt angekündet oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur lezten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.

Dieſes iſt ſchlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben iſt. Aber vom vierten Akt an wird er ganz wieder er ſelbſt. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die intereſſante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in ſeinem Strahle, erwärmt ſich an ſeinem Feuer, ſchmachtet neben dem Starken, und iſt ein Weib neben dem Mann. Die Scene im Garten, welche Verfaſſer in der neuen Auflage verändert liefert, iſt ein wahres Gemälde der weiblichen Natur und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbſtgeſpräch, worin ſie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gaſt iſt) als gegen einen Meineid kämpft, erſcheint er ſelbſt:

Räuber Moor. Ich kam, um Abſchied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — Bleiben Sie — Glücklich! Glücklich! Wären Sie nur jezt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann geweſen? — Leben Sie wohl.

Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung. (Die Hände ringend.) Gott! und warum war ſie es nicht? — Graf! was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerſtören?

R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz ſo rein, ehe meine Augen Sie ſahen! — O, daß ſie erblindeten dieſe Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor. Mir! Mir dieſen Fluch, mein Engel? Dieſe Augen ſind unſchuldig wie dieß Herz.

Amalia. Ganz ſeine Blicke! — Graf! ich beſchwöre Sie, kehren Sie dieſe Blicke von mir, die mein Innerſtes durchwüthen! — Ihn — Ihn ſelbſt heuchelt ſie mir in dieſen Blicken vor, Phantaſie, die Verrätherin — Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgeſtalt wieder, und mir iſt beſſer.

R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügſt, Mädchen.

Amalia (zärtlicher). Und ſollteſt du falſch ſeyn, Graf? Sollteſt du kurzweilen mit meinem ſchwachen weiblichen Herzen? — Doch, wie kann Falſchheit in einem Auge wohnen, das ſeinen Augen aus dem Spiegel gleicht! — Ach! und erwünſcht! wenn es auch wäre! Glücklich! wenn ich dich haſſen müßte! — Weh mir, wenn ich dich nicht lieben könnte.

R. Moor (drückt ihre Hand wüthend an den Mund).

Amalia. Deine Küſſe brennen wie Feuer.

R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh — noch iſt es Zeit! Noch! — Stark iſt die Seele des Mannes! — Feure auch mich an mit deinem Muth, Mann mit der ſtarken Seele!

R. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier — (das Haupt an ihre Bruſt gedrückt) und hier will ich ſterben.

Amalia. Weg! laß mich! — Was haſt du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! — Gottloſes Feuer ſchleicht in meinen Adern. (Sie ſträubt ſich unmächtig gegen ſeine Beſtürmungen.) Und mußteſt du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerſtören, die dem Tode trozte? (Sie drückt ihn feſter an die Bruſt.) Gott vergebe dir's, Jüngling! u. ſ. f.

Der Ausgang dieſer Scene iſt höchſt tragiſch, ſo wie ſie

überhaupt zugleich die rührendſte und entſetzlichſte iſt. Der Graf hat ihr den Trauring, den ſie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger geſpielt, ohne daß ſie ihn erkannt hätte. Nun iſt er mit ihr am Ziele — wo er ſie verlaſſen und ſich ihr zu erkennen geben ſoll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geſchichte, die ſie für eine andere auslegt, war ſehr intereſſant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Scene endet alſo:

R. Moor. Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich! daß ſie dich von ſich ſtieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil ſie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O, dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen. Sie ſey meine Schweſter, und dann noch eine beſſere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen und die Liebe mit Entſetzen zurückprallt — Ewigkeit iſt ihr Name — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es Alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn ſie wähnen, einen Engel zu umhalſen, und ein Todtſchläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! Sie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigſten Rührung). Ich beweine ſie!

R. Moor (nimmt ſtillſchweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich ſelber (und ſtürzt hinaus).

Amalia (niedergeſunken). Karl! Himmel und Erde!

Noch wäre ein Wort über die zweideutige Kataſtrophe der ganzen Liebesgeſchichte zu ſagen. Man frägt: war es tragiſch, daß der Liebhaber ſein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es nothwendig?

War kein minder ſchrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das Lezte zuerſt antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchſt undramatiſch wäre eine Reſignation geweſen. Zwar vielleicht dieſe lezte möglich und ſchön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerſt widrig auf Seiten des Mädchens! Soll ſie heimgehen und ſich tröſten über Das, was ſie nicht ändern kann? Dann hätte ſie nie geliebt. Soll ſie ſich ſelbſt erſtechen? Mir ekelt vor dieſem alltäglichen Behelf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden Hals über Kopf abſchlachten, damit dem hungrigen Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter ſelbſt und beantworte ſich dann gelegenheitlich auch die übrigen Fragen. R. Moor hat Amalien auf einen Stein geſezt und entblößt ihr den Buſen.

R. Moor. Schaut dieſe Schönheit, Banditen! — Schmelzt ſie euch nicht? — Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt, angebetet. Bis ans Thor des Paradieſes bin ich gekommen. — Sollten mich meine Brüder zurückſchleudern?

(Die Räuber ſtimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entſchloſſen). Genug. Bis hieher, Natur! Jezt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegen mit Majeſtät) euer Hauptmann Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Herrn rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme:) Streckt die Gewehre! Euer Herr ſpricht mit euch!

(Die Räuber laſſen zitternd ihre Waffen fallen.)

R. Moor. Seht! Nun ſeyd ihr Nichts mehr als Knaben und ich — bin frei. Frei muß Moor ſeyn, wenn er groß ſeyn will. Um ein Elyſium voll Liebe iſt mir dieſer

Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen; der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit — Thaten wie dieſe überlegt man, wenn ſie gethan ſind. Ich will hernach davon reden.

(Er ermordet das Mädchen.)

Die Räuber preiſen den Sieg ihres Fürſten. Aber nun ſeine Empfindungen nach der That.

K. Moor. Nun iſt ſie mein (indem er ſie mit dem Schwert bewacht). Mein — oder die Ewigkeit iſt die Grille eines Dummkopfs geweſen. Eingeſegnet mit dem Schwert, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß! —

Und er muß ſüß geweſen ſeyn, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (ſterbend im Blut). Süß (ſtreckt die Hand aus und ſtirbt).

K. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Geſellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande. — Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet, Banditen! Wir ſind quitt. Auf dieſer Leiche liegt meine Handſchrift zerriſſen — Euch ſchenk' ich die eurige u. ſ. f.

Offenbar krönt dieſe Wendung das ganze Stück und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er ſoll zärtlich und ſchwach ſeyn, und iſt klagend und kindiſch. Man ſieht es ſchon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an ſich plump und vermeſſen genug ſind, gar zu einfältig glaubt. Ein ſolcher Charakter kam freilich dem

Dichter zu Statten, um Franzen zum Zweck kommen zu laſſen; aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Anſehen nach ſeinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, ſeine ganze Klugheit an ihm zu verſchwenden? Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieſes Leztern noch nachholen, daß ſein Kopf mehr verſpricht, als ſeine Intriguen erfüllen, welche, unter uns geſagt, abenteuerlich, grob und romanhaft ſind. So miſcht ſich in die Bedauerniß über den Vater ein gewiſſes verachtendes Achſelzucken, das ſein Intereſſe um Vieles ſchwächt; ſo gewiß zwar eine gewiſſe Paſſivität des Beleidigten unſern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhizt als eine Selbſtthätigkeit des erſtern, ſo gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu intereſſiren — und wenn dieſe Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht ſie ſonſt? — Auf die moraliſchen? — Aber man weiß, wie genau ſich dieſe lezteren mit den erſten amalgamiren müſſen, um anziehend zu ſeyn. Ueberdieß iſt der alte Moor mehr Betſchweſter als Chriſt, der ſeine religiöſen Sprüche aus ſeiner Bibel herzubeten ſcheint. Endlich ſpringt der Verfaſſer mit dem armen Alten gar zu tyranniſch um, und unſerer Meinung nach hätte dieſer, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen ſollen. — Er hat ein gar zähes Froſchleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter iſt ja auch Arzt und wird ihm ſchon Diät vorgeſchrieben haben.

In den kontraſtirenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Koſinsky, Schweizer iſt der Verfaſſer

glücklicher geweſen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder Das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu intereſſiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermanns, die im erſten Plan höchſt fehlerhaft war, iſt in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es iſt eine intereſſante Situation, wie ſich in der Mitte des vierten Akts die beiden Schurken an einander zerſchlagen. So wie ſich der Charakter Hermanns erhob, wurde der Charakter des alten Daniel in Schatten geſtellt.

Die Sprache und der Dialog dürften ſich gleicher bleiben und im Ganzen weniger poetiſch ſeyn. Hier iſt der Ausdruck lyriſch und epiſch, dort gar metaphyſiſch, an einem dritten Ort bibliſch, an einem vierten platt. Franz ſollte durchaus anders ſprechen. Die blumige Sprache verzeihen wir nur der erhizten Phantaſie, und Franz ſollte ſchlechterdings kalt ſeyn. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopſtock geleſen. Wenn man es dem Verfaſſer nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er ſich in ſeinen Shakſpeare vergafft hat, ſo merkt man es deſto gewiſſer an den Ausſchweifungen. Das Erhabene wird durch poetiſche Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrſten fühlte und am durchdringendſten bewegte, ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zu der Ode verweiſen.

Gewiſſe hiſtoriſche Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage iſt die Geſchichte in die Errichtung des deutſchen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeſchnitten, die Zeit wurde verändert, Fabel und

Charaktere blieben. So entſtand ein buntfarbiges Ding, wie die Hoſen des Harlekin, alle Perſonen ſprechen um viel zu ſtudirt, jezt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchahen oder geſtattet werden durften. Auch ſollte durchgängig mehr Anſtand und Milderung beobachtet ſeyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anſchaulichen Kunſt erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfaſſer kann vorwenden: ich habe Räuber geſchildert, und Räuber beſcheiden zu ſchildern, wäre ein Verſehen gegen die Natur — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geſchildert?

Nun das Stück von Seiten ſeiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (beſonders wenn er ſie mitbringt), Halbdenkern und äſthetiſchen Maulaffen darf man es kühnlich konfiſciren.

Endlich der Verfaſſer — man frägt doch gern nach dem Künſtler, wenn man ſein Tableau umwendet — Seine Bildung kann ſchlechterdings nur anſchauend geweſen ſeyn; daß er keine Kritik geleſen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich ſeine Schönheiten und noch mehr ſeine koloſſaliſchen Fehler. Er ſoll ein Arzt bei einem würtembergiſchen Grenadierbataillon ſeyn, und wenn Das iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis eben ſo lieben als in Aeſtheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.

Anhang über die Vorſtellung der Räuber.

(Das Stück iſt zu verſchiedenen Malen in Mannheim geſpielt worden. Ich hoffe meine Leſer zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Correſpondent, der, dem Schauſpiel zu Gefallen, dahin abgereiſt war, auf Anſuchen darüber geſchrieben hat.)

Worms, den 15. Jänner —82.

Vorgeſtern endlich ging die Vorſtellung der Räuber des Herrn Schiller vor ſich. Ich komme ſo eben von der Reiſe zurück, und noch warm von dem Eindruck, ſetze ich mich nieder, Ihnen zu ſchreiben. Nun erſt muß ich erſtaunen, welche unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe der Herr Präſident von Dalberg beſiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftiſchen zu können. Der Herr Verfaſſer hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geiſt Dalbergs beſeelt; für alle übrigen, die ich wenigſtens kenne, bleibt es nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwiſchen den Scenen, damit Maſchiniſten und Schauſpieler Zeit gewännen; man ſpielte Zwiſchenakte, und ſo entſtanden ſieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Perſonen erſchienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Herr Danzy hatte auch die Zwiſchenakte neu aufgeſezt, ſo daß nur die Unkoſten der erſten Vorſtellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewieſen wurde. Das Stück ſpielte ganze vier Stunden, und mich däucht, die Schauſpieler hatten ſich noch beeilt.

Doch — Sie werden ungeduldig ſeyn, vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichſte Wirkung. Herr Bök, als Räuberhauptmann, erfüllte ſeine Rolle, ſo weit es dem Schauſpieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts geſpannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetiſchen Sprache den Mond und die Sterne beſchwören — Sie müſſen wiſſen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne geſehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgabe ſeines Laufs ein natürliches ſchreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Bök für ſeine Rolle nicht Perſon genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorſtellte, hat mir (doch entſcheidend ſoll meine Meinung nicht ſeyn) am vorzüglichſten gefallen. Ihnen geſteh' ich es, dieſe Rolle, die gar nicht für die Bühne iſt, hatte ich ſchon für verloren gehalten, und nie bin ich noch ſo angenehm betrogen worden. Iffland hat ſich in den lezteren Scenen als Meiſter gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenſtand, das ruchloſe Nein ſagen, und dann wiederum, wie von einer unſichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umſinken: „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn ſollen ſehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn ſchon die Gemächer des Schloſſes brannten — Wenn nur Herr Iffland ſeine Worte nicht ſo verſchlänge und ſich nicht im Deklamiren ſo überſtürzte! Deutſchland wird in dieſem jungen Mann noch einen Meiſter finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer ſpielte den Herrmann unverbeſſerlich, auch Koſinsky

und Spiegelberg wurden ſehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindeſten, ungemein. Ich fürchtete Anfangs für dieſe Rolle, denn ſie iſt dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani ſpielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragiſchen Situationen, nur zu viel Theater=Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er ſchon von Haus aus durch den Dichter verdorben iſt.

Wenn ich Ihnen meine Meinung deutſch herausſagen ſoll — dieſes Stück iſt dem unerachtet kein Theaterſtück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, ſo iſt es für die Bühne ermüdend und ſchwer. Ich hätte den Verfaſſer dabei gewünſcht, er würde viel ausgeſtrichen haben, oder er müßte ſehr eigenliebig und zäh ſeyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belaſten. Man hätte drei Theaterſtücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man ſpricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigſtens iſt Dieß die beſte Gewähr für den Geiſt des Verfaſſers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrath Schwan, der zur Aufnahme des Stücks ſehr viel beigetragen hatte und ein eifriger Liebhaber davon iſt, wird es herausgeben.

Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ. f.

Plan einer dramaturgiſchen Monatſchrift.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer dramaturgiſchen Monatſchrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beſchaffenheit dem ganzen deutſchen Publikum vorlegt, entſchloß ich mich, dieſes Werk anzugreifen und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von dieſem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geſchichte des hieſigen Theaters, von ſeinem erſten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit ſeinen Hauptrevolutionen und dem Verdienſt ſeiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine General-Ueberſicht von Direktion, Oekonomie, Polizei und dem gegenwärtig herrſchenden Geſchmack auf demſelben.

3) Das Perſonal der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte, Rollenfach, Debüts und die individuelle Kritik über einen jeden beſonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichſten, auf dieſer Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die Beſchließungen des Ausſchuſſes, oder Theaterſenats.

6) Aufſätze über die dramatiſche Kunſt, theils von Schauſpielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze Syſtem dieſer Kunſt enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entſcheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbeſtimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miszellaneen, ausgeſezt.

Den Herausgeber dieſes Werkes in die Verfaſſung zu ſetzen, daß er es mit dem ganzen Maß ſeiner Kräfte und freiem, unbefangenem Kunſtgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er, durch eine anſtändige Vergütung von Seiten des Theaters unterſtüzt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhangen. Wenn alſo die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, welche ihr aus Vollendung dieſes Werkes zufließen, mit einem Aufwand von fünfzig Dukaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, ſo iſt der Plan ſeiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichſt vollkommenen Ausarbeitung dieſer Schrift; verſpreche, ſolche mit Anfang des Auguſts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des Uebrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monat eine beſtimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürſtlich hohe Theatralintendanz hat alſo bei dem ganzen Unternehmen Nichts zu thun, Nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieſes Entwurfs den Herausgeber zur Ausführung deſſelben zu beſtimmen.

Gegeben Mannheim am 2. Julius 1784.

Friedrich Schiller.

Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorleſung, gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft am 26. des Junius 1784 von F. Schiller, Mitglied dieſer Geſellſchaft und herzogl. weimariſchem Rath.

Wenn uns der natürliche Stolz — ſo nenne ich die erlaubte Schätzung unſers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlaſſen ſoll, ſo iſt wohl das Erſte Dieſes, daß wir uns ſelbſt zuvor die Frage beantworten, ob das Geſchäft, dem wir jezt den beſten Theil unſrer Geiſteskraft hingeben, mit der Würde unſers Geiſtes ſich vertrage, und die gerechten Anſprüche des Ganzen auf unſern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchſte Spannung der Kräfte — nur ihre edelſte Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel iſt, nach welchem wir ſtreben, je weiter, je mehr umfaſſend der Kreis, worin wir uns üben, deſto höher ſteigt unſer Muth, deſto reiner wird unſer Selbſtvertrauen, deſto unabhängiger von der Meinung der Welt. Denn nur wenn wir bei uns ſelbſt erſt entſchieden haben, was wir ſind, und was wir nicht ſind, nur dann ſind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblaſen, oder durch Geringſchätzung feig zu werden.

Woher kommt es aber — dieſe Bemerkung hat ſich mir aufgedrungen, ſeitdem ich Menſchen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsſtolz ſo gern im entgegengeſezten Verhältniß mit dem wahren Verdienſte ſteht? Daß die

Meiſten ihre Anforderungen an die Achtung der Geſellſchaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem ſich ihr Einfluß auf dieſelbe vermindert? — Wie beſcheiden erſcheint nicht oft der Miniſter, der das Steuerruder des Landes führt, und das große Syſtem der Regierung mit Rieſenkraft wälzt, neben dem kleinen Hiſtrionen, der ſeine Verordnungen zu Papier bringt — wie beſcheiden der große Gelehrte, der die Grenzen des menſchlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Welttheile ſchimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der ſeine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt. Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchäzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter und Nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künſte herunter ſehen — und dieſe Verhältniſſe werden ſich forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit als zwei verſöhnte Geſchwiſter umarmen.

Es iſt leicht einzuſehen, in wie fern dieſe Bemerkung mit der Frage zuſammenhängt: „Was wirkt die Bühne?“ — Die höchſte und lezte Forderung, welche der Philoſoph und Geſetzgeber einer öffentlichen Anſtalt nur machen können, iſt Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Was die Dauer des phyſiſchen Lebens erhält, wird immer ſein erſtes

Augenmerk ſeyn, was die Menſchheit innerhalb ihres Weſens veredelt, ſein höchſtes; Bedürfniß des Thiermenſchen iſt älter und dringender — Bedürfniß des Geiſtes vorzüglicher, unerſchöpflicher. Wer alſo unwiderſprechlich beweiſen kann, daß die Schaubühne auf Menſchen und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den erſten Anſtalten des Staats entſchieden.

Die dramatiſche Kunſt ſezt mehr voraus, als jede andere von ihren Schweſtern. Das höchſte Produkt dieſer Gattung iſt vielleicht auch das höchſte des menſchlichen Geiſtes. Das Syſtem der körperlichen Anziehung und Shakſpeare's Julius Cäſar — es ſteht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geiſter die menſchlichen wägen, um einen mathematiſchen Punkt überſchlagen wird. Wenn Dieß entſchieden iſt — und entſchied nicht der unbeſtechlichſte Richter, die Nachwelt? — warum ſollte man nicht vor allen Dingen dahin befliſſen ſeyn, die Würde einer Kunſt außer Zweifel zu ſetzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geiſtes und des Herzens beſchäftigt? Es iſt Verbrechen gegen ſich ſelbſt, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchſten Intereſſe der Menſchheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenſtand undankbar verſchwendet wird. Iſt es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabſtammſt, ſind alle deine geprahlten Einflüſſe wirklich nur ſchöne Chimären deiner Bewunderer, iſt die Menſchheit nicht deine Schuldnerin — o ſo zerreiße deinen unſterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Poſaune von ihr ſchweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein ſchwacher Augenblick ihres Schöpfers, der ſeine Würde

vergaß — der geprieſene Hamlet nichts als eine Majeſtäts-verletzung des Dichters gegen den himmliſchen Genius.

Ueber keine Kunſt iſt — ſo viel ich weiß — mehr geſagt und geſchrieben worden, als über dieſe; über keine weniger entſchieden. Die Welt hat ſich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit ging verloren durch Uebertreibung. Der härteſte Angriff, den ſie erleiden mußte, geſchah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtſinn, die Frechheit, auch ſelbſt die Abſcheulichkeit Derer, die ſie ausüben, kann der Kunſt ſelbſt nicht zur Laſt fallen. Die meiſten eurer dramatiſchen Schilderungen, und ſelbſt die am meiſten geprieſenen, was ſind ſie anders, ſpricht man, als feine, verſteckte Giftmiſcherei, künſtlich aufgepuzte Laſter, weichliche oder großſprechende Tugenden? — Eure Repräſentanten der Menſchheit, eure Künſtler und Künſtlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den ſie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menſchheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die lezte Zuflucht des geſättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft dieſe hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an ſehr kleinen Thronen? — Alle dieſe Ausrufungen ſind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Chriſtus Religion war das Feldgeſchrei, als man Amerika entvölkerte — Chriſtus Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens und Ravaillac, und ſchoß Karl IX. auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die ſanftmüthigſte der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit ſich feierlich losſagen würde?

Eben ſo wenig darf die Kunſt es entgelten, daß ſie in Europa nicht iſt, was ſie in Aſien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht iſt, was unter Aſpaſia und Perikles. Genug für ſie, daß ſie es damals geweſen, und daß die Nation, bei welcher ſie blühte, noch jezt unſer Muſter iſt — aber ich ſchreite zur Unterſuchung ſelbſt.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

(*Anmerkung.* Ehe ich mich im zweiten Heft der Thalia ausführlicher über dieſe Bühne erkläre, ſende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorſtellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.)

Neujahr. *Die Kriegsgefangenen*[1])*.

2. Jänner. *Oda*, oder die Frau von zwei Männern[2]), zum Erſtenmale. — Ein widriges unnatürliches Ding — zuſammengeraffte Theaterflitter ohne Geſchmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennſchüb, als Oda, ſpielte vortrefflich. Die abgeſchmackten Eremiten wurden durch Herrn Becks und Herrn Ifflands[3]) Spiel um nichts erträglicher.

4. Jänner. *Der Deſerteur*[4]) von Mercier.

6. Jänner. *Günther von Schwarzburg*[5]), eine Nationaloper von Holzbauer und Klein, zum Erſtenmal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und muſikaliſche Schönheit ſchülerhafte Vorſtellung

* Die Erläuterung der in dieſem Artikel angeführten Noten 1—26 findet ſich in der Anmerkung Nr. 5. am Schluß des Bandes.

ſich vergeſſen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete ſich zu ſeinem Vortheile aus. Demoiſelle Schäfer iſt eine anerkannte vortreffliche Sängerin.

9. Jänner. Die Eiferſüchtigen[6]), oder alle irren ſich. Eine drollige Farce, die hier ſehr lebhaft geſpielt wird.

11. Januar. Juliane von Lindorak[7]). Madame Genſike zeigte ſich als Künſtlerin von Kopf; warum rührte ſie aber ſo wenig? — Zum Beſchluß, die beiden Portraits[8]). Verdient der Geſchmack von Mannheim keine beſſere Bewirthung?

13. Jänner. Jeannette[9]). Gewöhnlicherweiſe laſſen uns unſere Sängerinnen die Schönheit ihres Geſangs durch deſto ſchlechteres Spiel entgelten. Dem. Schäfer mißfällt auch als Schauſpielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der ſchwatzhaften Gräfin. Zum Beſchluß war Pygmalion[10]) von Rouſſeau und Benda. Herr Beck als Pygmalion ſpielte dem ſtrengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunſt nicht. Kunſtbegeiſterung verſtehen nur wenige. Das ſüße Erſtaunen Pygmalions, beim Aufleben ſeiner Galathee, ließ mich kalt. Es ſchien, als hätte die Göttin ſeinen Wunſch erhört und das Feuer des Künſtlers ſeiner Statue gegeben. Madame Genſike führte die kleine, aber delikate Rolle der Galathee mit ſehr vielem Anſtand, aber ſehr fehlerhaftem Koſtüme aus.

16. Jänner. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

18. Januar. Kabale und Liebe[11]). Herr Beck, als Major, überraſchte einigemal durch Größe ſeines tragiſchen Spiels ſelbſt den Verfaſſer. Demoiſ. Baumann ſpielte die Louiſe Millerin ganz vortrefflich, und in den lezten Akten vorzüglich mit ſehr viel Empfindung. Mad. Rennſchüb

ſpielte in der Rolle der Engländerin Manches vortrefflich, aber ſie iſt ihr nicht ganz gewachſen. Dennoch würde Mad. Rennſchüb [12]) eine der beſten Schauſpielerinnen ſeyn, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Muſikus, ſoviel er wenigſtens davon auswendig wußte. Den Hofmarſchall ſpielte Herr Rennſchüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöſchel gefiel in dem fürſtlichen Kammerdiener.

20. Jänner. Die väterliche Rache [13]). Wird hier ſehr gut gegeben.

23. Jänner. Die Spieler [14]), ein Luſtſpiel von Herrn Beil, zum Erſtenmale. Wären die Charaktere dieſes Stücks nicht aus der verworfenſten Menſchenklaſſe — profeſſionirten Spielern — genommen, wechſelte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothiſch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewiſſe unverkennbare Schönheiten dieſes Luſtſpiels gerechter geweſen ſeyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die dieſem unendlich weit nachſtehen? Fürchten ſich vielleicht unſere franzöſirenden Herren und Damen, ein Stück ſchön zu finden, wo man ſie mit einem Scharfrichter in Konverſation bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten ſchürzt, und eine engliſche Dogge ihn entwickelt? Dieß und noch mehr würde man dem Verfaſſer vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten ſeines Stücks guten Willen genug hätte. Die Epiſoden des jungen Werneck und des wackern Bedienten Korns haben ſehr viel Wahres und Rührendes, und ſind mit Delikateſſe behandelt. Es koſtet mir Ueberwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu

dürfen. Herr Gern und Pöſchel ſpielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde, edle Spiel des Herrn Iffland.

25. Jänner. Der Adjutant[15]) und der Dorfjahrmarkt[16]). In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im leztern beſonders als der wirklich große komiſche Spieler[17]).

27. Jänner. Die Nebenbuhler.

30. Jänner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kaſſe.

1. Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfaſſers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslaſſungen. Die Leere des Hauſes war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent ſeiner Schauſpieler iſt.

2. Februar. Graf Eſſex[18]), zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiſelle Witthöft vom Berliner Theater.

Dieſe, in jedem Betracht ſchätzbare Künſtlerin kündigte ſich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Bök[19]), als Graf Eſſex, ſpielte meiſterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer geſehen. Seine wahrhaftig hohe Darſtellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünſchen übrig. Madame Rennſchüb mißfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Dem. Witthöft in dieſer Rolle geſehen. Herrn Böks Verdienſt war um ſo hervorſtechender, je mehr einige andere den Ritter vom Hoſenbande vernachläſſigten. Schiefes Spiel vergibt man dem ſchwachen Kopf; aber den Schauſpieler, der ſich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der jezt da ſteht und ſeinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, ſollten die Geſetze beſtrafen. — Mad. Brandel hatte dieſen

Abend eigentlich die Nottingham zu ſpielen, ſie vergriff ſich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

1. Februar. Der argwöhniſche Ehemann [20]). Zum Debüt der Dem. Witthöft. Dieſe vortreffliche Schauſpielerin hat ihre größte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beſeelen ihr ganzes Spiel.

6. Februar. Günther von Schwarzburg.

13. Februar. Der argwöhniſche Ehemann, wiederholt auf Begehren.

13. Februar. Lanaſſa [21]). In dieſer Rolle ließ mir Dem. Witthöft noch etwas zu wünſchen übrig.

15. Februar. Das Präferenzrecht [22]). Zum Beſchluß: Wer wird ſie kriegen?

17. Februar. Oda, zum Zweitenmal.

20. Februar. Der Weſtindier [23]). Herr Witthöft, zu deſſen Debüt dieſes Schauſpiel gegeben ward, ſchenkte dem Publikum unſchuldiger Weiſe einen ſehr herrlichen Abend. Herr Beck, als Weſtindier, ſpielte groß. Dieſe Rolle ſchien ganz nur für ihn geſchaffen zu ſeyn, und ſchwerlich wird ihn ein deutſcher Schauſpieler darin erreichen. Dem. Witthöft erhielt auch hier den lauteſten und verdienteſten Beifall.

22. Februar. Die Läſterſchule [24]). Ein bekanntes gutes Theaterſtück aus dem Engliſchen.

24. Februar. Die olympiſchen Spiele. Ein Singſpiel.

27. Februar. König Lear. In dieſer großen Rolle erſcheint Herr Iffland im ganzen Umfang ſeiner Kunſt. Ich behalte mir die Freiheit vor, über Das, was ich an ſeinem Spiel bewundere, und was ich nicht bewundere, ein andermal weitläuftiger zu reden. Dem. Witthöft rührte ſehr als Kordelia. Regan und Gonerill? — Madame Rennſchüb behagt mir zehnmal beſſer in ihren guten Weibern, als in

ihren ſchlechten Prinzeſſinnen. Herr Bök mißfiel in der Rolle des Edgar. Er iſt zu kalt, und wo er den wahnſinnigen Tom ſpielt, ſchadet er der tragiſchen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eiferſucht auf der Probe[25]). Ein ſehr gutes Singſpiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil ſpielte den Odoardo meiſterhaft. Dem. Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennſchüb wurde — warum? weiß das Publikum vielleicht ſelbſt nicht — als Klaudia beklatſcht. Madam Genſike ſpielte die Gräfin Orſina beſſer als ſonſt und wurde einſtimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig iſt die Nationalbühne zu Mannheim beſchäftigt, Shakſpeares Julius Cäſar[26]), nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutiſchen. Das römiſche Koſtüme erfordert erſtaunlichen Aufwand, und alle Anſtalten zu dieſem Stück verſprechen eine außerordentliche Vorſtellung.

Weimariſcher neudekorirter Theater-Saal. Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte durch Schiller.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)

Es kann nicht ohne Intereſſe für Sie ſeyn, daß Herr Profeſſor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigſtem Urlaub ſeines Landesherrn ſich ſeit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere neue Einrichtung unſers Theaterſaals in Kurzem vollenden wird. Die Anlage iſt geſchmackvoll; ernſthaft ohne

ſchwer, prächtig ohne überladen zu ſeyn. Auf elliptiſch=geſtellten Pfeilern, die das Parterre einſchließen und wie Granit gemalt ſind, ſieht man einen Säulenkreis von doriſcher Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuſchauer, hinter einer bronzenen Baluſtrade, beſtimmt ſind. Die Säulen ſelbſt ſtellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäler ſind bronzirt, das Geſims von einer Art grau=grünlichem Cippolin, über welchem, lothrecht auf den Säulen, verſchiedene Masken aufgeſtellt ſind, welche, von der tragiſchen Würde an bis zur komiſchen Verzerrung, nach alten Muſtern, mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Geſims iſt noch eine Gallerie angebracht. Der Vorhang iſt dem Geſchmacke des Uebrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen, ſich ſelbſt, ſo wie die beliebte Schauſpieler=Geſellſchaft, bald in dieſem, zwar kleinen, aber nunmehr ſehr gefälligen Bezirk wieder zu ſehen.

An dem Lobe, das man dieſer neuen Einrichtung gibt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unſere Gäſte erfreulich iſt, nehmen Sie gewiß auch Antheil, da es einem Ihrer Landsleute ertheilt wird, der ſich dadurch um unſere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeineres Intereſſe wird die Nachricht erregen, daß wir dieſen Winter die dramatiſchen Bemühungen, welche Herr Hofrath Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutſchen Geſchichte gewidmet hat, nach und nach auf unſerer Bühne ſehen werden.

Ich ſage nach und nach, denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes ſezte den Verfaſſer gar bald in die Nothwendigkeit, ſeine Darſtellung nicht als ein einziges Stück, ſondern als einen Cyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geſchichte eines einzelnen Mannes,

oder von Verflechtung einer beſchränkten Begebenheit die Rede, ſondern das Verhältniß großer Maſſen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeiſtert iſt, der ſie zuſammengebracht hat, ſie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zuſtand eines bedeutenden Generals unter höchſte kaiſerliche Befehle, der Widerſpruch dieſer Subordination mit der Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters, mit der Eigenſüchtigkeit ſeiner Plane, mit der Gewandtheit ſeiner Politik. Dieſe und andere Betrachtungen haben den Verfaſſer bewogen, das Ganze in drei Theile zu ſondern.

Das erſte Stück, das den Titel „Wallenſteins Lager" führt, könnte man unter der Rubrik eines Luſt- und Lärmſpieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallenſteiniſchen. Man bemerkt den Unterſchied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier iſt der übermächtige und übermüthige Zuſtand des Soldaten geſchildert, der ſich nun ſchon ſechszehn Jahre in einem wüſten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinſchleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtſinniger, einen Dienſt nach dem andern verlaſſender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutſchlands, wie es ſich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerſtörten und traurigen Zuſtand befinde. Wir hören die vornehmſten Städte unſers Vaterlandes nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigſten Begebenheiten angeſpielt, ſo daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter

dieſer Geſellſchaft einheimiſch werden. Das Stück iſt nur in Einem Akte und in kurzen gereimten Verſen geſchrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrſcht, beſonders glücklich ausdrücken, und durch Rhythmus und Reim uns ſchnell in jene Zeiten verſetzen. Indem das Stück ſich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit ſich führe, was Bedeutendes zunächſt bevorſtehe.

Der Hof will einen Theil von der Wallenſteiniſchen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden ſchicken. Der Soldat glaubt hier die Abſicht zu ſehen, die man hege, Wallenſteins Anſehen und Gewalt allmälig zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umſtände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräſentanten wir ſehen, ſich für berechtigt, gegen dieſe Ordre Vorſtellungen zu thun; ſie ſind entſchloſſen, bei ihrem General beiſammen und zuſammen zu bleiben, zwar für den Kaiſer zu ſiegen oder zu ſterben, jedoch nur unter Wallenſtein. In dieſer bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende iſt vorbereitet. Nunmehr iſt uns Wallenſteins Element, auf welches er wirkt, ſein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man ſah die Truppen zwiſchen Subordination und Inſubordination ſchwanken; wohin ſich die Wage zulezt neigen wird, und auf welche nächſte Veranlaſſung? ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenſtein ſich dereinſt vom Kaiſer losſagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den erſten und eigentlichen Souverän unerſchütterlich ſeyn werde? Das iſt die Frage, die abgehandelt, deren Entſcheidung dargeſtellt werden ſoll. Ein ſolcher Mann ſteht und fällt nicht als ein einzelner Menſch;

die Umgebung, die er ſich geſchaffen hat, trägt und hält ihn, ſo lange ſie beiſammen bleibt, oder läßt ihn, indem ſie ſich trennt zu Grunde ſinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel: „Piccolomini“, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenſtein, indeſſen dieſer noch ungewiß iſt, was er thun könne und ſolle.

Das dritte Stück endlich ſtellt „Wallenſteins Abfall und Untergang“ dar. Beide ſind in Jamben geſchrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Sylbenmaß des Vorſpiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfaſſer, mit Recht beſorgt, wie dieſe bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatiſcher Gegenſtände auf das deutſche Theater überhaupt einzuleiten ſey, will ſich erſt durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktionen, den Schauſpieler, den Zuſchauer mit einem ſolchen Wageſtück zu verſöhnen; es muß ſich entſcheiden, ob alle Parteien dabei zu gewinnen glauben, um eine ſolche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichſam geſchloſſenen Geſellſchaft ſpielt, die nicht bloß von der Mode des Augenblicks beſtimmt wird, die nicht allzufeſt am Gewohnten hangt, ſondern ſich ſchon öfters an mannigfaltigen originalen Darſtellungen ergözt hat, und durch die Bemühungen der eigenen Schauſpieler ſowohl, als durch die zweimalige Erſcheinung Ifflands vorbereitet iſt, auf das Künſtliche und Abſichtliche dramatiſcher Arbeiten zu achten, ſo wird ein ſolcher Verſuch deſto möglicher und für den Verfaſſer deſto belehrender ſeyn.

Wenn das erſte Stück, wozu ſchon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben iſt, erfahren Sie ſogleich die

Wirkung, um ſelbſt beurtheilen zu können, was ſich etwa im Allgemeinen für dieſes Unternehmen prognoſticiren laſſe.

Am 29. September 1798.

Eröffnung des Weimariſchen Theaters.

(Aus einem Briefe.)

Freitag, den 12. Oktober, iſt unſer Theater eröffnet worden. Die architektoniſche Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt, der Zuſchauer fand ſich ſelbſt auf einen würdigen Schauplatz verſezt und fühlte ſich berechtigt, auch von dem Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für Diejenigen aber, die mit dieſer neuen Anlage ſchon vertraut waren und ſie bei Proben erleuchtet geſehen hatten, machte ſie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauſpielhaus nämlich kann leer nicht beurtheilt werden; es mag angelegt und verziert ſeyn, wie es will, ſo iſt ein zahlreiches Publikum doch die beſte Zierde. Und obgleich bei dem unſern die Architektur ſehr mannigfaltig an Form, Farbe und Vergoldung iſt, ſo bleibt es doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verſchwindet vor der menſchlichen Geſtalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jezt eines anſtändigen Orts erfreuen, an dem wir uns denn doch die Woche dreimal verſammeln.

Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit iſt auch gegeben, und wir können von Denjenigen, denen das Geſchäft überhaupt aufgetragen iſt, hoffen und erwarten, daß ſie die Wünſche der verſchiedenen Zuſchauer, welche freilich, bei der allgemeinen Veränderung, gar mannigfach ſeyn müſſen, nach und nach zu befriedigen ſuchen werden.

Den Prolog habe ich Ihnen ſchon mitgetheilt*. Herr Vohs hielt ihn in dem Coſtüm, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erſcheinen wird; er war hier gleichſam ein geiſtiger Vorläufer von ſich ſelbſt, und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieſer vorzügliche Schauſpieler entwickelte hier ſein ganzes Talent, er ſprach mit Beſonnenheit, Würde, Erhebung, und dabei ſo vollkommen deutlich und präcis, daß in den lezten Winkeln des Hauſes keine Sylbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine gegründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unſer Theater von der faſt allgemeinen Rhythmophobie, von dieſer Reim- und Taktſcheue, an der ſo viele deutſche Schauſpieler krank liegen, bald werden geheilt ſehen.

In dieſer Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauſpieler beſtärkt, welche die Hauptperſonen in Wallenſteins Lager ſpielten. Nach dem Ausſpruch mehrerer Kenner, deren Urtheil wir in dieſer kurzen Zeit vernehmen konnten, erſchienen Sylbenmaß und Reim keineswegs als Hinderniß, ſie kamen nicht in Anſchlag, als in ſo fern ſie zur Bedeutſamkeit und Anmuth das Ihrige beizutragen hatten.

* Derſelbe war in der Allgemeinen Zeitung, woraus auch dieſer Aufſatz entnommen iſt, am 24. Oktober 1798 abgedruckt. D. H.

Nach dieſem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer nähern Schilderung des Einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militäriſche Muſik das Zeichen, was zu erwarten ſeyn möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied ſingen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erſchien vor den Augen des Zuſchauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um daſſelbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben verſammelt. Dort ſtanden Kram- und Trödel-Buden aufgerichtet, hier leere Tiſche, die noch mehr Gäſte zu erwarten ſchienen; an der Seite lagen Kroaten und Scharfſchützen um ein Feuer, über welchem ein Keſſel hing, und nicht weit davon würfelten mehrere Knaben auf einer Trommel, die Marketenderin mit ihrer Gehülfin lief hin und wieder, den Geringſten ſowohl als den Beſten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indeſſen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte immerfort erſcholl und die Stimmung dieſer Geſellſchaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorn auf dem Theater herrſchte, unterbricht die Ankunft eines Bauern, der mit ſeinem kleinen Sohne herbeigeſchlichen kommt. Der Vater ſpricht dem furchtſamen Knaben zu, und wir vernehmen bald, daß er das erlittene Unrecht durch falſche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke, und repräſentirt alſo zugleich das Elend des Bauern und ſeine Verderbniß.

Herr Beck ſprach dieſe Rolle mit der vorzüglichen Deutlichkeit und Akkurateſſe, die ein jeder Schauſpieler, dem eine Expoſition anvertraut iſt, ſich zur Pflicht machen ſoll. Dabei

war ſein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und verſteckten Charakter der Rolle gemäß.

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeiſter und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandirt; der Trompeter fährt den klagenden Bauern an, ein Uhlan, roh und gutmüthig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt. Indem die beiden Reiter den leeren Tiſch in Beſitz nehmen, vernehmen wir von ihnen, daß Wallenſteiniſche Truppen aus fremden Landen ſich zuſammen gegen Pilſen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generale und Kommandanten ſich zuſammen finden, daß ein Hofkriegsrath von Wien angekommen iſt, daß es ſcheint, als wolle man das Anſehen des Herzogs untergraben. Der Wachtmeiſter und Trompeter, dieſe Repräſentanten ihrer Regimenter,

> Sind dem Herzog ergeben und gewogen,
> Hat er ſie ſelbſt doch herangezogen.
> Alle Hauptleute ſezt er ein,
> Sind Alle mit Leib und Leben ſein.

Ein Scharfſchütz betrügt einen Kroaten im Tauſche; ein Conſtabler bringt die Nachricht, Regensburg ſey eingenommen. Ein paar holkiſche Jäger treten auf, ſehr ſchmuck gekleidet, als Leute, die Gelegenheit hatten, ſich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem Einen einen alten Bekannten, den langen Peter von Itzehö. Nach verſchiedenen munteren Incidentien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeiſter oder Trompeter Bekanntſchaft. Der Wachtmeiſter verbreitet ſich über die Vortheile, um des Feldherrn Perſon zu ſeyn. Der zweite Jäger rühmt die Thaten ihres wilden Haufens. Der erſte Jäger verlangt

nur ein freies, ungebundenes Leben. Er erzählt die Geſchichte ſeiner Wanderungen:

> Was war das nicht für ein Placken und Schinden
> Bei Guſtav, dem Schweden, dem Leuteplager!
> Der machte eine Kirch' aus ſeinem Lager.

Von da lief er zu den Liguiſten, und als Tilly's Glück zu wanken anfing, zu den Sachſen. Als dieſe in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ. Der zweite Jäger iſt gewiß, unter ſeinem Generale Glück zu haben. In dieſem Sinne erzählt der Wachtmeiſter Wallenſteins tapferes Betragen in der Affaire bei Lützen; der Eine nimmt's natürlich, der Andere übernatürlich.

Ein Rekrut kommt, von der Trommel begleitet; ein bürgerlicher Verwandter ſucht ihn noch abzumahnen, die Soldaten muntern ihn auf. Der Wachtmeiſter gibt ihm ſeinen militäriſchen Segen. Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reiter zulezt Generalmajor geworden. Der Jäger erzählt darauf ein Studentenſtückchen, das Wallenſtein in Altorf ausgehen laſſen. Sein Kamerad hat indeſſen mit der Aufwärterin geſcherzt; ein Dragoner zeigt ſich eiferſüchtig; es will Händel geben; der Wachtmeiſter legt ſich dazwiſchen; es wird getanzt; ein Kapuziner kommt dazu:

Kapuziner.

> Heiſa, Juchheiſa! Dudeldumdei!
> Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> Und ſo lang' der Kaiſer dieſen Friedeland
> Läßt walten, ſo wird nicht Fried' im Land.

Wer erkennt nicht an dieſer Redekunſt die Schule, in welcher ſich Pater Abraham bildete? wer lacht nicht über dieſe barbariſch geiſtliche Erſcheinung? Indeſſen iſt der ernſthafte Zweck auf den Geiſt des Zuhörers erreicht, wir ſehen eine lebhafte, gewaltſame Oppoſition gegen den Generaliſſimus. So würde dieſer Pfaffe nicht ſprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jezt nicht ſo ſprechen, wenn nicht eben jezt das Tempo wäre, die Armee zu ſondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben an den Reitern von den Terzky'ſchen Regimentern Männer kennen lernen, welche ganz dem Wallenſtein ergeben ſind, an den Holk'ſchen Jägern wüſte Jünglinge, welche dem Glück nachſtreben und nur in der Losgebundenheit ihr Daſeyn fühlen, ſo werden uns nun bald in den Tiefenbachern die Repräſentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee, ſo wie in dem Wallon'ſchen Küraſſier eine kühnere und zugleich gebildetere Klaſſe von Menſchen erſcheinen.

Im Zelte entſteht Lärm, des Bauern falſche Würfel ſind entdeckt worden, Jedermann will ihn gehangen ſehen. Ein Küraſſier von den Pappenheimern, welche der junge Piccolomini jezt kommandirt, tritt hinzu. Nach einigen Zwiſchenreden zeigt ſich die Unzufriedenheit der Küraſſiere darüber, daß ein Theil von der Armee abgetrennt werden ſoll.

Sie wollen uns in die Niederland leihen;
— — — — — — —
— — — — — — —
Und ſo wurden wir Wallenſteiner.

Der Wachtmeiſter fährt fort, zu zeigen, welcher Gefahr Alles ausgeſezt wäre, wenn man ſich trennen ließe. Nachdem

er darauf die verſchiedenen einzelnen Soldaten angeredet, und ſie um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

Nun! und wer merkt uns Das wohl an,

— — — — — — —

Kein Andrer ſonſt als der Wallenſtein.

Der Streit geht fort, in wie fern man dem Kaiſer oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verſchiedenen Geſinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwicklung des Trauerſpiels iſt vorbereitet. Der Küraſſier tritt dazwiſchen.

Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Ob der Kaiſer unſer Gebieter iſt?

Dem ungeachtet glaubt er, der Soldat habe auch Etwas drein zu reden. — Man erfährt noch Manches von den Schickſalen des Küraſſiers, der weit in der Welt herumgekommen, und Vieles verſucht hat, dem es aber doch zulezt in ſeinem eiſernen Wamms am beſten gefällt; ſeine gebildetere Natur zeigt menſchlich-heroiſche Geſinnungen. Nun kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu thun ſey. Die Tiefenbacher begeben ſich weg.

Erſter Küraſſier.

Alſo laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich ſchreiben,
Daß wir beiſammen wollen bleiben ꝛc.

Alle ſtimmen ein, ſie trinken auf des Piccolomini Geſundheit, dann auf folgende Wünſche, Vorſätze und Hoffnungen:

Der Wehrſtand ſoll leben!
Der Nährſtand ſoll geben!
Die Armee ſoll floriren!
Und der Friedländer ſoll ſie regieren!

Hierauf wurde das Reiterlied angeſtimmt, welches aus dem dießjährigen Schiller'ſchen Muſenalmanach bekannt iſt; gegen das Ende ſchloß die ganze Verſammlung einen bunten verketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder ſämmtlich mit aufgenommen wurden, und der lezte, neuhinzugedichtete Vers ſchien auch den friedlichſten Zuſchauer mit heiterem Muthe zu beleben. Der Vorhang fiel, ehe das Chor ganz ausgeſungen hatte.

Sonnabend, den 13. Oktober, ward das Stück wiederholt, man konnte von dem Effekt ſchon mehr urtheilen, und es ſcheint über das Unterhaltende, über die Anmuth, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieſes Vorſpiels im Publico nur Eine Stimme zu ſeyn. Man rekapitulirt, für ſich und in Geſellſchaften, was Jedem aus der Geſchichte jener Zeit erinnerlich iſt; man fragt, man ſchlägt nach, und indem man ſowohl den Perſonen, als den Begebenheiten ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet, fängt man ſchon an, das poetiſche Intereſſe von dem hiſtoriſchen zu unterſcheiden, und macht ſich gefaßt, den Dichter ſowohl in Bezug auf den Geſchichtſchreiber, als auch in ſo fern er Schöpfer ſeines Gegenſtandes werden mußte, zu beurtheilen.

Wie wir nun eben verſchiedene Stellen angeführt haben, welche theils zur Kenntniß des Stücks vorzüglich beitragen, theils auch beſonders gut geſprochen worden, ſo dürfen wir die Namen der Schauſpieler nicht verſchweigen, welche in den hervorſtechenden Rollen ſich beſonders gezeigt. Madame Beck als Markedenterin, Herr Weyrauch als Wachtmeiſter, Herr Leißring als erſter, Herr Becker als zweiter Jäger, Herr Genaſt als Kapuziner, Herr Haide als Küraſſier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers ſprach Herr Hunnius mit Treuherzigkeit, Ernſt und Fermetät, ſo daß

ſich auch dieſe kleine Rolle nach der Abſicht des Verfaſſers beſtimmt heraushob.

Was die Maſſe der Soldaten betrifft, konnte ſie freilich an unſerm Theater nur ſymboliſch durch wenige Repräſentanten dargeſtellt werden; Alles ging übrigens raſch und gut, nur der Unbehülflichkeit mancher Statiſten ſah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben hat verwendet werden können.

Die Kleidung war nach Abbildungen zugeſchnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig ſind, und wir erwarten die Haupthelden der beiden künftigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu ſehen.

Der Verfaſſer gedenkt die Bemerkungen, die er in dieſen beiden Abenden hat machen können, zum Vortheil ſeiner Arbeit zu benutzen, und manche Stellen, ſowohl für dramatiſche Wirkung, als zu bequemerer Ausſprache des Verſes umzubilden. Vielleicht löſcht er auch Einiges weg, was bei näherer Unterſuchung ſich nicht ganz dem Koſtüm gemäß bewähren möchte. Bei einer ſo treuen, obgleich poetiſchen Schilderung der Sitten jenes Zeitalters, wird billig Alles vermieden, was den Zuſchauer irre führen könnte. — Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man ſich gegenwärtig ſchon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

Rezenſion der erſten Aufführung der Piccolomini.

In der gefühlvollen Darſtellung unſers Graff [1])* erſchien die dunkle, tiefe, myſtiſche Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er ſprach, war empfunden und kam aus dem Innerſten; ſeine pathetiſche Recitation des Monologs, ſeine ahnungsvollen Worte in der Scene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entſchluß faßt, ſo wie die Erzählung des Traums, riß alle Zuhörer mit ſich fort; nur daß er zuweilen, von ſeinem Gefühl hingezogen, eine zu große Weichheit in den Ausdruck legte, der dem männlichen Geiſt des Helden nicht ganz entſprach.

Vohs, [2]) als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu ſeyn. Immer blieb er im Geiſt ſeiner Rolle, und das feinſte, zarteſte Gefühl wußte er am glücklichſten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenſtein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht iſt, war ſein Triumph, und die Thränen der Zuſchauer bezeugten die eindringende Wahrheit ſeines Vortrags.

Thekla von Friedland [3]) wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargeſtellt. Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und Beides wußte ſie, wo es nöthig war, auch zu einer tragiſchen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla ſingt, gab dieſer vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieſes Talent zu entzücken.

---

* Die Erläuterung der in dieſem Artikel angeführten Noten 1—5 findet ſich in der Anmerkung Nr. 8 am Schluß des Bandes.

Madame Teller, [4]) welche die Weimar'ſche Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der ſorgfältigſten Genauigkeit aus; durch ihren präciſen und belebten Vortrag in der entſcheidenden Scene mit Wallenſtein, wo Alles von der Beredſamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb ſie ſich ein entſchiedenes Verdienſt um das ganze Stück.

Bekker [5]) ſtellte uns den kaiſerlichen Abgeſandten im Lager mit Anſtand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem dieſe Höflingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen, ſtolzen Soldateska, leicht ausgeſezt war.

Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Kordemann als Jllo, Mlle. Malkolmi [6]) als Herzogin von Friedland, Beck als Aſtrolog, Genaſt als Jſolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus, und bewieſen durch die Leichtigkeit, womit ſie die Aufgabe einer rhythmiſchen Sprache zu löſen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Sylbenmaßes auf der Bühne recht wohl Statt finden könnte. Hunnius, als ſchwediſcher Geſchäftsträger, ſtellte in ſeiner Perſon den einfachen, ſchlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorſichtigen Negociateur, den religiöſen, bibelkundigen Proteſtanten, den mißtrauiſchen, zugleich aber kühnen und ſich ſelbſt fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gaſtmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergötzung des Publikums ausgeführt.

Um die theatraliſche Anordnung der ganzen, ſo verwickelten Repräſentation hatte ſich Schall, [7]) dem ſie aufgegeben war, ein großes Verdienſt erworben, und der Fleiß, den er

auf ſeine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte; hinderte ihn nicht, ſeine Aufmerkſamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion ſparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geiſt des Gedichts würdig auszuführen, und die Aufgabe, den barbariſchen Geſchmack jener Zeit, welcher dargeſtellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine ſchickliche Mitte zwiſchen dem Abgeſchmackten und dem Edeln zu treffen, ſo viel als möglich ſeyn wollte, zu löſen. [8])

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühung der Schauſpieler durch eine fortgeſezte wachſende Aufmerkſamkeit; es zeigte Intereſſe und Rührung. Das Stück wurde am nächſten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntſchaft der Zuſchauer mit dem Werk hat dem Eindruck deſſelben nichts geſchadet.

Dramaturgiſche Miscellen.

1.

Odoardo in Emilia Galotti.

Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürſtlichen armen Sünders wirft, dem er ſeine Maitreſſe ſo zugeführt hat — welcher Fürſt gibt dem Vater ſeine geſchändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel ſein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal

ſtärker ſchüttelt. — Bald ſchwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg.

II.

Zaïre von Voltaire.

Man wird ſich erinnern, wie glücklich in Frankreich und England der Verſuch durch angehende und ungeübte Spielerinnen gerathen iſt. * Möchte man aller Orten von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatraliſche Uebungen Perſonen von Stand und Ehre ſchänden; gewiß würde Dieß den guten Geſchmack allgemeiner verbreiten und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, ſo wie auch zugleich Spieler von Profeſſion mit einem ſchärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten ſich befleißen würden.

III.

Franz Moor in den Räubern.

Wer von uns ſah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Gluth zur Tugend, brennender Haß gegen das Laſter, als, aufgeſchreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniſſen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer ſprang, als er, die Donner des

---

* Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie, XVI. Stück, Seite 121—122.

erwachten Gewiſſens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung leugnete und ſeine gepreßte Bruſt, zum lezten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen ſich Luft machte? — — Es iſt nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß dieſe auf der Schaubühne aufgeſtellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in Eins zuſammenfließen und in einzelnen Fällen ſeine Empfindung beſtimmen. Ich ſelbſt bin mehr als einmal Zeuge geweſen, als man ſeinen ganzen Abſcheu vor ſchlechten Thaten in dem Scheltwort zuſammenhäufte: Der iſt ein Franz Moor. Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, und bei der leiſeſten Berührung ſteht das ganze abſchreckende Kunſtgemälde im Herzen des Menſchen wie aus dem Grabe auf.

IV.

Shakſpeare's Timon von Athen.

Unſere Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausſtehen, von deren Wichtigkeit erſt der Erfolg ſprechen wird. Shakſpeare's Timon von Athen iſt, ſo weit ich mich beſinnen kann, noch auf keiner deutſchen Bühne erſchienen, und ſo gewiß ich den Menſchen vor allem Andern zuerſt in Shakſpeare aufſuche, ſo gewiß weiß ich im ganzen Shakſpeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir ſtände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen. Es iſt wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben.

V.

Menſchendrechſelei.

Der gegenwärtig herrſchende Kitzel, mit Gottes Geſchöpfen Chriſtmarkt zu ſpielen, dieſe berühmte Raſerei, Menſchen zu drechſeln, und es Deucalion gleich zu thun (mit dem Unterſchiede, daß man aus Menſchen nunmehr Steine macht, wie Jener aus Steinen Menſchen), verdiente es mehr als jede andere Ausſchweifung der Vernunft, die Geißel der Satyre zu fühlen.

VI.

Wallenſteiniſcher Theaterkrieg.

1) An das unparteiiſche Publikum von Henriette Wallenſtein. 1784.
2) Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums vom Theaterregiſſeur Rennſchüb. Mannheim 1784.
3) Antwort auf dieſe Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums von Henriette Wallenſtein. München 1785.

Die Beſchwerden der Schauſpielerin Wallenſtein gegen die Intendance der kurfürſtlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche ſchon die dritte Broſchüre veranlaßten, ſind ſeltſam und offenbar übertrieben. Wenn auch ſchon der vernünftige Theil des Publikums dergleichen theatraliſche Hahnengefechte lächerlich findet, ſo iſt doch zugleich eine Perſon beleidigt, deren Verdienſt um dieſe Bühne zu groß und entſchieden iſt, als daß man ſie in die armſelige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen ſollen. Der Freiherr

von Dalberg iſt die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Deſpot ihrer Glieder. In der innern Maſchine dieſes Theaters, welche größtentheils das Werk ſeines philoſophiſchen Geiſtes und ſeiner patriotiſchen Bemühungen iſt, herrſcht keine diktatoriſche Tyrannei. Gar wohl kann es möglich ſeyn, daß Madame Wallenſtein von einer Mitſchauſpielerin oder ihrem Protektor perſönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und ſogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieſer Privatgroll konnte nie in eine ſolenne und geſetzmäßige Kränkung ausarten. Herr Rennſchüb verdient die Beſchuldigung nicht, Madame Wallenſtein von dieſer Bühne vertrieben zu haben, denn Herr Rennſchüb vermag Das durchaus nicht. Der Einfluß des Regiſſeurs erſtreckt ſich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienſtes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entſcheiden, — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlaſſen können, Madame Wallenſtein unterdrücken zu wollen? Was den Ausſchuß dieſer Bühne? Madame Wallenſtein iſt im Kreiſe ihrer Rollen allerdings zu ſchätzen, aber iſt ſie die Künſtlerin, welche eines Oſtracismus Gefahr laufen könnte?

Der Trotz eines (ſogar des unentbehrlichſten) Mitgliedes kann in einem Inſtitut nicht geduldet werden, das, ſchneller als jedes andere, durch aufgehobene Gleichheit zuſammenfällt. Madame Wallenſtein hätte noch dreimal wichtiger ſeyn können, als ſie es in der That iſt, und dieſes Theater dennoch verlaſſen müſſen. Geſezt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Beſetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat, — ſo hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenſtein, was ſie durchaus ſeyn will, ein Opfer

war, ſo war ſie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteiſucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieſer kleinſten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird ſich die Theaterdirektion nicht zum zweiten Male gegen eine ſo ſchlagfertige Gegnerin ſtellen.

VII.

Dramaturgiſche Preisfragen.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längſt ſchon bekaunt ſeyn wird, durch anhaltenden Enthuſiasmus für die dramatiſche Kunſt und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos ſeiner deutſchen Bühne die ſchöne Geſtalt einer akademiſchen Stiftung gegeben und den mechaniſchen Künſtler zum Denker gebildet hat — iſt vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken gerathen, die beſten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philoſophie ihrer Kunſt zu beſchäftigen, und ihnen auf dieſe Weiſe Rechenſchaft über ihr Studium und Spiel abzufordern. Sieben ſolcher Fragen ſind im Jahr 1784 von den Herren Schauſpielern Beil, Beck, Iffland, Meier und Rennſchüb ſchon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatiſchen Schriftſteller und der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft für Herrn Beck entſchieden. Er beſtand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

(Hier werden nun die ſchon gelösten Fragen und die neuen Preisaufgaben mitgetheilt.)

Sollte dieſe Vorſtellung des Freiherrn von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutſchlands werden? Die Preisfragen und ihre Beantwortungen ſchränken ſich nicht bloß auf jene ein. Um dieſen Preis kann jeder denkende Schauſpieler kämpfen.

VIII.

Das heimliche Gericht.

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen ſo viel geſagt, geſchrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingeſendet worden, für intereſſant genug gehalten, um es dem Publikum vorzulegen. Man ſezt bei jedem Leſer deſſelben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem „Götz von Berlichingen" wenigſtens bekannt iſt. Eine kleine Nachricht von dieſer geheimen Geſellſchaft, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert faſt ganz Deutſchland überſchwemmte, hat Herr von Möſer in der Berliner Monatſchrift gegeben.

IX.

Zu den Phönizierinnen des Euripides.

Eteokles.

Muß Unrecht ſeyn, ſo ſey's um eine Krone,
In allem Andern ſey man tugendhaft. *

---

* Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est; in aliis

Polynices.

Weil ich im Gefechte
Dir gegenüberſtehen will. *

(Schillers Werke Bd. 3, S. 136 der neuen 12bändigen Taſchenausgabe.)

X.

Ein Stelzfuß in Wallenſteins Lager.

Sie werden es auch billigen, daß ich den Conſtabler mit einer beſtimmten dramatiſchen Figur vertauſche. An ſeiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenſtück zum Rekruten macht. Dieſer Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und ſo erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neueſten, paſſendſten Ereigniſſe. Es gibt Gelegenheit, dem Herzog Bernhard einige artige Komplimente zu machen.

Es thut mir freilich leid, wenn die kleinen Veränderungen im Vorſpiel nicht gleich der erſten Vorſtellung zu Gute kommen können. Das Motiv mit der Zeitung wäre paſſend zu einer vollkommenen Expoſition des Moments und der Kriegsgeſchichte. Laſſen Sie wenigſtens bei Nr. 5

---

rebus pietatem colas. Cic. Offic. L. III. Cap. 21. Capitalis Eteocles, vel potius Euripides, ſezt er hinzu, qui id unum, quod omnium sceleratissimum fuerat, exceperit. — Es iſt immer zu verwundern, daß dieſe ganze ſtarke Rede des Eteokles, wenn gleich der Chor ſie nachher tadelt, auf einem griechiſchen Theater hat geſagt werden dürfen.

* Pour m'y trouver et t'y percer le coeur. — Brumoy.

den Conſtabler mit einem Zeitungsblatt auftreten und anſtatt des Verſes:

Aber ein Eilbot iſt angekommen,

ſetzen:

Aber das Prager Blatt iſt angekommen,
Meldet, Regensburg ſey genommen.

Auf dieſe Art leiten wir doch die Zeitung ein, wenn wir ſie ein andermal bringen wollen.

XI.

Abänderung der zweiten Scene von Wallenſteins Lager.

Trompeter.

Ja, es iſt wieder was im Werke!

Wachtmeiſter.

Die Herren Generäle und Kommandanten —

Trompeter.

Es iſt gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dick zuſammen hier fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil' herbemüht.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel und Geſpionire,
Und das Heimlichthun und vielen Kuriere —

Trompeter.

Ja, ja! Das hat ſicher was zu ſagen.

Wachtmeiſter.

Und der ſpaniſche ſteife Kragen,
Den man ſeit geſtern herumgehn ſieht,
Mit der guldnen Gnadenkette.
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

(Nach Mercier.)

Philipp II. iſt Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und ſein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde ſeines abergläubiſchen und ſchrecklichen Deſpotismus entwerfen — alle Beſtandtheile dieſes grauſamen Charakters, die uns in der Geſchichte durchſchauern, will ich in ein Bildniß zuſammenſchmelzen, und den Abſcheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei ſeinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der ſich anbetend zu den Füßen des Jupiter niederwarf, den ſein Meiſel geſchaffen hatte — ich ſtürze erſchrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftſtellers ſoll die ſchlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach

der Reihe müſſen ſich endlich dem unbeſtechlichen Grabſtichel unterwerfen, der ihre Laſter oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgenſten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag; welcher Schleier ſie auch decke, alle müſſen vor dem Richterſtuhl der Menſchheit erſcheinen.

Kein Tyrann, finſter und grauſam, wie dieſer, beſtieg ſeit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der römiſchen Kirche auf einer See von Menſchenblut treiben. Einverſtanden mit dem Inquiſitions-Gericht, deſſen barbariſche Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grauſam von Natur und nach Grundſätzen, mußte er noch zugleich ſein Vertrauen an zwei Kreaturen verſchwenden, die ſeiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er ſeine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenſchlich und unerbittlich.

Seine Abſicht war, die furchtbare Gewalt, die er ſchon beſaß, durch eine geiſtliche Monarchie zu verſtärken, weil er wußte, daß ſich die leztere über den ganzen Menſchen erſtreckte. Ebenſo wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, ſollte der Deſpotismus des Glaubens ihm die ganze politiſche Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte ſich gegen den Monarchen vergangen, ſobald man ſich von der Formel ſeines Glaubens entfernte. Eine ſolche Tyrannei des Gewiſſens — die ſchlimmſte aller Regierungsformen — wollte Philipp in ſeinen Staaten errichten. Er wollte ſeine irdiſche profane Gewalt mit einem göttlichen Scepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte ſchon ſeit einigen Jahrhunderten die Form der alten römiſchen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktſchreieriſchen Prunk der Ceremonie unterſtützt, hatten eine verführeriſche blendende Außenſeite, der Wille wurde gefeſſelt und alle Gewiſſen unter einem einzigen Gottesdienſte vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Geſetz. Eben darum dachten auch ſchon mehrere Fürſten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Prieſterthum, und glaubten durch dieſen Kunſtgriff ſich einer gränzenloſen Gewalt zu verſichern. Aus keinem andern Grunde geſtand Philipp II., der es in Anſchlägen dieſer Art allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen zuvorthat, dem römiſchen Biſchof die Unfehlbarkeit zu; er ſelbſt wollte ſich dieſes Vorrecht in ſeinen Staaten anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz ſo gut als mit ſeinem Schwert befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerſpruch abzuſchneiden, wo ſein Vorurtheil im Spiele war; man ſollte zittern, wenn er ſein Cruzifix in die Hand nahm; der intoleranteſte Pfaffe ſprach aus dem Mund des unempfindlichſten Königs.

Nothwendig mußte Das einen Geiſt der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politiſchen Fanatismus überging. Dieſes Gift verbreitete ſich durch alle Adern der Regierung; Alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer ſich unterſtand zu denken, wurde hinweggeſchafft, was nur den Geiſt der Unterſuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausſchweifung einer Religion, die ſich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieſer ſchändliche Deſpotismus verunſtaltete bald alle Zweige der Geſetzgebung und machte ſie zugleich kleingeiſtiſch

und grauſam. Die Form des Gottesdienſtes glich einer abgeſchmackten läſtigen Etikette, und dieſer ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter ſo vieler Laſter, gebären. Ein finſterer und grauſamer Aberglaube verſchlang das Licht der Vernunft und errichtete ſeinen Thron auf den Trümmern der Gewiſſensfreiheit. Dieſes traurige Loos traf alle ſpaniſchen Reiche — der Fanatismus legte in dieſem weiten Erdſtrich der Dummheit ſeine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier erniedrigt. Aber dennoch hinterging der Erfolg die Erwartungen, die man ſich von dieſem Verfahren eingebildet hatte. Der Menſch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belaſtet, ſchweift gern von einem Extrem zum andern und geht von blindem Gehorſam zu zügelloſen Empörungen über. So fand ſich endlich Philipp III. gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte ſich anheiſchig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, deſſen Charakter ich jezt entwerfe, beſaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogthum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die kanariſchen Inſeln und einen Theil des grünen Vorgebirges; in Aſien die Philippinen, die Sundainſeln und einen Theil der molukkiſchen; in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neu-Spanien, Chili und beinahe alle Inſeln, die zwiſchen dem feſten Lande von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Beſitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zuſammen, dieſen Monarchen zum größten der Welt und der Geſchichte zu machen, hätte er ſeine furchtbare

Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geſchlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er Nichts wußte. In einem Zeitraum von zweiundvierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa ſchmiedete, hatte er auch nicht einen Tag mit dem Glück der Menſchheit bezeichnet. Ueberall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finſterſten Aberglaubens, hielt er hartnäckig an jeder Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeine ſtrafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Brittanien, denn er verabſcheute Alles, was frei war. Wär' es Drake nicht gelungen, hundert ſeiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerſtreut, die mit dem Namen der Unüberwindlichen prahlte, ſo war dieſer glückliche Freiſtaat aus dem Globus vertilgt. Welcher Zuwachs ſeiner Größe, wenn er auch noch dieſes mächtige Reich mit ſeinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Unerachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch ſeine Finanzen ſehr in Unordnung und ſeine Reichthümer erſchöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja ſogar von ſeinen flämiſchen Unterthanen, wirkte ſich am römiſchen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus und — wer wird es glauben? — ſeine eigenen Truppen empörten ſich bei der Belagerung von Amiens, weil ſie keinen Sold erhielten.

Was ſezte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich IV. zu unterdrücken? Was für Maſchinen ließ er nicht ſpielen, die Ausſöhnung dieſes Prinzen mit dem römiſchen Stuhle zu hintertreiben? Als ein Schwager der lezteren franzöſiſchen Könige, machte er ſich Hoffnung, die Krone dieſes Reiches an ſeine Tochter Iſabella zu bringen. Frankreich kannte

ſeinen Charakter und verſchonte ihn auch nicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem egyptiſchen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftſteller drückt ſich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht dieſen alten Satrapen, den Mörder ſeines einzigen Weibes und ſeines einzigen Sohnes, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit ſeinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerſchmettert ſie an den Küſten von Schottland und Irland. Alter, kindiſcher König, der mit einem Fuß ſchon im Grabe ſteht, im Grabe, worauf deine Staaten ſchwanken und nur auf das Signal deines lezten Augenblicks lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich iſt nur ein zuſammengeſtückelter Körper, deſſen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander ſpringen.“

Aber aller Verleumdungen ungeachtet, welche Haß und Eiferſucht von ihm ausſtreuten, blieb das Kabinet des Königs das gefürchtetſte in der Welt. Im Beſitz ſeiner amerikaniſchen und indiſchen Schätze, ſpielte er in Europa den Meiſter, und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er ſich ſo ſehr auf ſeine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von ſeinem Paris, ſeinem Orleans ſprach. Hätte er ſeinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, ſo war es um Frankreich geſchehen.

Das Haus Oeſterreich war ehrgeizig, herrſchſüchtig und ſtolz. Aber gemeiniglich verlor es im Kabinet die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benützen ſollte. Philipp II. war es ein Leichtes, die franzöſiſche Monarchie zu zerſtören, und doch hat er nur die Ligue zerſtört; er beſaß weder den Muth ſeines Vaters, noch Eduards. Die Eroberung von Portugal, wenn ſie anders dieſen Namen verdient, war der

einzige Zuwachs, den die ſpaniſche Macht unter Philipp II. gewonnen hat.

Karl V. hatte der Welt ein außerordentliches Beiſpiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrſchaft entſagte, ſeiner ungeheuern Macht ſich freiwillig entlaſtete und alle ſeine Kronen einem Sohne übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erſcheinung, dieſen mächtigen Souverän ſo viele königliche und kriegeriſche Geſchäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchsübungen vertauſchen zu ſehen. Er beſchloß ſeine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politiſchen Tode, indem er ſich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Kloſters begrub und für ſeine abgeſchiedene Seele Meſſen abſingen ließ, gleichſam als hätte er aufgehört zu ſeyn. Und doch fehlte noch Etwas, ſein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode ſonſt zu verſchallen pflegt.

Carl V. that ſtets das Gegentheil von Dem, was er aufs Heiligſte zuſagte. Zweideutigkeit war die Baſis ſeines Charakters. Von jener erſtaunenswürdigen Entſagung der Krone bleibt der wahre Beweggrund noch immer ein Räthſel. Aber kaum hatte er die Begräbnißfarce geſpielt, als ihn dieſer Schritt ſchon gereute. So wie Philipp Beſitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Carls nicht mehr. Von ſeinen Unterthanen vergeſſen, lebte er mitten unter ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute ſah er nicht mehr; für ſie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen hatte er ſich kleine Summen vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrſcher ſo vieler Königreiche, war er jezt ohne Geld; wandelte, mit dem Brevier

in der Hand, in einem einſamen Kloſter umher, geißelte ſich jeden Freitag in der Faſtenzeit — ein Kaiſer, wie dieſer, welch ein Schauſpiel für die Welt!

Indeſſen war es eine feierliche und ſogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er ſchloß ſeinen Sohn in die Arme und ſagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück meines Volkes kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es werth ſeyn, daß du dereinſt für Einen unter ihnen Das thun könnteſt, was ich jezt für dich thue.“

War Carls Seele wirklich über den Thron erhoben, oder ließ er ſich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen, aber die wenigſten ſind befriedigend. Vor ihm war Niemand auf den Einfall gekommen, ſeine eigenen Exſequien zu feiern. Während der Leichengeſänge, die man um ihn her anſtimmte, erkältete er ſich in dem bleiernen Sarge und ſtarb noch in eben dem Jahre an den Folgen dieſer Erkältung.

Carl war intolerant geweſen, hatte ſich durch Verfolgungsgeiſt ſeinem Zeitalter ſchrecklich gemacht. Jezt wollte er in ſeinem Kloſter zwei Uhren ſo ſtellen, daß ſie nie von einander abweichen, und kam damit nicht zu Stande. Da entwiſchte ihm jener Ausruf: „Und doch ſollen zwei Menſchen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?“

Philipp erbte die Vorurtheile ſeines Vaters, und ſein deſpotiſcher Stolz trieb ihn an, das ganze Menſchengeſchlecht ſeinem Glauben zu unterwerfen. Dieß war ein Hauptzug ſeines Charakters. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er den Beichtvater ſeines Vaters in effigie verbrennen ließ; und es fehlte wenig, daß er nicht ſelbſt Carln für einen Ketzer erklärte und ſein Andenken läſterte. Ein ſolcher

Aberglaube, war er die Eingebung ſeines Herzens oder ſeiner Nation?

Der mächtige Carl ging damit um, Maximilians und Ferdinands Plane auszuführen, und ſein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überſchatten ſollte. Aber für einen ſolchen Ehrgeiz war er nicht kriegeriſch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg ſeiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benuzt; ſeine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler ſeiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutſchen Reichs für den erſten Schritt zur allgemeinen Monarchie anſah. Dieſer Irrthum zertheilte ſeine Kraft, und die Eilfertigkeit, ſeinen Bruder zum römiſchen König wählen zu laſſen, war vielleicht in der Folge die vornehmſte Urſache von Europens Befreiung. Auch das deutſche Reich erholte ſich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiſerwürde nicht eben ſo von Carln abhing, wie der Beſiz ſeiner erblichen Staaten. Er würde ſeinem Sohn die ganze Macht überlaſſen haben; und ſchon reute es ihn, daß es ſein Bruder war, der den Titel eines römiſchen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er ſich bemüht, ihn durch die liſtigſten Anerbietungen zu bewegen, ſich ſeines Rechts zu begeben. Er hatte Alles angewandt, die Reichsſtände zu gewinnen. Aber von Jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit beſorgt, fürchteten ſie auch jezt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch dieſe Hinderniſſe und durch die Widerſezlichkeit ſeines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Carl wider Willen das deutſche Reich.

Dieß war der Zeitpunkt, da das Haus Oeſterreich Europa in Schrecken ſezte. Richelieu ſah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus dieſem Geſichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäiſchen Nationen angeſehen werden. Philipp träumte ſo gut wie Carl von einer Univerſalmonarchie; nur hatte dieſen die Lage ſeiner Staaten mehr bei ſeinen Abſichten begünſtigt. Das Haus Oeſterreich hatte damals den höchſten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte ſich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutſchland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigſten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu ſchwächen, bald ſie wieder zu vereinigen.

Die ſpaniſche Monarchie verlor Viel von ihrem Anſehen unter Philipp II., weil er ſein Land erſchöpfte, um die Burgundiſche Erbſchaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter ſeinem Vater die ganze Maſſe ſeiner Macht in Bewegung geſezt hatte, erſchlafft war.

Philipps Politik war künſtlich, aber unthätig. Dieſer Dämon in Süden, wie man ihn nannte, war mehr damit beſchäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszuſtreuen, als dieſe ſelbſt zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einfluß des Papſtes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an ſein Glaubensbekenntniß ſich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheidiger und Rächer aller katholiſchen Glaubensgenoſſen, nöthigte den Papſt, ihm ſeine Macht zu übertragen, und herrſchte durch Vorurtheile, wie durch Waffen. —

Daher jene wüthenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich ſeine Entwürfe mit ſolcher Langſamkeit aus, daß ihm ſelbſt Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger ſeyn können. Spanien hatte es bloß den Fehlern ſeiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz ſeines Stolzes, Heinrich II. um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, ſo ſehr er es bedrohte?

Oft verſchwendete er ſeine Zeit mit unbedeutenden Gegenſtänden, wenn ihn die günſtigſten Umſtände aufforderten, ſeinem Glück einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geiſtlichen beſchäftigte ihn eben ſo ernſtlich, wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchskloſters war ihm ſo wichtig, als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpſte war ihm ein heiliges Geſetz, und gegen die Reformirten war er ſo aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde ſie auszurotten aufopferte. Selbſt ſeine Feinde unterſtüzte er, wenn ſie nur im Geringſten den Proteſtanten zuwider zu ſeyn ſchienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünſcht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geſchah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papſtes behauptete er ſelbſt zuerſt, oder wollte ihn wenigſtens bei Anderen allgemein machen. Seine Politik war es unſtreitig, dieſes geheiligte Vorurtheil gegen ſeine Feinde zu benutzen und es daher gegen alle Zweifel zu ſichern.

Kein Jahrhundert iſt durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet als das ſechszehnte. Welchen Fürſten mußten damals die Menſchen gehorchen!

Katharina von Medicis, Karl IX., Heinrich III., Philipp II., Chriſtian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grauſamen Päpſte nicht einmal zu rechnen!

Der Proteſtantismus war der Widerſtand, welchen die deutſchen Kaiſer der Uebermacht Karls V. entgegenſezten. Aus einem theologiſchen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach dieſen Begriffen nur wird man ſich überzeugen, wie es einen Fürſten geben konnte, welcher der Inquiſition befahl, Alles auszurotten, was nicht an die Transſubſtantiation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um dieſen Lehrſatz ſo hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Proteſtanten wuchſen unter den Streichen wieder auf, womit man ſie niederdrücken wollte.

Eliſabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und Dieß iſt ihr ſchönſter Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Eliſabeth den Weg der Ehre, und ihre weiſe Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipps II. überdrüſſig, ſich unter die Oberherrſchaft der Eliſabeth begeben wollten, antworteten ſie den Geſandten, die ihr den Antrag thaten, ſie hielte es nicht für ſchön und anſtändig, ſich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der Meſſe wegen ſo viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem ſie geſprochen hatte, wußte ſie auch als Fürſt zu handeln. Sie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römiſche Hof und das Haus Oeſterreich zu vernichten ſtrebten.

Man will behaupten, daß Eliſabeth das Völkerrecht verlezte, indem ſie die Niederländer unterſtüzte, daß ſie nicht berechtigt war, ſich in dieſen Streit zu miſchen und ſich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber Dieß iſt ein Trugſchluß. Die Staaten hangen ſo gut zuſammen, als die einzelnen Menſchen. Politik und Menſchlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen anderen bemerkt und geahndet werde. Das Intereſſe der großen Geſellſchaft will es augenſcheinlich, daß man die Grundgeſetze eines Staates nicht ungeſtraft verletzen laſſe; die große Geſellſchaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht unthätig bleiben; das gemeinſchaftliche Intereſſe muß alle Regungen der politiſchen Körper beſtimmen; die europäiſche Geſellſchaft hat keinen andern weſentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation ſollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarn unter wahnſinnigen und barbariſchen Launen fließen ſehen? Sobald die Geſetze der Menſchheit verlezt werden, tritt Alles in das urſprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizuſtehen und großmüthig aufzuhelfen, Das iſt die Aufforderung der Natur — eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundſätzen der natürlichen Freiheit übereinſtimmt und allen Nationen wechſelsweiſe zu Gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürſten in Anſchlag kommt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen ſeiner Nachbarn ſich ausſchlöße, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und Alles überſähe, was nicht ſein beſonderes Intereſſe verlezte: ein ſolcher Staat würde ſeinen Anſpruch auf die Vermittlung oder den Beiſtand einer angränzenden Macht,

dieſes uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie ausſterben, denn ſie könnten mit Muße die Vorrechte des geſellſchaftlichen Vertrages übertreten, indem ſie der Schranken der lebendigen Geſetze ſpotteten.

Freilich wird der Deſpot Rebellion ausrufen, ſobald ſich der geringſte Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürſt, jedes edle Volk wird der Nation beiſpringen, die einem eiſernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben, die Geſetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrühreriſches Volk der öffentlichen und beſondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik iſt trügeriſch und hat den Charakter der Unempfindlichkeit; aber das große Intereſſe der Menſchheit, in dem unermeßlichen Umkreiſe vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, ſchafft der Seele Licht und täuſcht ſie niemals.

Das Beiſpiel der Schweiz und Hollands hat glücklicher Weiſe dieſe Grundſätze in der Geſchichte anſchaulich gemacht und erwieſen. Heinrich IV. that für die helvetiſchen Kantone, was Eliſabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von ſeinen Nachbarn im Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er ſich, in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich beſſer zu ſchaden, ſo war man berechtigt genug, ſeine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquiſition zu entreißen und dem heiligen Blutdurſt zu wehren, welche das unzählige Heer ſeiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumſtreiften und

mit hohnſprechender Grauſamkeit Blut vergoßen. Seine Henker folgten ſeinen Kriegern auf dem Fuße nach. —

Philipp machte ſich zum Generaliſſimus des Papſtes, und dieſes Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzuſtoßen, die ſeinen Götzen, den Deſpotismus, einſchränken konnten. Er warf ſich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päpſte. Pius V., von niedriger Geburt, verſtand ſich mit ihm, begünſtigte ſeine Plane und zeigte ſich als den eifrigſten Verfolger der Proteſtanten. Der ſpaniſche Monarch hielt den Calvinismus für die Sekte, die am beſten zu der Verfaſſung freier Staaten paßte, und er war entſchloſſen, eine Reformation von Grund aus zu zerſtören, die ſich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Gränzen der Macht unbeſtimmt ſind.

Freilich waren es Menſchen von niedrigem Stande geweſen, die den Calvinismus eingeführt hatten; und dieſe ſind immer auf einen Luxus neidiſch, von welchem ſie ſich ausgeſchloſſen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht ſie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholicismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umſturz der römiſchen Uebermacht hofften ſie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte ſie, weil ihre Umſtände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entriſſen ſie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterſchied des Ranges aus der Geſellſchaft zu verbannen, mußte die Großen gegen ſie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Anſehen ſowohl als den Vergnügungen der Fürſten Abbruch thaten, mußten den heftigſten Widerſtand von

Seiten der reichen und unbeſchränkten Monarchen erfahren. Auch hatte Philipp Denen, die er Rebellen nannte, Alles bewilligt bis auf die Gewiſſensfreiheit. Dieſe, ſagte er ſelbſt, würden ſie nie von ihm erhalten, wenn er auch ſeine Krone aufs Spiel ſetzen müßte. Er ſah die Gewiſſensfreiheit als die Zerſtörung ſeiner politiſchen Grundſätze an.

Während die Inquiſition Alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein ſeyn könnte, war ihre Abſicht eben nicht, die Menſchen zu dieſem Glauben zu zwingen. Aber ſie wollte die Beſitzungen der Geiſtlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; ſie ſtellten die Myſterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Prieſter war es von der höchſten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechſelt würden.

Eliſabeth, welche jene getheilte Macht für eine verlorene hielt, war ſehr entfernt, Philipp II. ihre Hand zu geben. Wie hätte ſie, die ſo feſt an ihren Grundſätzen hing, den Sohn des mächtigen Karl neben ſich auf dem Thron ſitzen laſſen. Auch hätte ſie ſich mit dieſem Fürſten nicht vermählen können, ohne eine Diſpenſation bei dem Papſt nachzuſuchen; durch dieſen Schritt aber würde ſie die Gewalt des Papſtes anerkannt haben. Man ſieht, daß Alles zuſammen kam, den Calvinismus zu begünſtigen.

Frankreich ſelbſt würde ganz proteſtantiſch geworden ſeyn ohne die unvorſichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poiſſy, ihre wenig politiſche Unbiegſamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ſie noch heute gereuen. Denn welche

Reihe von glücklichen Vorfällen mußte auf einen ſo wichtigen Fortſchritt folgen!

Während dieſer Streitigkeiten hatte die ſcholaſtiſche Theologie, dieß vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrſchaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft ſchrecken und niederdrücken. Sie überlieferte die Menſchen irdiſchen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ ſie die Scheiterhaufen der Inquiſition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröſtendes Licht über die Rechte der Menſchen, weder in bürgerlichen noch in politiſchen Verhältniſſen. Alles, bis auf die Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften, trug das finſtere Gepräge der Schule, Alles unterlag einem überall verbreiteten Geiſt von Wuth, von Intoleranz und von theologiſchem Geſchwätz. Mit verbundenen Augen in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, ſtreifte der Fanatismus durch Europa.

Philipp und Barbarei machten die Finſterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menſchen ſeine unverletzbarſten Rechte zu entreißen und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntniſſe zu vertilgen.

Dieſer ſchreckliche Monarch, der gleich dem Papſt Anſpruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Proteſtantismus den Untergang geſchworen, und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Intereſſe der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Hoorns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn anderer Edelleute geweſen, welche durch eine beſondere Kommiſſion verurtheilt worden waren. Aber gibt es in der Geſchichte, ſelbſt der römiſchen Kaiſer, ein abſcheulicheres Denkmal, als Philipps Achterklärung gegen den erſten Statthalter von Holland.

Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte leſen? „Wir verſprechen auf unſer königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn ſich Jemand findet, der edel genug iſt, die Welt von dieſer Peſt zu befreien, und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen — dieſem 25,000 Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch ſo großes Verbrechen begangen, ſo verſprechen wir ihm unſere königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adelig iſt, verſetzen wir ihn und Alle, die ihm darin helfen und beiſtehen, in den Adelſtand.“ In den Adelſtand! Und ſeinerſeits wetteiferte Alba mit ſeinem Könige in der Grauſamkeit; er rühmte ſich, daß er Achtzehntauſend ſeiner Mitbürger auf dem Schaffot habe ſterben laſſen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeigungen an Philipps Hofe gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über dieſe ſchreckliche Begebenheit verſunken war.

Aber die aufrühreriſchen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freiſtaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen, welches ſich feſt vorgeſezt hat, entweder frei oder nicht mehr zu ſeyn, Nichts unmöglich iſt. Die Inquiſition, welche in der Nähe die Neuerer zerſchmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Biſchöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiſerne Rache förderte dieſe Revolution, die Europa zum Erſtaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts? Ihre ſchnellwachſende Größe iſt vielleicht die bewundernswürdigſte Begebenheit in der neuern Geſchichte. Ein Haufen Matroſen und Fiſcher, Bewohner eines ſumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das ſie

zu verſchlingen droht, und wehren ſich gegen die beſten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru beſoldete.

Tollkühnheit mußte es ſcheinen, daß ſie ihrem furchtbaren Herrn zu widerſtehen hofften. Aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit erſezte bei ihnen die wirklichen Kräfte. Gezwungen, auf ſich ſelbſt allein Rechnung zu machen, ſahen ſie ſich durch ihre Unermüdlichkeit im Handeln endlich in den Stand geſezt, Spanien ſeine Schätze und Beſitzungen zu entreißen, und Spanien, troz ſeinen amerikaniſchen Bergwerken, fand ſich endlich erſchöpft.

Was erreichte er durch ſo viele Grauſamkeiten, Ränke und Kriege, dieſer Deſpot, der mächtigſte Monarch in Europa? Er machte ſeine Staaten arm, und nachdem er die amerikaniſchen Bergwerke erſchöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politiſchen Fehlern. Er hatte Holland von ſeinem Vater geerbt; er konnte ruhig über dieß Volk herrſchen. Aber er brachte es auf, er zwang, ſo zu ſagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unſinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterſtüzt und jeden Zwieſpalt genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künſte ſeiner Politik ihm Alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland ſich einer fremden Herrſchaft antragen zu ſehen. Er ſah dieſe Bettler, die eine hölzerne Schale als ſpöttiſches Attribut hatten, ſeiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heut zu Tage reicher iſt als alle ſpaniſchen Herrſchaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron ſeiner

ehemaligen Tyrannen nach Gewalt zu vergeben und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beiſpiel! Die Generalſtaaten, im Haag verſammelt, erklärten feierlich Philipp II. für verluſtig der Souveränetät, weil er die Vorrechte der Völker verlezt habe.

So gewann ſein Ehrgeiz dabei Nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend ſchändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verſchwendet hatte, um den Sektirern das Joch der römiſchen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch ſeinen Deſpotismus und ſeine Barbarei verabſcheuen, müſſen wir doch den Talenten, die er wirklich beſaß, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hatte die weiſe Politik, in Spanien ſelbſt Frieden zu erhalten; er wußte ſeine Miniſter zu wählen, er bildete ſie ſelbſt.

Auch kann man ihm tiefe Menſchenkenntniß nicht abſprechen. Er ſtudirte ſorgfältig den Charakter ſeiner Miniſter, bevor er ſie in Thätigkeit ſezte. Seine Aufmerkſamkeit war unermüdet in dieſem Stücke, und ſicher iſt die Kunſt, den Gehalt der Menſchen zu ergründen, deren man ſich bedient, das erſte Talent bei einem Fürſten. Aber da man ſeine tyranniſche Hartnäckigkeit kannte, handelten ſeine Miniſter nach ſeinen eigenen Grundſätzen und ſuchten ihm ähnlich zu ſeyn.

Indeſſen hatte er eine übertriebene Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußern Schein der Ruhe die grauſamſte Seele verbarg. Dieſe Gefälligkeit koſtete ihm die ſieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben ſind ſtark genug, Alba's unerſättlichen Blutdurſt zu ſchildern. Er ſprach allen Geſetzen Hohn, und

hinterließ überall die blutigen Fußtapfen ſeiner unſeligen Gewalt.

Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit bezeichneten dieſen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in ſeiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung auseinander ſetzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen ſchriftlich an; er überdachte ſie reiflich und vereinigte die entgegengeſezten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann ſtieß er alle Geſetze um; gegen dieſe gährte ein unauslöſchlicher Haß in ſeiner Seele.

Indeſſen findet man in ſeinem Leben eine Menge widerſprechender Züge, die den Maler niederſchlagen. Der Erzbiſchof von Toledo hinterließ, als er ſtarb, eine Million Thaler für fromme Legate. Dieſe Million eignete ſich Philipp zu, indem er durch ein paar Doctoren ohne Pfründen entſcheiden ließ: er, als Vater der Armen, ſey der Erbe dieſes Prälaten. Auch war ſeine Achtung gegen die Geiſtlichen nicht ſo groß, daß er ſie nicht zu beſtrafen gewußt hätte, wenn er durch ſie beleidigt war. Er ließ ohne Anſtand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil ſie in Portugal geprediget hatten: er ſey im unrechtmäßigen Beſitz der Krone; und er hatte ſogar Gregor XIII., der ſich zum Schiedsrichter dieſes Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß ſeine Rechte nur ſeinem Schwert unterworfen wären. So ſchonte er die Prieſter ſeiner Kirche nicht, wenn ſein Eigennutz oder ſein Stolz im Spiele war; und Dieß muß ſehr viel Licht auf ſeine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien ſeiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt deſto beſſer an ſich zu reißen.

Dieſe Heuchelei, dieſe Strenge, dieſe Grauſamkeit ſpricht auch aus dem Privatleben dieſes Fürſten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ungeachtet ſeines Ranges fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquiſition zuzuſehen, und verſicherte, daß er ſelbſt bereit ſeyn würde, des Henkers Stelle zu vertreten, wenn es an einem fehlen ſollte. Er ſchien — ſchaudernd ſchreib' ich es nieder, und doch iſt es ein hiſtoriſches Factum — er ſchien ſich an dem Rauchen des Bluts dieſer Märtyrer zu ergötzen; und bei dieſen zermalmenden Schauſpielen ließ er noch beſoldete Spione herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleids in den Augen der Zuſchauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! er wurde dem Arm der Inquiſition ausgeliefert.

Ein einziges Mal ſah man ihn unter den Waffen. Es war der Tag, als St. Quentin mit Sturm erobert wurde. Aber an eben dieſem Tage war ſeine Furcht ſo groß, daß er gelobte, im Fall er davon käme, ein prächtiges Kloſter zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palaſt dazu, und dieſem Gelübde hat das Eskurial ſein Daſeyn zu verdanken. Es ſcheint, daß er bei dieſer Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, ſich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu ſeinem Stolze geſellte ſich auch noch Eitelkeit. Man durfte nicht anders als knieend mit ihm ſprechen. Selbſt die Theilhaber ſeiner Grauſamkeiten zitterten vor ihm, und der treueſte Diener ſeiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einſt unangemeldet in das Kabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm die

durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit, wie die Eurige, verdiente das Beil!“

Er ſezte ſeinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabſchrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch dieſe frömmelnden Mummereien ſchläferte er ſein Gewiſſen ein. Er ließ über 50,000 Proteſtanten umbringen, und ſeine Kriege koſteten ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, 564 Millionen Dukaten.

Ungeachtet ſeines Eifers für die Lehrſätze der katholiſchen Religion hatte er verſchiedene Maitreſſen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener ſeiner Vergnügungen gebrauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte ſich zwiſchen den Klöſtern und ſeinen Konkubinen. Uebrigens wandte er Alles an, um ſeine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub ſie lebendig in Klöſtern, und ſeine tiefe Heuchelei ließ es nie an Kunſtgriffen fehlen, ſeine Laſter zu bemänteln.

Dieſer Monarch kam an die Regierung in dem ſchönſten, ruhmvollſten Zeitpunkte Spaniens, da der Stolz ſeines Volkes es über alle anderen Völker erhob. Aber Philipp II. vergaß ſeine Stärke und verſchwendete an ſpitzfindige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Dieſe unbeſtändige, hin und her ſchwebende Politik ſchickt ſich für kleine Republiken, für eingeſchränkte Staaten. Aber große, wichtige Reiche müſſen dieſen Kunſtgriffen entſagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müſſen ſie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verſtellung iſt freilich einem Fürſten zuweilen nöthig; die Leidenſchaften um ihn herum ſind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegen wirken könnte. Aber Philipp II.

übte Betrug, nicht Verſtellung. Er war für dieſen großen Zeitpunkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geiſt; Philipps Geiſt war bloß verſchlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spione zu beſolden, welche ſich in die verborgenſten Intriguen zu ſchleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunſt machte. Dieſe unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürſten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menſchen gehen ihn Nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staats drohen.

Eine große Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben zieht noch jezt die Neugier der Welt auf ſich. Von dem Verbrechen, daß er ſeine Gemahlin vergiftet, ſprechen ihn viele Schriftſteller frei, und verſichern, daß Eliſabeth über dem Kummer ſtarb, den ihr Don Carlos Tod verurſachte. Nichts iſt aber gewiſſer, als daß Philipp Mörder ſeines Sohnes war. Er lieferte ihn dem Haß der Inquiſition aus, und Philipp und die Inquiſition waren Eins.

Dieſer Monarch, deſſen blutige Regierung vierundvierzig Jahr gedauert hatte, ſtarb ruhig in dem Alter von vierundſiebzig Jahren. Er blieb bei einer ſchrecklichen langwierigen Krankheit ſtandhaft und unerſchüttert; er empfing das heilige Sacrament vierzehnmal, eh' er den Geiſt aufgab; ſein Gewiſſen warf ihm Nichts vor.

Wer möchte es wohl wagen, über die Frömmigkeit dieſes Königs ein Urtheil zu fällen? Sollte es möglich ſeyn, daß er wirklich ein rechtſchaffener Mann war? Wäre Das, ſo war ſeine fromme Raſerei freilich unheilbar; aber dann verdienen ſeine ungeheuren Maximen unſern Unwillen mehr als unſern Abſcheu. Doch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich, daß er ſich der Religion nur als eines Schleiers bediente,

ſeine unrechtmäßigen Handlungen in dieſer heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abrégé chronologique de l'histoire d'Éspagne findet ſich folgender Abriß von Philipp II., deſſen Mittheilung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird.

„Er war von mittelmäßiger aber wohl proportionirter Statur — von breiter Stirn, blauen Augen, ſtandhaftem Anſehen und einer ernſthaften gravitätiſchen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge ſeines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelaſſenheit die Ketzer bis auf den lezten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er ſich ſo ſehr, als ein Fürſt nur thun konnte; er ging auf die geringſten Kleinigkeiten der Verwaltung ein. Er ſezte aus ſeinem Kabinet alle Triebfedern der grauſamſten Staatskunſt in Bewegung, er wollte für ſich allein, ohne Bundesgenoſſen, handeln. Er war undringlich, mißtrauiſch, voll Verſtellung und Rachſucht; er achtete Nichts, ſobald es auf Ausführung ſeiner Anſchläge ankam. Nichts ſchreckte ihn — er ſchien über alle Vorfälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernſtlichen Gelaſſenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur Eine Leidenſchaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Ausſprüche des Schickſals, die ohne menſchliche Kräfte vollſtreckt werden und unwiderruflich ſind. Das Blut ſeiner Unterthanen ließ er ſtromweiſe fließen, die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten, ſtets war er bewaffnet, ſeine Unterthanen oder Feinde zu ſchlagen. Selbſt ſein Sohn, der damals einzige

Erbe ſeiner Staaten, konnte ſein unbiegſames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geſchehen war, ſo war die Strafe nothwendig. Nie ſchmeckte er die Wolluſt zu vergeben; in einer zweiundvierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht Einen Tag. Seine Miniſter, ſeine Generale, ſeine Günſtlinge näherten ſich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend und mit der größten Behutſamkeit mit ihm. Er forderte dieſes ernſthafte Anſehen auch von ſeinem Volke. Das ſchreckliche Inquiſitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unſchuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus ſeinen Staaten zu verbannen. Er beſaß alle Eigenſchaften eines Staatsmannes — einen lebhaften Geiſt, ein erſtaunliches Gedächtniß, eine unermüdete Arbeitſamkeit; er wußte die Menſchen vollkommen zu beurtheilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an ſeinem Hofe prächtig, in ſeinen Anſchlägen beherzt, in der Ausführung unerſchüttert. Seine unbeugſame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er ſchwächte ſeine Staaten durch ſeinen Vertilgungskrieg gegen die Mauren und durch ſein barbariſches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und ſeine Einkünfte mußten ſeinem Haſſe und ſeiner Rache dienen, und ſeine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geiſt und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden ſeyn, hätte er nur jene ſanften Tugenden beſeſſen, die einen **guten** König vollenden.“

Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618.

(Nach St. Real.)

Die Republik Venedig war unter allen italieniſchen Staaten ihrem Freiheitsſyſtem am treueſten geblieben, und ihr kluges und ſtandhaftes Betragen hatte ſie von Jeher vor den päpſtlichen Anmaßungen geſchüzt. Endlich waren die Päpſte durch die Erſchütterungen, welche die Reformation verurſachte und durch die politiſche Verbindung der europäiſchen Staaten ſchon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geiſtlichen Deſpotismus herunterzuſteigen und den Grundſätzen Gregors VII. zu entſagen, als zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts Paul V. in Verſuchung kam, ſie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit zuſammen ſtieß, veranlaßte dieſen Angriff. Die ſtrenge und ſchnelle Juſtiz, welche eine der wichtigſten Grundlagen dieſer Republik macht, hatte nicht erſt auf den Papſt gewartet, um die Verbrechen einiger Geiſtlichen zu beſtrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber ſeine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geiſtlichen, vorzüglich die Jeſuiten, welche in jedem Lande eine Art von ſtehender Armee des Papſtes abgaben, wurden aus dem venetianiſchen Gebiet verbannt. Indeſſen konnte dieſer Streit, ſo tapfer er auch beſtanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, ſich hineinzumiſchen. Aber Heinrich IV., um welchen ſich die Republik bei ſeinen Kriegen um die franzöſiſche Krone manches Verdienſt

erworben hatte, nahm ſich in dieſem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch ſeine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar Alles verſucht, um Antheil an dieſer Verſöhnung zu nehmen und als Mittler zwiſchen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, deſſen es ſich unfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde; aber die Venetianer wußten dieſe Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuſchließen, und ſo lange Heinrich lebte, mußte ſie dieſe Beleidigung verſchmerzen. Nach Heinrichs Tode wurde daher die nächſte Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oeſterreich am adriatiſchen Meere beſizt, und die an das venetianiſche Gebiet gränzen, hatte ſich ein Volk niedergelaſſen, deſſen ganzes Gewerb in der Seeräuberei beſtand. Man nannte ſie die Uskoken, und ſie waren ihrem Urſprunge nach Flüchtlinge, die ſich theils vor der türkiſchen Tyrannei, theils vor der Strenge der venetianiſchen Geſetze in dieſe benachbarten Gegenden gerettet hatten.

Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieſer Räuber in ihrer Ruhe geſtört und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Beſitzer dieſer Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiſer wurde, war zwar ein ſehr frommer Fürſt; aber ſeine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da ſie dem ſpaniſchen Volke ergeben waren, ſo nuzten ſie die Gelegenheit, um dieſes an den Venetianern zu rächen. Der Kaiſer Matthias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog ſo ſchlecht

erfüllt, daß es endlich zum offenen Kriege kam, der indeſſen nicht ſo entſchieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken Nichts zu fürchten hatten, konnten die Laſt des Kriegs beſſer aushalten, als der Erzherzog. Dieſer wurde von dem Kaiſer unabläſſig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Ungarn bedrohte; und er ſelbſt brauchte damals beträchtliche Summen, um ſeine Wahl zu der böhmiſchen Krone durchzuſetzen, welche bald nachher vor ſich ging. Die Spanier hätten ihn gern unterſtüzt; aber der Krieg, den ſie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieſer Herzog mit der Republik in Verbindung war, und ſeine Kräfte durch ihren mächtigen Beiſtand ſehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieſer gefährlichen Feinde zu ſtören, waren vergeblich, und das ſpaniſche Miniſterium fand zu ſeiner großen Erbitterung die Venetianer überall in ſeinem Wege. Aber Philipp III. war ein ſchwacher Fürſt, der ſich von Günſtlingen regieren ließ, und ſein Günſtling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben ſo ſehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als ſeinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Troz ihrer Feinde niederzuſchlagen; endlich aber fand ſich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geiſt als ſie, der ſich vornahm, dieſen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dieß war Don Alfonſo de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Geſandter der ſpaniſchen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichſten Geiſter, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man ſieht aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften, daß ihm Nichts entgangen war, was in den alten und neuen

Geſchichtſchreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menſchen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beſchrieben fand, mit denen, die ſich zu ſeiner Zeit ereigneten. Er ſpähte die Verſchiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an dieſen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er ſein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieſer ſeinen Scharfſinn, ſo ging er der Quelle ſeines Irrthums unermüdet nach. Dieſes Studium hatte ihn die ſicheren Wege, die wahren Mittel, die entſcheidenden Umſtände kennen gelehrt, welche weit umfaſſenden Planen einen glücklichen Erfolg verſprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem ſpaniſchen Staatsrath faſt als Prophezeihungen, ſo ſehr hatte dieſe beſtändige Uebung von Leſen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel ſeinen Blick geſchärft. Mit dieſer tiefen Kenntniß von dem Weſen der großen Geſchäfte verband er die ſeltenſten Fähigkeiten damit umzugehen; einen wunderbaren Inſtinkt in Beurtheilung der Menſchen; die Leichtigkeit, mit unwiderſtehlichem Reiz ſowohl zu ſchreiben, als zu ſprechen; die Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernſthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verſtellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um deſto undurchdringlicher war, weil Jedermann es zu durchdringen glaubte; ein ſanftes, überredendes, ſchmeichleriſches Weſen, durch welches er ſich in das Geheimniß der verſchloſſenſten Herzen einzuſchleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Freiheit des Geiſtes mitten in den heftigſten Erſchütterungen.

Die ſpaniſchen Geſandten ſtanden damals im Beſitz, an den Höfen, wohin ſie geſchickt wurden, die Herren zu ſpielen;

und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahr 1607 zu der venetianiſchen Geſandtſchaft erwählt worden, als zu dem ſchwerſten der auswärtigen Poſten, dem einzigen, wo man ſich nicht mit Weibern, Mönchen und Günſtlingen helfen konnte. Das ſpaniſche Miniſterium war ſo ſehr mit ihm zufrieden, daß es ſich nach ſechs Jahren nicht entſchließen konnte, ihn zurückzurufen, ſo nöthig auch ſeine Gegenwart an anderen Orten geweſen wäre. Dieſer lange Aufenthalt ſezte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieſer Regierung kennen zu lernen, ihre geheimſten Triebfedern auszuſpähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforſchen. Er entſchloß ſich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es ſchien, der Erzherzog bald gezwungen ſeyn würde. Bei dem damaligen Zuſtand der Republik ſchien es ihm nicht unmöglich, ſich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterſtützungen, auf welche er rechnen konnte, beſtärkten ihn in dieſem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erſchöpft, und faſt alle rüſtigen Bürger waren auswärts beſchäftigt. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zuſtand der Flotte hatte ſich der Senat nie ſo ſicher geglaubt. Indeſſen war dieſe unüberwindliche Flotte an die iſtriſche Küſte gebannt, wo der Schauplatz des Krieges war. Die Landmacht ſtand ebenfalls nicht näher: und in Venedig ſelbſt konnte man ſich vor einem plötzlichen Einfall der ſpaniſchen Flotte auf keine Weiſe ſchützen. Um ſicher zu gehen, wollte ſich der Marquis des Markusplatzes und des Arſenals, als der wichtigſten Poſten, bemeiſtern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieſes Plans unmöglich; daher beſchloß er an verſchiedenen Theilen der Stadt zu

gleicher Zeit Feuer anlegen zu laſſen und diejenigen Plätze ſorgfältig auszuſuchen, wo das Feuer ſchneller um ſich greifen könnte und deren Rettung am wichtigſten ſcheinen würde; ſeinen Hof wollte er indeß noch nicht in das Innere dieſes Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürſten ſich nicht gern über Unternehmungen dieſer Art erklären, bis man Nichts weiter braucht, als ihre Beſtättigung, um des glücklichen Erfolges gewiß zu ſeyn. Eine Depeſche, die er damals an den erſten Staatsſekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts Beſonderes. Es gäbe Fälle, ſo ſchrieb er ihm, wo die Natur ſelbſt und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freiſpräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthanen wäre, ſich nach außerordentlichen Mitteln umzuſehen, um ſeinen Fürſten und ſein Vaterland vor einem ſonſt unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieſer ſeltenen Ausnahmen ſchiene man ihm jezt gerade berechtigt zu ſeyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die ſchimpflichen Maßregeln zur Verſöhnung, die in Wien und an anderen Orten befolgt worden wären, dem öſterreichiſchen Hauſe die größte Erniedrigung drohten. Irre er ſich darin nicht, ſo fiele dieſe Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in ſeinem jetzigen Poſten die Quellen des Uebels, auf deſſen Verbeſſerung es ankäme, beſtändig vor Augen hätte, und Mittel dazu richtiger als irgend Jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er dieſe Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die ſeines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter dieſen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorſicht erfordert, ſich in Plane dieſer Art ſo wenig als möglich einzulaſſen, bis man

und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahr 1607 zu der venetianiſchen Geſandtſchaft erwählt worden, als zu dem ſchwerſten der auswärtigen Poſten, dem einzigen, wo man ſich nicht mit Weibern, Mönchen und Günſtlingen helfen konnte. Das ſpaniſche Miniſterium war ſo ſehr mit ihm zufrieden, daß es ſich nach ſechs Jahren nicht entſchließen konnte, ihn zurückzurufen, ſo nöthig auch ſeine Gegenwart an anderen Orten geweſen wäre. Dieſer lange Aufenthalt ſezte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieſer Regierung kennen zu lernen, ihre geheimſten Triebfedern auszuſpähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforſchen. Er entſchloß ſich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es ſchien, der Erzherzog bald gezwungen ſeyn würde. Bei dem damaligen Zuſtand der Republik ſchien es ihm nicht unmöglich, ſich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterſtützungen, auf welche er rechnen konnte, beſtärkten ihn in dieſem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erſchöpft, und faſt alle rüſtigen Bürger waren auswärts beſchäftigt. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zuſtand der Flotte hatte ſich der Senat nie ſo ſicher geglaubt. Indeſſen war dieſe unüberwindliche Flotte an die iſtriſche Küſte gebannt, wo der Schauplatz des Krieges war. Die Landmacht ſtand ebenfalls nicht näher: und in Venedig ſelbſt konnte man ſich vor einem plötzlichen Einfall der ſpaniſchen Flotte auf keine Weiſe ſchützen. Um ſicher zu gehen, wollte ſich der Marquis des Markusplatzes und des Arſenals, als der wichtigſten Poſten, bemeiſtern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieſes Plans unmöglich; daher beſchloß er an verſchiedenen Theilen der Stadt zu

gleicher Zeit Feuer anlegen zu laſſen und diejenigen Plätze ſorgfältig auszuſuchen, wo das Feuer ſchneller um ſich greifen könnte und deren Rettung am wichtigſten ſcheinen würde; ſeinen Hof wollte er indeß noch nicht in das Innere dieſes Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürſten ſich nicht gern über Unternehmungen dieſer Art erklären, bis man Nichts weiter braucht, als ihre Beſtättigung, um des glücklichen Erfolges gewiß zu ſeyn. Eine Depeſche, die er damals an den erſten Staatsſekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts Beſonderes. Es gäbe Fälle, ſo ſchrieb er ihm, wo die Natur ſelbſt und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freiſpräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthanen wäre, ſich nach außerordentlichen Mitteln umzuſehen, um ſeinen Fürſten und ſein Vaterland vor einem ſonſt unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieſer ſeltenen Ausnahmen ſchiene man ihm jezt gerade berechtigt zu ſeyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die ſchimpflichen Maßregeln zur Verſöhnung, die in Wien und an anderen Orten befolgt worden wären, dem öſterreichiſchen Hauſe die größte Erniedrigung drohten. Irre er ſich darin nicht, ſo fiele dieſe Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in ſeinem jetzigen Poſten die Quellen des Uebels, auf deſſen Verbeſſerung es ankäme, beſtändig vor Augen hätte, und Mittel dazu richtiger als irgend Jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er dieſe Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die ſeines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter dieſen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorſicht erfordert, ſich in Plane dieſer Art ſo wenig als möglich einzulaſſen, bis man

dazu gezwungen iſt, ſo theilte er dem erſten Miniſter ſeine Gedanken nicht mit, und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er ſeinen Eifer lobte, daß er ſich wegen des übrigen auf ſeine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete dieſe kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andere erwartet. Seine einzige Sorge war nun, die Anſtalten ſo zu treffen, daß ihm der ſpaniſche Hof ſeine Gutheißung nicht verweigern durfte.

Keine Monarchie iſt jemals ſo willkürlich und uneingeſchränkt geweſen, als es die Herrſchaft des venetianiſchen Senats über die Republik iſt. Bis in den geringſten Dingen wird ein unermeßlicher Abſtand zwiſchen den Nobili und Denen, die es nicht ſind, beobachtet. Die Nobili allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrſchaft der Republik ſtehen, und die Perſonen vom größten Stande, die erſten Obrigkeiten in dieſen Ländern betrachten ſie wie Souveräne, nicht wie Statthalter. Vergibt die Republik die erſten Stellen in ihren Armeen je zuweilen an Fremde, ſo ſind dieſe nothwendig verbunden, den Willen des venetianiſchen Generaliſſimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlaſſen. Da ein Krieg immer der ſcheinbarſte Vorwand iſt, um ein Volk zu drücken, ſo gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobili, die ihn führten, eine ſchöne Gelegenheit ſich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand; und außer dem Gelde, das nach Piemont ging, ſah man ſich in der Folge faſt gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diverſion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieſer Aufwand geſchah, ſchien die

Anführer zu berechtigen, daß ſie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darinnen keinen Grund, ſie geduldiger zu ertragen. Sie ſtiegen ſo hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrſcheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang eben ſo willkommen ſeyn, als er den Großen verderblich wäre. Und ſelbſt unter dieſen Großen gab es verſchiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren; darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des römiſchen Hofs. Die meiſten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit dieſem Hofe gegen ihre Rathſchläge gehandelt worden war. Ihre Rachſucht ſtimmte ſie, Alles zu thun und Alles zu leiden, wenn nur die höchſte Gewalt ihren damaligen Beſitzern entriſſen wurde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geſchmeichelt haben, weil ſie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andere wollten in ihrer Einfalt katholiſcher ſeyn, als der Papſt ſelbſt. Dieſer hatte in dem Vertrag mit der Republik ſeine Forderungen ſehr herabgeſtimmt; aber zu dieſer Nachgiebigkeit ſollten ihn politiſche Rückſichten bewogen haben, und ſie fürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik geſprochene Kirchenbann in der Meinung ſeiner Heiligkeit noch wie vorher beſtünde. Unter dieſen befanden ſich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben ſo ſchlecht bedacht waren, als von Seiten des Geiſtes. Der Marquis von Bedemar wußte ſie in der Folge ſehr gut zu gebrauchen, nachdem er ſie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man ſeit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewiſſen Venetianer ſeyn könnte.

So ſtreng es auch den Nobili unterſagt war, ſich mit

den Fremden in Verbindung einzulaſſen, ſo hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigſten und Unzufriedenſten unter ihnen ſehr feſt an ſich zu feſſeln. Hatten ſie irgend eine nahe Verwandte, oder ſtanden ſie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geiſtlichen in vertrautem Umgang, ſo erkaufte er die Bekanntſchaft dieſer Perſonen, um welchen Preis es auch ſeyn mochte, und überhäufte ſie mit Geſchenken von nicht geringem Werthe, unerachtet es, des Vorwands wegen, meiſtens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Dieſe Freigebigkeit, zu welcher ſie keinen Anlaß ſahen, machte ihnen Luſt, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geſchenken zu verbinden. In dieſer Abſicht befriedigten ſie nicht nur ſeine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünſchte, ſondern ſie ſuchten ſogar über andere, die ſie ihm nicht ſo genau beantworten konnten, ſelbſt Erkundigung einzuziehen; und da ſeine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, ſo hatten ſie keine Ruhe, bis ſie ihre vornehmen Gönner auch in dieſe Art von Handel verflochten hatten. Es iſt zu glauben, daß bei dieſen ihre Dürftigkeit den Ausſchlag gab, und daß ſie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute, die ganz von ihnen abhingen, reicher werden zu ſehen, als ſie ſelbſt waren; zumal da ſie wohl merkten, daß die ganze Verſchwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war ſeit dieſer Zeit keine Berathſchlagung des Senats dem ſpaniſchen Geſandten mehr ein Geheimniß, er wurde von allen Beſchließungen deſſelben unterrichtet; und die Anſtalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten, ſie zu befolgen. Außer dieſen Verbindungen wünſchte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von

Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei ſtand eine mächtige ſpaniſche Armee, die ſeine Abſichten unterſtützen konnte, ſobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals dieſe Stelle bekleidete, ſtand mit dem Herzog von Savoyen in zu enger Verbindung, um in einen ſolchen Plan einzutreten. Er hatte erſt kürzlich den Vertrag zu Aſti, bei welchem die Venetianer und die Franzoſen Mittler geweſen waren, mit dieſem Fürſten geſchloſſen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß dieſe Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, ſchrieb dahin, um ihn zurückberufen zu laſſen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranca, Bedemars vertrauteſter Freund, ſuchte auf ſein Anſtiften Mendoza's Treue verdächtig zu machen und bewarb ſich ſelbſt um die Mailändiſche Statthalterſchaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureiſen, um Mendoza's Stelle einzunehmen; und ſobald er dort angekommen war, ließ er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Dieſem theilte der Geſandte ſeinen Entwurf mit, von dem er die ſcheinbarſte Seite herauskehrte, und trug ihm auf, zu erforſchen, ob der neue Statthalter ſich würde bewegen laſſen, fünfzehnhundert Mann von ſeinen beſten Truppen zu dieſer Unternehmung herzugeben? Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entſchloß ſich, ſo Viel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne ſich, im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewiſſen Verderben auszuſetzen. Er ſandte den Marquis von Lara zum Zweitenmal nach Venedig, um ſeinem Freunde dieſe Verſicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn, zu bedenken, daß er dieſe Truppen

BIBLIOTHECA REGIA

ſorgfältig ausſuchen müßte, und daß ſeine Unvorſichtigkeit, die bravſten Soldaten in der Armee einer ſolchen Gefahr bloßzuſtellen, ihm die ſchwerſte Verantwortung zuziehen würde, wenn ſie in dieſer Unternehmung umkommen ſollten. Uebrigens verſprach er ſo viel Truppen zu ſchicken, als er entbehren könnte, und ſie ſo zu wählen, daß er für ſie ſtehen dürfte, wie für ſich.

Nichts war dem Geſandten von größerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu verſperren. In dieſer Abſicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigſten Friedensvorſchläge zu thun. Der Senat nahm ſie mit Unwillen auf, wie vorauszuſehen war, und weigerte ſich, in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von ſeiner Seite Nichts, um das üble Vernehmen aufs Höchſte zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht ſehr geneigt, ſeinen rebelliſchen Unterthanen die Amneſtie zu bewilligen, zu welcher er ſich im Vertrag zu Aſti verſtanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen ſie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorſchläge über die Erfüllung dieſes Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied, die Waffen nach ihm abzulegen, wie man geſollt hätte, unter dem Vorwand des Krieges im Friaul, von welchem ſich Spanien nicht mehr mit Ehren ausſchließen konnte. Die venetianiſche Armee war über den Liſonza gegangen und belagerte Gradiska, die Hauptſtadt der erzherzoglichen Staaten. Das ſpaniſche Miniſterium drohte, ſich jezt zu erklären, wenn man gegen dieſen Fürſten zu weit ginge. Damals endigte ſich das Mißverſtändniß zwiſchen der

BIBLIOTHECA REGIA

ſpaniſchen und der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich, welches ſeit dem Streite des Sohnes und des Bruders Karls V. um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte. Der erſte Beweis der Verſöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an dieſem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ ſeine Truppen marſchiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der ſpaniſchen Flotte auf dem mittelländiſchen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er verſperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Waſſer zukamen, er ſezte ſich in Bereitſchaft, alle Augenblicke auf dem venetianiſchen Meerbuſen zu erſcheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beſtändiger Furcht.

Da die venetianiſchen Miniſter an allen Höfen über dieſes gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar, es zu rechtfertigen. Er ſuchte zugleich auf ſeinen Plan vorzubereiten und die Grundfeſten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa ſeit ſo vielen Jahrhunderten für dieſe Republik empfand. Man hielt ſie für den älteſten und freieſten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päpſtlichen Hof war neuerlich in verſchiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieſer Freiheit gemacht worden, und dieſe Schriften werden noch für unwiderlegbar gehalten, ungeachtet mehrere geſchickte Männer von der Gegenpartei verſucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis ging ſie von Neuem durch und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der venetianiſchen Schriftſteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenſtand dieſer Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematiſch werden könnte. So zeigte er unter dem Vorwande, die Rechte der Kaiſer über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre

Herrſchaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bei ſeinen Abſichten wünſchte er nicht für den Verfaſſer dieſer Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung ſo behutſam, daß man, ſo lange er lebte, ihm auch nicht den geringſten Antheil daran zutraute, und noch heutzutage trägt man Bedenken, ihn als den eigentlichen Verfaſſer des squittinio della libertà Veneta — ſo hieß dieſe Schrift — anzuſehen, ungeachtet man zugibt, daß er ſie hatte ſchreiben und herausgeben laſſen. Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von dieſem Verdacht frei bleiben konnte; aber die Venetianer kannten ihn wahrſcheinlicherweiſe noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das Einzige, was ſie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von ſo aufbrauſendem Charakter trauten ſie die Kälte nicht zu, eine politiſche Satyre von dieſer ausgeſuchten Feinheit aufzuſetzen. Billigkeit und Unparteilichkeit ſchienen durchaus in dieſem kleinen Werke zu herrſchen. Selbſt die eingeſtreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die ſcheinbare Mäßigung der Ausdrücke ſo gemildert, daß ſchon Dieſes allein den größten Eindruck machen mußte. Dieſes squittinio erregte ein außerordentliches Aufſehen. Da man keine Spur von dem Verfaſſer hatte, fiel der Verdacht ſehr natürlich auf den römiſchen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß Jedermann die Stärke der Gründe dieſes Ungenannten ebenſo fühlen müßte wie ſie; der Verluſt einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich geweſen. Paul Sarpi oder, wie man ihn ſonſt nannte, Fra-Paolo, einer der beſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der den Muth gehabt hatte, ſein Intereſſe als

Mönch in jenem entſcheidenden Zeitpunkte dem Intereſſe der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päpſtlichen Hofs auf ſich zu laden, erhielt Befehl, die berühmte Schrift zu unterſuchen. Aber er erklärte, daß man dieſe Schrift nicht beantworten dürfte, weil Dieß nicht geſchehen könnte, ohne über gewiſſe Gegenſtände zu viel Licht zu verbreiten, die beſſer in der Nacht des Alterthums begraben liegen; wenn indeſſen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem ſolchen Stillſchweigen litte, ſo nähme er es auf ſich, dem römiſchen Hof wegen ſeiner eigenen Vertheidigung ſo Viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken ſollte. Dieſer Rath wurde in der erſten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, ſein Lieblingswerk, die Geſchichte des tridentiniſchen Conciliums, herausgeben zu dürfen, welche ohne dieſe Veranlaſſung bei ſeinen Lebzeiten ſchwerlich erſchienen wäre.

Unterdeſſen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war ſo wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Verſuch zu wagen. Daher erhielt der venetianiſche Geſandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerſtand, den ſie gefunden hatten, erbittert, machten ſo unbillige Forderungen, daß ſich Alles von Neuem zerſchlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindſeligkeiten wurden während des Winters fortgeſezt, und im Frühjahre erſchienen die Armeen im Felde mit einem Eifer, der die glänzendſten Thaten verſprach. Der Stillſtand mit Holland hatte dieſem Staate einen Theil ſeiner Truppen entbehrlich

gemacht; die franzöſiſchen und deutſchen Abenteurer ſahen ſich genöthigt, ihr Glück anderswo zu verſuchen, und achttauſend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Naſſau und Löwenſtein boten der Republik ihre Dienſte an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Papſt, daß die Venetianer auf dieſe Art ganz Italien der Anſteckung der Ketzerei preisgäben; aber der venetianiſche Geſandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern die Religion weniger zu Herzen ginge als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen ſich vereint zu ſehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit geweſen, wenn der Papſt die Venetianer wirklich genöthigt hätte, dieſe Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil ſehen, ſo hoffte er die Anführer dieſer gedungenen Truppen durch eine Summe Geldes und durch die Ausſicht der reichen Beute in ſeine Abſichten zu verwickeln. Um dieſes Geſchäft einzuleiten, warf er ſeine Augen auf einen gewiſſen Nikolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Urſachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn ſeit langer Zeit bei dem franzöſiſchen Ambaſſadeur geſehen, in deſſen Hauſe er ſich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Bedemar die großen Eigenſchaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein ſolcher Freund in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten ſehr willkommen war, ſchloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieſer war, ſo galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unſchuldigen Mitteln,

berühmt zu werden, ſo war kein Verbrechen zu groß, das er nicht um dieſen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die ſeltene Gleichgültigkeit für Leben und Tod geſchöpft, welche alle außerordentlichen Unternehmungen begleiten muß. Oft wünſchte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienſt der Einzelnen das Schickſal der Staaten entſchied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, ſich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerſte ſeiner Seele kannte und einen Menſchen wie dieſen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm ſeinen Entwurf mit und geſtand ihm, daß er bei dem erſten Gedanken, den er daran gehabt, ſogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß Nichts Renaults Ehrgeiz mehr ſchmeicheln mußte als dieſe Verſicherung. Sein hohes Alter machte ihn einer Verbindung dieſer Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, deſto weniger ſezte er jezt aufs Spiel. Er glaubte, die traurige Friſt, die ihm der Tod vergönnte, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er ſeinen Namen noch unſterblich zu machen ſuchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechſel und Kreditive, um mit den Holländern zu negociren. Uebrigens ſollte nach der Inſtruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den holländiſchen Truppen ſelbſt noch verſchwiegen bleiben; ſie ſollte bloß unter dem Vorwande angeſponnen werden, daß der ſpaniſche Ambaſſadeur bei der gegenſeitigen Erbitterung zwiſchen der Republik und dem öſterreichiſchen Hauſe für ſeine eigene Sicherheit in Venedig fürchten müßte, wenn er nicht auf eine gewiſſe Anzahl von treuen und entſchloſſenen Freunden rechnen könnte, die bereit

wären, ihn vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen, ſobald es zu einem Ausbruch käme. Dieſer Vorwand war der feinſte nicht, aber bei Dingen dieſer Art iſt der durchſichtigſte Schleier ſchon von großem Nutzen: es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimniß dahinter iſt, wenn das Geheimniß ſelbſt nur unbekannt bleibt. Auf dieſe Weiſe hoffte er, ſich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu verſichern; und alsdann blieb der Ueberreſt ſo ſchwach, daß Dom Pedro ſie mit leichter Mühe zurückſchlagen konnte, wenn ſie beim Ausbruch der Verſchwörung Miene machten, der Stadt beizuſpringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie ſtand, ſo zu ſagen, im verjährten Beſitz des Siegs und konnte ſich weit leichter und ſchneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie beſtand größtentheils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eigenes Intereſſe es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die ſpaniſche Flotte ſie ſchlagen würde, war unſicher: und es wäre unvorſichtig geweſen, den Erfolg eines Unternehmens, das ſchon gewagt genug war, dem ungewiſſen Glück eines Treffens zu überlaſſen. Alſo mußte ein Mittel erfunden werden, dieſe Flotte außer Stand zu ſetzen, daß ſie die Stadt beſchüzte. Der Geſandte, welcher in dem Seeweſen nicht ſo erfahren war als der Vicekönig von Neapel, der die ſpaniſche Flotte kommandirte, glaubte, ihn hierüber um Rath fragen zu müſſen. Dieſer Vicekönig, welchem Bedemar eine der erſten Rollen in ſeinem Trauerſpiele zudachte, war der Herzog von Oſſuna, ein eben ſo unternehmender Kopf als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Charakters war zwiſchen dieſen drei Staatsmännern eine ſehr enge Verbindung entſtanden.

Dom Pedro und der Herzog von Oſſuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbeſondere hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überſchritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie ſich beide in Bedemars höhern Geiſt fügten, erſezte ziemlich, was ihnen an Geſchicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn ſie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmten Korſaren vom mittelländiſchen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel gelockt. Dieſer beſchüzte ſie nicht ſowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verſchwenderiſch als geizig, ſondern um beſtändig eine gewiſſe Anzahl von Leuten um ſich zu haben, die Kühnheit genug hatten, Alles zu wagen, und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizuſtehen, mit denen er immer ſchwanger ging. Nicht zufrieden, ſie bloß aufzunehmen, wenn ſie ſich anboten, ſuchte er Diejenigen ſogar auf, die ſich durch ungewöhnliche Verdienſte auszeichneten, und machte ihnen ſo große Vortheile, daß er ſie unfehlbar an ſich zog. So hatte er es mit einem gewiſſen Hauptmann Jaques Pierre aus der Normandie gemacht, der in dieſem Fache ſo vortrefflich war, daß alle ſeine Mitbürger ſich's zum Ruhm anrechneten, von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieſes Mannes war von der Wildheit ſeines Elements und ſeines Standes unangeſteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewiſſen Anſtande leben zu können, ſo entſchloß er ſich, der Seeräuberei zu entſagen, ungeachtet er noch in ſeinen beſten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu ſeinem Zufluchtsort. Dieſer Fürſt, der alle außerordentlichen Talente liebte, und ſie um ſo beſſer zu ſchätzen wußte, je freigebiger

die Natur gegen ihn ſelbſt geweſen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapferſten Männer ſeiner Zeit kannte, ſich in Nizza niederzulaſſen. Jeder Seemann, der dieſe Küſte beſuchte, weß Standes er auch ſeyn mochte, bezeigte ihm ſeine Achtung. Seine Rathſchläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und ſie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Größe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er ſo glänzte, und von dem es ſo ſchwer iſt, ſich loszureißen. Unter ſeinen Anbetern war ein gewiſſer Vincenz Robert von Marſeille, der bei einer Landung in Sicilien von dem Herzog von Oſſuna ſo wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienſte nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Geſpräch beklagte er ſich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen ſeinem Gouvernement vorgezogen habe. Er begleitete dieſe Aeußerung mit außerordentlichen Verſicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und ſeine Erfahrung im Seeweſen ſchäzte, und ſchloß mit der Erklärung: daß er Nichts unterlaſſen würde, was in ſeiner Macht ſtünde, um einen Mann von dieſen Verdienſten an ſeinen Hof zu ziehen. Robert nahm dieſe Unterhandlung ſehr gerne auf ſich, und ſie wurde durch ſo vortheilhafte Anerbietungen von dem Vicekönig unterſtüzt, daß der Kapitän nicht widerſtehen konnte, und ſich mit Weib und Kindern nach Sicilien wandte. So lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch ſeine Leidenſchaft nicht ganz erſtickt. Der Vicekönig hatte ſo ſchöne Galionen erbauen laſſen; einige ſehr reiche türkiſche Karawanen waren mit ſo ſchwacher Bedeckung im Anzug, daß

er der Verſuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund, dieſen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Oſſuna, mit dem er ſeit dieſer Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den beſten Theil davon. Nur mußte er verſprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reiſe nach der Provence zu machen, um Alles, was er auf dieſer Küſte von braven Seeleuten kannte, in ſeine Dienſte zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zuſammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüſten, welche dem Vicekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumſchränkte Herrſchaft bekam. Mit dieſer kleinen Flotte plünderte er ungeſtraft die levantiſchen Küſten, und beſchloß ſeinen erſten Feldzug durch ein großes Treffen, worin er ein anſehnliches Geſchwader türkiſcher Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geſchah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Oſſuna ſeinen Plan mittheilte, und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog ſtrebte nach der Herrſchaft über die angränzenden Meere, und konnte daher Nichts eifriger wünſchen, als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit ſtreitig machte, und bei welcher er kein ſo leichtes Spiel hatte, als bei den Türken. Er beſprach ſich darüber mit dem Kapitän und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieſer fand ſie nicht unüberwindlich, es vergingen mehrere Tage unter geheimen Berathſchlagungen, und plötzlich ſah man den Kapitän Neapel verlaſſen, auf eine Art, welche die äußerſte Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Oſſuna ſtellte überall Leute an, die den Befehl hatten, ihn lebendig oder todt zurückzubringen;

alle Wege wurden ihm verſperrt, bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen geſezt, und dem Scheine nach mit der größten Grauſamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen und der Zorn des Herzogs brach mit einer ſolchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erſtaunte, ſo gut man auch ſeit langer Zeit ſeinen ungeſtümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben ſo unruhiger Kopf ſchien, als der Vicekönig, ſo konnte man dieſes Blendwerk leicht für Ernſt halten, und Jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Abſichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm ſeine Zuflucht zum Zweitenmal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offenen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigſten Fürſten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän ſeine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demungeachtet ſcheute ſich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu ſuchen. Er machte ihn fürs Erſte mit verſchiedenen erdichteten Anſchlägen des Vicekönigs gegen die Republik bekannt, deren bloßer Gedanke ſchon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In dieſe, gab er vor, hätte er nicht geglaubt, ſich mit Ehren einlaſſen zu können; er hätte daher einige Maßregeln genommen, um ſich nebſt ſeiner Familie und ſeinem Vermögen aus Neapel zu retten; ſein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt geworden, und er hätte ſich genöthigt geſehen, um ſeiner Wuth auszuweichen, in dieſem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerſte, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grauſamſten unter allen Menſchen zu verlaſſen. Dieſe ſchreckliche Erzählung rührte

den Herzog, und er nahm den liſtigſten Heuchler mit offenen Armen auf. Er hielt das Intereſſe der Republik ſo ſehr für ſein eigenes, daß er es auf ſich nahm, ihn für den Dienſt, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer ſelbſt nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunſch blicken, daß er ſelbſt den Senat von den Anſchlägen des Vicekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, ſeinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und ſchickte ihn, reichlich beſchenkt, mit eigenhändig geſchriebenen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten ſich ebenſo mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für ſie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anſchläge des Vicekönigs, die er verrieth, und ſo wahrſcheinlich zu machen wußte, als nöthig war: alles Dieß ſprach ſo mächtig für ihn, daß man ihm ſogleich das Kommando eines Schiffes anvertraute. Zwar ſtellte Contarini, Ambaſſadeur der Republik am päpſtlichen Hofe, dem Senat in ſeinen Briefen vor, daß man dieſem Menſchen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht ſo blindlings trauen könnte; aber die Furcht brachte auch dießmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: ſie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verſchmäht. Uebrigens ſuchte der Kapitän ungeſäumt Gelegenheit, ſich von ſeiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See geſtochen hatte, verſchaffte er ſich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt ſo beträchtliche Vortheile über ſie, daß man nach ſeiner Zurückkunft nicht anſtand, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

alle Wege wurden ihm verſperrt, bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen geſezt, und dem Scheine nach mit der größten Grauſamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen und der Zorn des Herzogs brach mit einer ſolchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erſtaunte, ſo gut man auch ſeit langer Zeit ſeinen ungeſtümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben ſo unruhiger Kopf ſchien, als der Vicekönig, ſo konnte man dieſes Blendwerk leicht für Ernſt halten, und Jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Abſichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm ſeine Zuflucht zum Zweitenmal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offenen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigſten Fürſten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän ſeine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demungeachtet ſcheute ſich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu ſuchen. Er machte ihn fürs Erſte mit verſchiedenen erdichteten Anſchlägen des Vicekönigs gegen die Republik bekannt, deren bloßer Gedanke ſchon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In dieſe, gab er vor, hätte er nicht geglaubt, ſich mit Ehren einlaſſen zu können; er hätte daher einige Maßregeln genommen, um ſich nebſt ſeiner Familie und ſeinem Vermögen aus Neapel zu retten; ſein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt geworden, und er hätte ſich genöthigt geſehen, um ſeiner Wuth auszuweichen, in dieſem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerſte, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grauſamſten unter allen Menſchen zu verlaſſen. Dieſe ſchreckliche Erzählung rührte

den Herzog, und er nahm den liſtigſten Heuchler mit offe= nen Armen auf. Er hielt das Intereſſe der Republik ſo ſehr für ſein eigenes, daß er es auf ſich nahm, ihn für den Dienſt, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer ſelbſt nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunſch blicken, daß er ſelbſt den Senat von den Anſchlägen des Vicekönigs unterrichten möchte; er er= mahnte ihn, ſeinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und ſchickte ihn, reichlich beſchenkt, mit eigenhändig geſchriebenen Kreditiven nach Venedig. Die Vene= tianer zeigten ſich ebenſo mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für ſie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anſchläge des Vice= königs, die er verrieth, und ſo wahrſcheinlich zu machen wußte, als nöthig war: alles Dieß ſprach ſo mächtig für ihn, daß man ihm ſogleich das Kommando eines Schiffes anvertraute. Zwar ſtellte Contarini, Ambaſſadeur der Republik am päpſtlichen Hofe, dem Senat in ſeinen Briefen vor, daß man dieſem Menſchen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht ſo blindlings trauen könnte; aber die Furcht brachte auch dießmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: ſie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verſchmäht. Uebrigens ſuchte der Kapitän ungeſäumt Gelegenheit, ſich von ſeiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See geſtochen hatte, verſchaffte er ſich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt ſo beträchtliche Vortheile über ſie, daß man nach ſeiner Zu= rückkunft nicht anſtand, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Oſſuna Nachricht von dieſem glücklichen Erfolg ihrer Liſt, und beſchloß ſeine Depeſche mit folgenden Worten: „Wenn dieſe Pantalons von Venedig fortfahren, ſich ſo leicht bethören zu laſſen, ſo wag' ich es, Ew. Excellenz zu verſichern, daß ich hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde.“ Er ſchrieb zugleich an alle ſeine Kameraden, die er in Neapel verlaſſen hatte, und ſuchte ſie zu bereden, daß ſie Dienſte bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht ſchwer, ſie nach Venedig zu locken. Der Vicekönig behandelte ſie ſeit der Flucht ihres Freundes ſo übel, als er ſie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten ſein ſcheinbares Mißtrauen gegen ſie zu erkennen. Er beklagte ſich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik ſeinem Feinde bewilligt hatte. Um ſich zu rächen, nahm er alle Uskoken in ſeine Dienſte, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jezt ihre alten Ausfälle; ſie fingen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig ſegelte, und boten die Beute, die ſie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verlezte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenſtände ſehr wichtige Repreſſalien aus, widerſtand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergingen, die erbeuteten Güter wieder herauszugeben, und ſezte ein Manifeſt auf, worin er die Gründe zu dieſem Ungehorſam bekannt machte. Er ſchickte eine große Flotte aus, die auf dem adriatiſchen Meere kreuzte, und ließ die Priſen, die ſie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel auf Koſten der Neapolitaner ſelbſt; und als einige von den erſten Kaufleuten im Königreich ſich darüber beklagten, drohte er ſie aufhängen zu laſſen. Da noch zwiſchen

Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten ſich die Venetianer von ihrem Erſtaunen über dieß unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die Meiſten ſchoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Oſſuna; aber die Klügſten wußten, wie nützlich dieſe Art von Tollköpfe ſind, wenn man ſie zur rechten Zeit gebraucht, und ſie glaubten, daß die Spanier ſich hinter den Launen des Herzogs verſteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die ſie ſelbſt weder öffentlich unterſtützen, noch gut heißen durften. Seine gewöhnlichſten Reden waren, daß er die Häfen von Iſtrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inſeln ausplündern, und wo möglich in Venedig ſelbſt einen Einfall thun würde. Er beſprach ſich mit ſeinen Hofleuten über dieſe Plane. Er ließ die Gegenden durch geſchickte Künſtler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen und andere kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Verſuche, wie viel Gewicht jedes Maß von Tiefe des Waſſers auf verſchiedene Breiten tragen konnte, und erfand täglich neue Maſchinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der venetianiſche Reſident in Neapel, ſtattete dem Senat getreuen Bericht von allem Dieſem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fing an zu bereuen, daß er ſich mit einem ſo unvorſichtigen Menſchen in Verbindung eingelaſſen hatte. Aber der Erfolg täuſchte ſeine Beſorgniſſe. Der Vicekönig war mit dieſen Dingen ſo laut, daß die Venetianer bloß darüber lachten. Die Vernünftigſten ſelbſt hörten auf zu glauben, daß hinter ſo offenbaren Tollheiten etwas Ernſtliches verborgen ſeyn könnte. Der Herzog ſezte ſeine Anſtalten fort, ſo lange er wollte, ohne bei Jemanden Verdacht zu erregen,

und ſeine Unbedachtſamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sache weiter, als Bedemars ganze Behutſamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu laſſen, beſchloß Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, denn er ſah jezt ſein Leben täglich ausgeſezt. Ein falſches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerſt unbedeutenden Umſtand veranlaßt worden war, hatte ſchon einmal den Uebermuth des venetianiſchen Pöbels ſo gereizt, daß der Senat dem Geſandten Wache zuſchicken mußte, um ihn und ſein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager von Gradiska, die ihn über dieſen Unfall tröſteten. Die Umſtände waren ſo günſtig geweſen, daß Renault Hoffnung gab, in ſehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis ſeinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkoſungen, der gewöhnlichen Lockſpeiſe, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer beſtürmen, bis ſie ſich für ein fremdes Intereſſe blindlings ins Verderben ſtürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem feſten Lande der Republik brauchte, deren man ſich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen mußte, weil ein ſolcher Ort die anderen im Zügel halten, der ſpaniſchen Armee zum Waffenplatz dienen und die venetianiſche abwehren würde. Renault beſuchte die vornehmſten und blieb einige Zeit in Crema ſtehen, um da mit Hülfe eines franzöſiſchen Lieutenants, der Berard hieß, eines italieniſchen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro ſchon beſtochen hatte, ein Komplott anzuſpinnen.

Dieſe Drei erboten ſich, fünfhundert Spanier in der Stadt zu verſtecken, ohne daß der venetianiſche Kommandant Verdacht ſchöpfen ſollte, und ſich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Unterſuchungen, die Renault auf dem Platze anſtellte, ſchloß er, daß es mit dieſer Anzahl von Leuten kaum fehlſchlagen könnte. Es kam bloß darauf an, eine elende Garniſon niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßigen Truppen der Republik in den feſten Plätzen von Friaul oder bei der Armee ſtanden.

Der Herzog von Oſſuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß ſie einen venetianiſchen Ort auf dem Meerbuſen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Herzog beiſtehen zu können, und eine Zuflucht für die ſpaniſche Flotte bereit zu haben, wenn ſie zufälligerweiſe auf dieſem Meere einer bedürfen ſollte. Zu dieſem Behufe wurde Murano erwählt, ein feſter Platz auf einer Inſel, die an Iſtrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italieniſcher Offizier, Mazza genannt, ſtand ſeit vierzig Jahren an dieſem Orte, und hatte faſt ſoviel Anſehen darin als ein Gouverneur. Von dieſem erhielt ein Abgeſandter des Herzogs von Oſſuna, vermittelſt einer beträchtlichen Summe und der Zuſage des Gouvernements, das Verſprechen, daß er auf den erſten Befehl den Gouverneur ermorden und ſich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen, als dieſer Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem vertrauteſten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beſchäftigung gab, verließ er ſich ganz auf Mazza,

den er als ſeinen älteſten und geſchickteſten Offizier kannte, über Alles, was das Innere des Platzes betraf. Jezt endlich glaubte Bedemar die lezte Hand an ſein Werk legen zu müſſen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maßregeln treffen; aber er wußte, daß für Geſchäfte dieſer Art Nichts tödtlicher iſt, als ſie in die Länge zu ziehen. Die verſchiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewirken ſollen, finden ſich nie zu einer und derſelben Zeit im Stande, gebraucht zu werden. Während daß man die Einen rüſtet, verändert ſich die Geſtalt der Andern; und wenn man einmal glücklich genug iſt, eine hinländliche Anzahl beiſammen zu haben, ſo iſt es ein unwiderbringliches Verſehen, dieſen entſcheidenden, koſtbaren Zeitpunkt ungenuzt vorüber gehen zu laſſen.

Für die Ehre der ſpaniſchen Krone war es von äußerſter Wichtigkeit, daß man ihren Repräſentanten ſeines Antheils an dieſer Unternehmung nicht überweiſen könnte, wenn ſie fehlſchlüge. Daher beſchloß er, ſich keinem von den Verſchwornen zu entdecken, außer Renault und dem Hauptmann. Selbſt dieſe Beiden kannten ſich gegenſeitig nicht; ſie kamen nie zu ihm, als wenn er ſie beſtellte, und er hatte immer die Vorſicht gebraucht, ihnen verſchiedene Stunden anzuweiſen, damit ſie einander nicht begegneten. Wenn ſie entdeckt werden ſollten, ſo war es weit vortheilhafter für ihn, daß ſie nie in Verbindung zuſammengeſtanden hatten. Aus dieſem Grunde hätte er gern fortgefahren, ſie jeden für ſich handeln zu laſſen, ohne ſie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwiſchen dieſen Beiden ein enges Bündniß ſtiftete. Er entſchloß ſich alſo, dieſen Schritt zu

überſtehen, ſo ſchwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault ſezte ſeinen Ehrgeiz darein, alle Anſtalten ſo zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, deſſen Alter ihn dieſer Kälte bei Weitem noch nicht fähig machte, brüſtete ſich mit großen Talenten zu einer ſchweren Ausführung und mit einer ſeltenen Entſchloſſenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte Lezterm von den verſchiedenen Unterhandlungen Renaults, von ſeiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von ſeiner Beredſamkeit und ſeiner Geſchicklichkeit, neue Parteigänger anzuwerben, von ſeinen Fähigkeiten zu allen Geſchäften, die ſchriftlich behandelt werden müßten, deren es ſo viele gäbe, weil man beſtändig neue Erkundigungen über den Zuſtand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, ſo fuhr er fort, daß ein Menſch wie dieſer dem Kapitän Vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber ſein Alter und ſein Charakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg beſtimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem Andern machte er nur den Kapitän als den Vertrauten des Herzogs von Oſſuna bekannt, dem man alſo, bloß in dieſer Rückſicht, nicht wohl etwas verſchweigen dürfte. Er beſchwor ihn, ſich nach den Eigenthümlichkeiten des Korſaren zu fügen, ſo weit es zu ihrem Zwecke nöthig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblaſenen Stolz eines ſolchen Abenteurers ſchmeicheln könnte. Nachdem Bedemar ſich ſo viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwiſchen dieſen

beiden Menſchen zu legen, war ſeine Verwunderung außerordentlich, als ſie das erſte Mal, daß ſie in ſeinem Hauſe zuſammenkamen, plötzlich auf einander zugingen und ſich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der ſtärkſte Geiſt kann über eine Erſcheinung, die ihn in ungewöhnliches Erſtaunen ſezt, ein falſches Urtheil fällen. Bedemars erſter Gedanke war, ſich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum dieſe zwei Männer ihm verborgen hatten, daß ſie ſich kannten; aber das Geheimniß klärte ſich bald auf. Er erfuhr, daß ſie ſich in dem Hauſe einer berüchtigten Griechin geſehen hatten. Dieſes Weib war durch ihre Verdienſte ſehr über ihren Stand erhaben, und ein großer Beweis davon war dieſer Vorfall. Beide hatten das Verſprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und ſie hatte es beiden gehalten. Ihre Verſchwiegenheit war um ſo mehr zu bewundern, als ſie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Dieſe Erklärung brachte den Marquis völlig von ſeinem Erſtaunen zurück, und er überließ ſich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er ſo ſehr wünſchte, ſchon feſt gegründet zu finden. Sie geſtanden in der Folge der Unterredung, daß ſie, Jeder für ſich, auf die Gedanken gekommen wären, einander zu der großen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll geweſen, um in den Geſprächen, die ſie zuſammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenſtände dieſer Art gefallen zu ſeyn. Zwar hatte ſich keiner dem andern verrathen, und wenigſtens war es beider Abſicht nicht geweſen; aber ſie bekannten freiwillig vor dem Marquis, daß ſie einige Male in der Hitze des Geſprächs zu weit gegangen wären und einander mehr von ihrem Geheimniſſe zu erkennen gegeben

hätten, als ihr Wille geweſen wäre. Bedemar ermahnte ſie, dieſe Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorſichtiger zu ſeyn; denn um eine Sache von dieſer Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man Nichts ſagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte ſogar ſelbſt vergeſſen, daß man ſie wüßte.

An dieſem Tage brachte Renault dem Geſandten die erwünſchteſten Nachrichten von der Stimmung der holländiſchen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Julius wieder angefangen hatten, waren die venetianiſchen Befehlshaber übermüthiger gegen ſie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Naſſau, deſſen Anſehen ſie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maße geſtiegen. Sie hielten ſich vor Gradiska ſehr ſchlecht, und ihre vorſätzliche Trägheit im Dienſte ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um dieſem vorzubeugen, vertheilte er ſie in verſchiedene, weit auseinander gelegte Poſten; aber eben dieß Zeichen von Mißtrauen brachte ſie vollends auf, und da ſie ſich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, ſo ließ der General einige von den Unruhigſten hinrichten. Aber verabſchieden durfte er ſie noch nicht, weil die Republik außer Stande war, ſie zu bezahlen; er begnügte ſich alſo, ihre Anführer nach Padua zu verbannen und den Reſt der Truppen in verſchiedenen Plätzen von der Lombardei zu zerſtreuen. Der Lieutenant des Grafen von Naſſau, einer der Vornehmſten, mit denen ſich Renault in Unterhandlungen eingelaſſen hatte, war nach Brescia verwieſen und erbot ſich, dieſe Stadt in Dom Pedro's Hände zu liefern. Renault bat den Marquis, ſich über dieſen beſondern Punkt zu beſtimmen, da dieſer Lieutenant auf einer

entſcheidenden Antwort beſtünde. Aber der Marquis verwarf dieſen Anſchlag, theils weil es beſſer wäre, von dieſer Seite Alles ruhig zu laſſen, bis man ſich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Krema genug hätte und durch ein zweites Komplott bloß die Kräfte theilen würde. Er wünſchte zwar, daß man, um dieſe günſtige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verſchiedenen Vorwänden bloß aufſchieben möchte; ſobald man ſich aber durch dieſe Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs bloßſtellte, ſollte man lieber den Gedanken ganz fahren laſſen. Renault hatte außer dieſem Lieutenant noch mit drei franzöſiſchen Edelleuten negociirt, Namens Durand aus dem Regiment Löwenſtein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnag, der ſich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem italieniſchen Ingenieur Ravellido und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arſenal angeſtellt geweſen waren, Ludwig von Villa, Mezzana und Wilhelm Retroſi. Er geſtand, daß er es für nöthig gefunden hätte, ſich dieſen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er ſich, mit ſeinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweiſe ihres Eifers führte er an, daß ſie, während ſeines Aufenthalts im Lager ſchon mehr als zweihundert Offiziere für ſeine Abſichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf ſeine Anfrage, wie viel Truppen ſie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitauſend Mann wenigſtens von den Löwenſtein'ſchen und zweitauſend dreihundert von den naſſauiſchen Truppen bereit ſtünden, in ſpaniſche Dienſte zu treten; und da er ſehr ernſtlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die

Anzahl genau und ohne Uebertreibung beſtimmen möchten, erboten ſie ſich Alle, mit ihren eigenen Perſonen Bürgſchaft für ihr Wort zu ſtellen. Dieſe Truppen waren ſchon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man ſie führen wollte, ſobald ſie von den Venetianern verabſchiedet wären, und wo ſie die reichlichſte Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden ſollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntſchaft mit der eigentlichen Beſchaffenheit des Unternehmens ſie zurückſtoßen würde, denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten ſie ſo erbittert, daß ſie die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht ſchwer, zu mehrerer Sicherheit, dieſe Erklärung ſo lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und ſich durch einen ſo ſchnellen als ſichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderſtehliche Verſuchung für den Geiz.

Dieſe Ausſichten waren hell und befriedigend genug; aber ſchon bei dem erſten rohen Gedanken von dieſer Verſchwörung hatte Bedemar beſchloſſen, ſie aufzuſchieben, bis er weit mehr Mittel beiſammen hätte, als nöthig wären, um ihren Erfolg zu ſichern, und bis dieſe Mittel ſo unabhängig und ſo abgeſondert von einander wären, daß im Falle auch eins davon fehlte, man ſich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er alſo auch auf Dom Pedro's Verſprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländiſchen Chefs rechnen konnte, ſo hatte er doch Maßregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Oſſuna Truppen zu erhalten. Er hatte ſich um jedes dieſer drei Mittel mit eben ſo viel Eifer beworben

und ſich eben ſo ſehr des leztern zu verſichern geſucht, als wenn er die beiden anderen für höchſt ungewiß gehalten und ſie alle drei zu drei verſchiedenen Unternehmungen beſtimmt hätte. Jezt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Oſſuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erſcheinen können. Weil aber des Herzogs Entſchlüſſe zu wankend waren, um bei einer ſo wichtigen Sache ſich blindlings auf ſein Wort zu verlaſſen, mußte man Jemanden zu ihm ſchicken, der auf dem Platze ſelbſt beurtheilen könnte, ob er im Stande ſeyn würde, ſein Verſprechen zu halten. Pierre's Abweſenheit hätten die Venetianer zu ſehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen ſie die Augen auf einen der franzöſiſchen Edelleute, mit welchen ſich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war abzureiſen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik, Truppen anzuwerben, und man hielt es für beſſer, ihn dieſes Geſchäft beſorgen zu laſſen. An ſeiner Stelle ſchickte man einen Kriegskameraden des Hauptmanns Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am erſten Tag des Jahrs 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jezt für nöthig, ſich gegen das ſpaniſche Miniſterium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, ſezte er ſeinen Plan mit der größten Umſtändlichkeit auf; und weil er die Langſamkeit der Berathſchlagungen ſeines Hofes kannte, legte er eine beſondere Depeſche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernſt auf eine ſchnelle und entſcheidende Antwort drang; die Gefahr, worin er wäre, gebe ihm das Recht, ſo entſcheidend zu ſprechen; und wenn man ſeinen Kurrier länger als acht Tage aufhielte, ſo würde er dieſe Verzögerung

als einen Befehl anſehen, Alles fahren zu laſſen. Die Antwort erfolgte in der geſezten Zeit, aber ſo beſtimmt war ſie nicht, als er ſie verlangt hatte. Wenn er die Ausführung ſeines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufſchieben könnte, ſchrieb man ihm, ſo wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünſchte aber ſehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beſchreibung von dem Zuſtande der Republik mittheilen möchte. Der Geſandte war auf dieſen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufſatz fertig, den die Spanier das Meiſterſtück ihrer Politik genannt haben. Die Abſicht, in welcher er geſchrieben iſt, wird von dem Verfaſſer mit keinem Worte erwähnt; wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf dieſe Abſicht Beziehung hätte. Den Anfang machte eine beſcheidene Klage über die Schwierigkeit dieſer Arbeit, da die Regierung, die er darſtellen ſoll, von Jeher auf das Undurchdringlichſte Geheimniſſe gehalten hat. Er breitet ſich alsdann über eben dieſe Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem erſten Alter der Republik gelten als ihrem jetzigen Zuſtande. Dieß führt ihn auf eine eben ſo traurige als erhabene Betrachtung über das beweinungswürdige Loos der Menſchheit, daß gerade die ſchönſten Meiſterſtücke des menſchlichen Geiſtes dem Verderben am meiſten ausgeſezt ſind. In den weiſeſten Geſetzen dieſes Staates lag der erſte Keim ſeines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausſchließung des Volkes von den Staatsgeſchäften war die Veranlaſſung zu der Tyrannei des Adels. Die Verordnung, welche den geiſtlichen Stand der Ahndung der höchſten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand ſeines übermüthigen Betragens gegen den römiſchen

Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungeſtraft in Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß dieſe Schilderung, zugleich aber verwundert er ſich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion die ſchändlichen Bedrückungen ihrer Beherrſcher noch dulden können. Dieſe geht er alle beſonders durch, und ohne im Geringſten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er ſie in das gehäſſigſte Licht zu ſtellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volkes können die Großen nach Willkür umſpringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachſucht und zur Wolluſt ſo heftig iſt, muß bei einer ſolchen Verfaſſung die Herrſchaft der Mächtigen natürlicherweiſe hart und ungerecht ſeyn. Endlich unterſucht Bedemar den Zuſtand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Parteien getheilt. Er will nicht verhehlen, daß er ſelbſt eine Anzahl unzufriedener Nobili kennt. In den Provinzen erblickt er Nichts als Zerrüttung und Elend; die einen ſind durch den Krieg der Uskoken verwüſtet, die anderen haben ſich erſchöpft, um jenen beizuſtehen. Die Beſatzungen in der Lombardei werden ſo ſchlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen ſind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort ſchon um ihre ganze Macht gekommen ſeyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieſelbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker ſind durch die verſchiedenen Empörungen, deren Umſtände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerſtreuung der Aufrührer ſo erſchöpft worden, daß der ganze Ueberreſt aus einer zuſammengerafften, elenden Miliz beſteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, ſchließt er, wäre ſeit einiger

Zeit eine Freiſtatt für die ſchändlichſten Seeräuber vom mittelländiſchen Meere geworden; dieſe Menſchen verdienten nicht, daß man ſie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur ſo lange auf ſie rechnen, als ſie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen ſie ſelbſt zu kehren. Nachdem er dieſe Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargeſtellt hat, ſucht er aus denſelben die richtigen Reſultate über das künftige Schickſal und die Dauer dieſer Republik zu ziehen. Er beweist, daß ſie ſich jezt in dem lezten, ſchwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, ſagt er, ſind von einer ſolchen Art, daß ſie ohne eine uneingeſchränkte Umwerfung ihrer ganzen Form keine heilſame Kriſis, kein Mittel zur Beſſerung mehr erwarten darf.

Jezt erhielt Bedemar von dem ſpaniſchen Staatsrath die Erlaubniß, zu handeln, wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber ſtockten alle Anſtalten. Der Marquis war untröſtlich, daß er ſich in einer ſo wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Oſſuna preisgegeben hatte, da er doch ſeinen Charakter kennen ſollte. Bei den damaligen Umſtänden konnte dieſer Aufſchub von den ſchlimmſten Folgen ſeyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern ſehr in die Enge getrieben, und der ſpaniſche Hof fand kein anderes Mittel, dieſe Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorſchläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgeſezt, welche die vorzüglichſten Artikel des Friedens enthielt; aber die beſtändigen Unordnungen des Herzogs von Oſſuna zwangen die Venetianer, die Vollmacht ihres Geſandten zurückzunehmen, und den Siz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo

der Tod des Marſchalls von Ancre mehr Begünſtigung hoffen ließ. Der Friede wurde den 6. September zu Paris geſchloſſen, und der Statthalter von Mailand beſprach ſich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollſtreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoyen zu beſtimmen. Zugleich aber fuhr eben dieſer Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen ſogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten ſich darüber ſehr heftig und rüſteten ſich mit gedoppeltem Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem verſammelten Senat ſeinen Glückwunſch über den Frieden abſtattete und die Vollſtreckung der Bedingungen verſprach. Dieſen Schritt that er nicht ſowohl auf Befehl ſeines Hofs, als weil er die ſchlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieſer Abſicht ließ er die größte Freundſchaft und Freude blicken, als er dieſe Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelan ihm, die Venetianer, die zu ſehr wünſchten, was er ihnen verſprach, ſo zu verblenden, daß ſie mit ihm über einen Waffenſtillſtand einig wurden. Dieſer Stillſtand war ein entſcheidender Streich für die Spanier und ein Meiſterſtück von Bedemar. Gradiska konnte ſich kaum vierzehn Tage noch halten, und in zwei Monaten ſollten erſt die Feindſeligkeiten aufhören, weil man gerade ſo viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratifikationen auszuliefern und ſich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillſtand wurde verhindert, daß ſich Gradiska binnen dieſer Zeit ergab, und die Spanier, welche dieſe Urſache nicht mehr hatten, auf die Vollſtreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen ſo ſehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Abſichten taugte.

Der Herzog von Oſſuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle ſeines Hofs und durch die dringenden Vorſtellungen des Papſtes gezwungen, ſich zur Zurückgabe der Schiffe zu verſtehen, die er den Venetianern genommen hatte; aber von den Waaren wollte er Nichts hören, weil er nicht wüßte, wo ſie hingekommen wären. Unterdeſſen wurden ſie in Neapel ſelbſt vor den Augen des venetianiſchen Reſidenten verkauft, und Oſſuna ließ von nun an eine anſehnliche Flotte auf dem adriatiſchen Meere kreuzen. Der Senat wollte ſich gegen den Marquis von Bedemar über dieſe Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte ſich noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Oſſuna zu ſtehen geſonnen wäre, und daß der König ſelbſt nicht dafür ſtünde. Unter ſo vielen Freundſchaftsbezeigungen und anderen Annehmlichkeiten, die er ſeit ſeinem ganzen Aufenthalt in Venedig genöße, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt, zu erfahren, daß man das Betragen des Vicekönigs ſeinen Rathſchlägen zuſchriebe; er hätte nie den mindeſten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von Oſſuna kennte, würde man leicht zu überzeugen ſeyn, daß er keinem Führer folgte als ſeiner unbändigen Laune. Von ſeinen Geſinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, deſſen Urheber er ſich zu nennen ſtolz wäre. Dieſer Statthalter blieb auch wirklich dem Stillſtand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht nieder, und damit man Dieß weniger ſonderbar fände, ſuchte er ſich von Neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabſchiedeten Truppen dieſes Fürſten waren in dem Pays de Vaux ſtehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung

der Verträge zu warten; mit dieſem Vorwand entſchuldigte ſich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia verſprochen hatte. Er bewog überdieß den Herzog von Mantua, die Erfüllung ſeiner Verſprechungen ebenfalls unter verſchiedenen Vorwänden aufzuſchieben. Der Graf von Bethune ließ eine öffentliche Proteſtation gegen ſie drucken, auf welche Bedemar mit den ſcheinbarſten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allem Dieſem wird man leicht ſchließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des großen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in dieſem Mittelzuſtand erhielt. Unterdeſſen wurde Nolot noch immer von dem Vicekönig nicht zurückgeſchickt. Der Geſandte war in Verzweiflung, und er befahl dieſem Menſchen, die Urſache eines ſo unzeitigen Aufſchubs zu entdecken, um welchen Preis es auch ſeyn möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienſte bei der Republik erhalten hatte, ſchickte Oſſuna, der durch verſchiedene Wege von dem venetianiſchen Staat Kundſchaft zu haben wünſchte, einen Italiener Namens Alexander Spinoza als Spion nach Venedig. Dieſer Menſch, der nicht bekannt war, wurde bald angeſtellt, ſowie alle Abenteurer, die in dieſer Abſicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierre's Anweſenheit in Venedig eine der erſten Triebfedern dieſes Anſchlags ſeyn könnte. Indeſſen war er ſchon auf den Verdacht gekommen, daß dieſer Korſar nicht ſo übel mit dem Herzog ſtünde, als man ſich's einbildete. Spinoza hatte ſich gegen den Vicekönig erboten,

den Kapitän zu ermorden, und Oſſuna hatte dieſen Vorſchlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht ſicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut und hatte zu viel Scharfſinn, um dieſer Mäßigung zu trauen; Oſſuna war der Menſch nicht, der ohne ſtärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewiſſenhaftigkeit, anſtand, ſeine Rache zu befriedigen. Indeſſen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korſaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht, weil er zu der Art Menſchen gehörte, die Niemanden ihr gänzliches Vertrauen ſchenken. Wenn Das war, ſo mußte er eine ſolche Gelegenheit gern benutzen, zu unterſuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zuſammen übereinſtimmten. In dieſer Abſicht ſuchte Spinoza den Umgang einiger Franzoſen, die er in Neapel gekannt hatte und die in Venedig den Kapitän ſehr oft beſuchten. Dieſe Leute, welche Verſchworne waren, ſtatteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinoza's Nachforſchungen über ihn, und ſie entdeckten ſogar, daß dieſer Spion auf ſeiner Seite Komplott zu machen ſuchte und ſich bemühte, einige kühne Abenteurer für den Herzog von Oſſuna anzuwerben. Pierre war über das Mißtrauen dieſes Herzogs mehr unwillig als erſtaunt; er überlegte bloß, daß Spinoza's beſondere Kabalen ihre Partei theilen und ſchwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unſicher wäre, ſich gegen einen Menſchen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeſchickt war. Bedemar und Renault waren derſelben Meinung, und ſie urtheilten alle, daß ſie in der größten Gefahr wären, ſo lange dieſer Italiener nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er ſpielte, zwang ihn beſtändig, auf ſeiner Hut zu ſeyn, und es war zu

befürchten, daß er ſein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte ſich endlich entſchließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Oſſuna bei dem Rath der Zehn anzugeben. Die Franzoſen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Ausſage ſo glaublich und ſo umſtändlich ein, daß er an demſelben Tage insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korſaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf ſeine Richter, weil jener ſein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweiſen. Dieſe Sache trug viel dazu bei, das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän ſezte. Demungeachtet war ſie dem Marquis von Bedemar ſehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die ſie in ihren Dienſten hatten, beſſer Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Oſſuna eben Spinoza's Tod erfahren, deſſen Urheber er ſogleich errieth. Er empfand es ſehr übel, daß ihm Bedemar Nichts davon ſchrieb, und in dieſem ſtürmiſchen Zuſtand wußte er ſelbſt nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Unterdeſſen hatten ſich die Löwenſtein'ſchen Truppen von Neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwei Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwiſchen ihnen und der Republik, der ſie gezwungen hätte, ſogleich abzureiſen, aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß ſie ſich mit der Summe, die man ihnen Anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verſchwornen ſchickten einen expreſſen Kurier an Nolot ab, um dem Vicekönig durch ihn vorſtellen zu laſſen: daß dieſen ganzen Monat beinahe fünftauſend Mann ihnen ganz zu Gebot ſtehen

würden. Nolot that von ſeiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der ſeinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn ſo lange hin, daß nach ſechs Wochen vergeblichen Harrens die Anführer dieſer Truppen ſich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängniß waren, ſich ohne ſie vergleichen würden, und die Verſchwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben ſelbſt ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Oſſuna. Sie war, wie man ſie wünſchte, aber er hatte ſie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brulard, überſchrieben. Bodemar und Pierre dachten zu ernſtlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um dieſen Schimpf nur zu bemerken. Er ſchrieb, daß er bereit ſtände, ſobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und anderen kleinen Fahrzeugen abzuſchicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten und auf welchen bis ſechstauſend Mann Platz finden könnten, wenn man ſie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge ſelbſt geſehen und bezeugte, daß ſie in völliger Bereitſchaft wären. Der Kapitän ließ die Häfen und Kanäle ſondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe ſie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch ſeinen Dienſt eine Menge von Seeleuten unter ſich, die, ohne Aufſehen zu erregen, ſich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genaueſten Ausmeſſungen erhielt. Nun blieb Nichts mehr übrig, als die Abreiſe der Löwenſtein'ſchen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht geſpart, und die Strenge der Jahreszeit diente zum Vorwande ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei

Nolots Ankunft ſchon eingeſchifft war, ließ ſich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten. Die Geſchäfte häuften ſich jezt zu ſehr, um von Renault und dem Kapitän allein verſehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigſtens ausſuchen zu müſſen, auf deren Herzhaftigkeit und Verſtand ſie ſich ganz verlaſſen könnten. Außer den neun Offizieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden ſich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen laſſen, neun andere, die eben ſo gut zu gebrauchen waren. Dieß waren erſtlich fünf Schiffskapitäne, Vincenz Robert von Marſeille, Lorenz Nolot, Robert Brulard, von denen ſchon die Rede geweſen iſt, ein anderer Brulard Namens Lorenz und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen Namens Karl und Johann Boleau, ein Italiener Johann Rizzardo, alle Drei vortreffliche Feuerkünſtler, und ein Franzoſe Langlade, der für den geſchickteſten Feuerwerker der Welt gehalten wurde. Er war ſo berühmt, daß er gleich bei ſeiner Ankunft die Erlaubniß bekam, im Arſenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten ſeine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, ſowie auch Villa-Mezzana und Retroſi, die ehemals da angeſtellt geweſen waren. Die Sechs zuſammen entwarfen einen ſo genauen Riß von dem Arſenal, daß die Anderen, die es nie geſehen hatten, nach demſelben eben ſo ſicher davon urtheilen konnten, als ſie ſelbſt. Zwei Offiziere von dem Arſenal ſelbſt, die vom Kapitän beſtochen waren, halfen ihnen in dieſer Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienſte geſchienen, ganz für ſeine Abſichten geſchickt, unverzagt genug, um denſelben beizutreten, wenn ſie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtſchaffen genug, um ihrem

Worte treu zu bleiben. Der Erfolg beſtättigte ſein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorſagte, mit einer ſo beträchtlichen Menge ſpaniſcher Piſtolen, die er auszutheilen hatte, daß ſie ſich verbindlich machten, ihm in Allem, was er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade und ſie wohnten im Arſenal. Renault hatte drei von ſeinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brulard, zu ſich in des franzöſiſchen Geſandten Haus genommen. Die drei Feuerkünſtler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den anderen Materialien und den nöthigen Inſtrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinſchaft mit ihnen hatte. Sie hatten ſchon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht, als nöthig war, und der Palaſt des Geſandten war ſo voll davon, daß es unmöglich war, irgend Jemand außer ihnen da einzuquartiren. Der Kapitän blieb in ſeiner gewöhnlichen Wohnung aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die Anderen hatte er in dem Hauſe der Griechin verborgen, wo er Renaults Bekanntſchaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieſes Weib war ſeit dieſer Zeit noch höher geſtiegen. Sie war in einer griechiſchen Inſel vom Archipelagus geboren, und von ſo vornehmem Stande, als man es in einem Lande ſeyn kann, das unter venetianiſcher Botmäßigkeit ſteht, wo die Venetianer keinen Adel gelten laſſen, als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Provinz dieſe Inſel verwaltete, hatte ſie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an ſein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen; aber ihre Reiſe war vergeblich. Nachdem ſie das wenige Vermögen, das ſie beſaß,

dort zugeſezt hatte, ſah ſie ſich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, deſſen erſte Urſache eben dieſe Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unverſöhnlicher Haß gegen die Menſchen, die ſie gezwungen hatten, ein ſo ſchimpfliches Gewerbe zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde und ſcheute keine Gefahr, um ſie zu begünſtigen. Sie miethete eines der größten Häuſer in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen wären, ließ ſie nur einen Theil ihrer Geräthſchaften hintragen, um ihre Wohnung, die nicht ſehr entfernt war, noch behalten zu können. In dieſen beiden Häuſern wohnten beinahe ſechs Monate lang eilf von den erſten Verſchwornen. Da ſie von allen fremden und einheimiſchen Standesperſonen beſucht wurde, und dieſer große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte, entdeckt zu werden, ſtellte ſie ſich unpäßlich, um ſich aller Ueberläſtigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieſes Standes behandelt, ſo wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieſes Mittel für Jeden, der Nichts darin zu ſuchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verſchwornen gingen nur des Nachts heraus, und die Verſammlungen wurden am Tage gehalten. In dieſen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verſchwornen vor, was ſie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinungen darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu berathſchlagen. Wenn ſie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten ſie die größte Behutſamkeit, weil damals in Venedig die Häuſer der Geſandten, und vorzüglich das ſeinige, auf das Schärfſte beobachtet wurden. Sie hatten ſchon

längſt zuſammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tauſend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich ſchien, ſie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu laſſen, hatte ſich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann verſehen. Dieß hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Geſandten nie durchſucht werden, woher ſie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um dieſe tauſend Mann in die Stadt zu ſchaffen, ohne daß ſie bemerkt würden.

Der Doge Donato ſtarb, und an ſeine Stelle wurde Anton Priulli ernannt, der damals von der Republik den Auftrag hatte, im Friaul wegen der Vollſtreckung der Verträge zu ſorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatsſekretäre ſollten ihm ſehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmſten Senatoren ſollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat ſelbſt ſollte ſich auf dem Buzentauren ſehr weit ins Meer begeben, um ihn zu empfangen und an der Spitze dieſes Zuges zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen ſehr ſelten von Venedig abweſend ſind, zog dieſe Feierlichkeit eine Menge von Neugierigen an. Bedemar, der ſie voraus ſah, ſobald er von Priulli's Wahl unterrichtet war, ſchickte zum Zweitenmal Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Oſſuna vor ſeinen Augen und mit der möglichſten Schnelligkeit abſegeln zu laſſen. Um jeden Aufſchub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung ſo genau, als zur Zeit möglich war, zu beſchreiben und dem Herzog zu ſchicken, vorzüglich aber

ihm ausführliche Rechenſchaft zu geben von Allem, was während Nolots erſter Reiſe in Venedig vorgegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er ſuchte den Stolz des Vicekönigs auf jede Weiſe zu ſchonen, und um ihm zu beweiſen, daß man keinen Grund zu haben glaubte, ſich über ihn zu beklagen, ſchob er in ſeiner Depeſche die ganze Schuld der erſten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am 7. April ab; unterdeſſen ließ Renault alle Offiziere von den beſtochenen Truppen nach Venedig kommen, um ſich in der Stadt umzuſehen und ihre Poſten kennen zu lernen, damit ſie ſich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben ſie unter den holländiſchen Truppen tauſend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarſch bereit ſtehen ſollten; und damit dieſe tauſend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten ſie die Vorſicht, aus jedem Orte vom feſten Lande, wo ſie zerſtreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle dieſe Menſchen unterzubringen, miethete jeder dieſer Offiziere allein eine ſo große Anzahl von Quartieren, als geſchehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen ſagte man, daß ſie für Fremde wären, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Offiziere ſelbſt wohnten bei allen Freudenmädchen, wo ſie für ihr Geld weit ſicherer waren als an irgend einem andern Orte.

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verſchwörung vollends zu beſtimmen. Bedemar, Renault und Pierre ſezten zuſammen Folgendes feſt. Gleich beim Einbruch der Nacht ſollen diejenigen von den tauſend Soldaten, die unbewaffnet hereingekommen ſind, ihre Waffen in des Geſandten Haus abholen. Fünfhundert werden ſich

auf den Markusplatz zum Kapitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird ſich in der Gegend des Arſenals mit Renault verbinden; und die andern werden ſich aller Kähne, Gondeln und anderer Fahrzeuge bemächtigen, die ſie an der Brücke von Rialto finden, um damit in möglichſter Eile ungefähr tauſend Mann andere Soldaten von den Löwenſtein'ſchen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth ſind. Auf dieſer Fahrt wird man ſich ſo ruhig verhalten, als möglich, weil es beſſer iſt, die Erklärung der feindſeligen Abſichten bis zur Ankunft dieſer Truppen zu verſparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden, ſich eher zu entdecken, ſo wird der Kapitän ſich auf dem Markusplatz verſchanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arſenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Oſſuna, die vor Venedig in Bereitſchaft ſtehen müſſen, mit zwei Kanonenſchüſſen das Signal geben ſich zu nähern, damit die Spanier, die ſie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand erſetzen. Braucht man ſich nicht zu entdecken, ſo wird der Kapitän, wenn dieſe Wallonen an dem Markusplatz ausgeſtiegen ſind, fünfhundert von ihnen zu ſeinen anderen fünfhundert nehmen und Durand zu ihrem Anführer ſetzen. Dieſe tauſend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung ſtellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, ſich des herzoglichen Palaſts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den Seinigen auszuhelfen und ſie den Feinden zu verſperren. Hundert andere, unter Bribe's Anführung, werden ſich der Zecca bemeiſtern, und wieder hundert mit Brainville der Prokuratie. Sie werden von einigen

Menſchen begünſtigt werden, die ſich am Tage in den Thurm eingeſchlichen haben. Die lezten hundert müſſen in dieſem Thurme Wache ſtehen, ſo lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Markusplatz führen, wird mit anderen Wachen beſezt werden, und man wird an allen dieſen Eingängen Geſchütz pflanzen; das gegen die Straßen gekehrt ſeyn muß. Das Geſchütz wird man, bis aus dem Arſenal welches kommen kann, auf der Fuſte vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieſes Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen iſt. An allen dieſen Orten, die man einnehmen und wo man Wache ſtellen wird, muß man Alles, was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Durand aber muß mit dem Reſte der Truppen, in der Mitte des Platzes beſtändig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles Dieſes mit ſo wenig Geräuſch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen ſich zu erklären, indem man das Thor vom Arſenal mit Petarden beſtürmt. Auf dieſen Lärm werden die acht Verſchworenen, die den Riß deſſelben entworfen haben, und innerhalb des Thores ſind, mit Feuerwerken, die nebſt den Petarden zu dieſem Behufe in des Geſandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zu zünden anfangen, und die oberſten Offiziere ermorden. Dieß wird in der Verwirrung nicht ſchwer ſeyn, zumal da die Offiziere keinen Verdacht auf ſie haben. Sie werden ſich hernach zu Renault ſchlagen, wenn er hereingebrochen iſt, und zuſammen Alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden ſo viel Geſchütz als nöthig iſt, an die verſchiedenen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können; wie z. B. das Niederlagshaus der Deutſchen, die Salzmagazine, den Thurm von

der Prokuratie, die Brücke von Rialto und andere erhabene Poſten, aus denen man im Fall eines Widerſtandes die Stadt beſchießen könnte. Während daß Renault das Arſenal beſtürmt, wird der Kapitän das Gefängniß von St. Markus erbrechen und die Gefangenen mit Gewehr ausrüſten. Die vornehmſten Senatoren müſſen ermordet werden. Angeſtellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anſtecken, die ſo weit aus einander ſeyn müſſen als möglich, damit die Verwirrung größer werde. Unterdeſſen werden die Spanier des Herzogs von Oſſuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, ſobald das Arſenal eingenommen iſt, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und ſich ſogleich in den verſchiedenen Quartieren der Stadt zerſtreuen, wie St. George, das Judenquartier und andere, unter der Anführung der anderen Häupter der Verſchwörung. Man wird Nichts rufen, als Freiheit, und wenn dieſe Dinge alle ins Werk geſtellt ſind, ſoll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensſtrafe Nichts gethan und Nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch Niemand mehr werden, außer wer Widerſtand leiſtet.

In Neapel war Alles in ſo gutem Stande, daß die ſechstauſend Mann gleich den Tag nach Nolots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeſchifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Oſſuna ſeine großen Schiffe einen weitläufigen Umweg machen, bis ſie an ihre Poſten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot ſchickte er den kürzeſten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete dieſe kleine Flotte einigen Korſaren aus der Barbarei, von denen ſie angegriffen wurde. Da ſie aber zu keinem großen Kampfe ausgerüſtet war, wurde ſie von dem Geſchütz der Barbaren

ſehr beſchädigt. Sie war bloß dazu beſtimmt geweſen, die Truppen an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen, und die Menge Menſchen, die ſich darauf eingeſchifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korſaren weit leichter und beſſer bewaffnet. Indeſſen thaten die ſpaniſchen Soldaten, welche lauter ausgeſuchte Leute waren, ſo tapfern Widerſtand, daß dieſer Angriff den Korſaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn ſie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts auseinander getrieben und beide Theile hin und wieder verſchlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand ſich hiedurch ſo beſchädigt, daß ſie ſich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieſer Unfall ſezte den Marquis von Bedemar außer Stand, die Feierlichkeit zu ſtören, und er erſchien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Doge ſeinen Glückwunſch und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine beſondere Freude über ſeine Erhöhung hätte, weil er hoffte, daß der Thron die günſtigen Geſinnungen nicht ändern würde, die er ſchon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald dieſe Audienz vorbei war, ließ er den Kapitän und Renault zu ſich kommen. Beim erſten Eintritt fragte er ſie, ob ſie glaubten, Alles aufgeben zu müſſen. Ihre Antwort war, daß der Unfall der Flotte weder ſie noch ihre Kameraden im mindeſten erſchüttert hätte, und daß ſie alle Willens wären, eine günſtigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdeſſen alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zuſtand zu erhalten. Bedemar hatte dieſe Frage mit Zittern an ſie gethan; jezt umarmte

er ſie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entſchloſſenheit, welche den ſchwächſten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, ſagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieſer Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menſchen aus der Faſſung brächten, bei außerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch ſie allein könnte man die Stärke des Geiſtes erproben, und alsdann erſt dürfte man ſich den Muth zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn ſchon einmal umgeſtoßen geſehen hätte, ohne beunruhigt oder erſchüttert zu werden. Der Ausbruch der Verſchwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verſchoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte dieſen Tag, weil kein andres Feſt in Venedig mit ſo vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beſchloß Bedemar mit ſeinen beiden Vertrauten die Truppen an den Oertern, wo ſie ſtanden, zu unterhalten, und damit ihnen Nichts abginge, kein Geld gegen ihre Chefs zu ſparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen laſſen, ſollten die vornehmſten zurückbehalten werden, gleichſam als Bürgen für die Treue der Anderen; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen ſchicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorſam zu erhalten, theils um durch eine ſo große Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die Zurückbleibenden ſollten ſo viel und ſo angenehm als möglich beſchäftigt werden, damit ſie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten, über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmſten Verſchworenen Auftrag geben, ſie ſorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Luſt bekäme, auf die ſchnelle Abreiſe der Löwenſtein'ſchen

Truppen zu dringen, oder die naſſauiſchen zu verabſchieden, ſollten der Statthalter von Mailand und der Vicekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu laſſen.

Was der menſchliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um ſich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar erſonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Oſſuna ins Werk geſezt. Demungeachtet wurden ſie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, ſo ungern ſie es auch thaten. Das ſpaniſche Miniſterium wollte auf eine ſo unſichere Hoffnung, als der Erfolg der Verſchwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariſer Frieden unterſtüzte, bewog die Venetianer, zuzugeben, daß der Herzog von Savoyen die Truppen verabſchiedete, welche noch im Pays de Vaux ſtanden, und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande ſeiner Verzögerungen dienten. Wie dieſe Schwierigkeit gehoben war, ſuchte Bedemar dieſen Fürſten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua geſonnen wäre, ſich mit den Spaniern über dieſes Land zu vergleichen, ſobald er ſich wieder darin feſtgeſezt hätte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einem ſavoyiſchen Geſandten, der mit den franzöſiſchen Ambaſſadeurs nach Mailand gekommen war, aus den wichtigſten Gründen befehlen, die Stadt zu verlaſſen. Der Herzog, erbittert über dieſen Schimpf, berief die Franzoſen zurück, und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Geſandten begreiflich machten, daß er ſich auf dieſe Weiſe in Dom Pedro's Falle locken ließe, gab er plötzlich Alles wieder heraus. Dom Pedro's Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er nicht unterlaſſen konnte, es öffentlich durch ſeine Reden

zu bezeugen. Indeſſen zwang ihn Dieß, ebenfalls alle Gefangenen und die geringſten Oerter zurückzugeben. Aber über Vercelli, das man für den Hauptpunkt anſah, machte er ſo ſonderbare Schwierigkeiten, daß der ſpaniſche Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erſtlich ſagte er, daß es eine Schande für ihn ſeyn würde, dieſen Platz herauszugeben, während daß die franzöſiſchen Geſandten in Mailand wären, gleichſam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten ſich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoyen gewiſſe Landgüter zuvor zurückgeben müßte, welche mantuaniſchen Unterthanen angehörten. Dieſe Güter wurden geräumt, aber wegen Vercelli machte man keine Anſtalt. Endlich erklärte ſich das franzöſiſche Miniſterium, das die Heirath zwiſchen der Schweſter des Königs und dem Prinzen von Piemont ſchließen wollte, ſo entſcheidend über dieſen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte, die Lebensmittel und das Geſchütz aus Vercelli ſchaffen zu laſſen. Aber Dieß geſchah mit einer unerträglichen Langſamkeit, und wie ihm Bedemar ſchrieb, daß er noch zu ſehr eilte, ließ er ſich's einfallen, von dem Herzog von Savoyen neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die mantuaniſchen Miniſter, die dieſer langſame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß ſie dieſe Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als dieſe Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Oſſuna. Er fuhr noch immer fort, die Schifffahrt auf dem Meerbuſen zu ſtören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde, ſo zu handeln,

ſo lange ſie die unverſöhnlichſten Feinde des Königs, ſeines Herrn, in ihren Dienſten hätten. Man wird aus der unſäglichen Mühe, die ſich Bedemar gegeben hatte, um eben dieſe holländiſchen Truppen zurückzuhalten, über welche ſich der Herzog beklagte, leicht von ſeiner Verzweiflung urtheilen können, als er dieſen Einfall erfuhr. Aber das Ungefähr täuſchte auch dießmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Oſſuna's Tollheiten begünſtigte, flößte den Venetianern einen Entſchluß ein, der ihrer Neigung ſo zuwider war, als ihrem Intereſſe. Es wurde dem Senat vorgeſtellt, daß die Republik ſchon zu viel Sehnſucht nach dem Frieden gezeigt hätte, daß eben Das die Spanier ſo abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vicekönig, wenn man ihm über dieſen Punkt willfahrte, ſich einbilden würde, daß er den Venetianern Geſetze vorſchriebe; und daß man, anſtatt die Holländer zu verabſchieden, ſogar die Löwenſtein'ſchen Truppen, die im Begriff wären abzureiſen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über dieſen Entſchluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplotts in Krema geſtört. Der franzöſiſche Fähndrich und der italieniſche Hauptmann, die man dort beſtochen hatte, hatten ſich beim Spiele entzweit und geſchlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und um ſein Gewiſſen zu entlaſten, entdeckte er vor ſeinem Ende dem venetianiſchen Kommandanten das ganze Komplott. Der Fähndrich, dem etwas Aehnliches ahnete, war, ſobald er ſeinen Gegner fallen ſah, mit ſo vielen ſeiner Mitſchuldigen, als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die Uebrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der franzöſiſche Lieutenant, der das

Haupt der Unternehmung geweſen war. Da aber Renault ſich ihnen bloß als mailändiſchen Agenten bekannt gemacht hatte, und ſie nicht wußten, was aus ihm geworden war, ſo fiel die Schuld dieſer Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben ſo unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplott von Murano. Der Italiener, welcher dieſe Stadt liefern ſollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Penſionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um ſich zu rächen, erbrachen dieſe Leute zu einer Zeit, wo er abweſend war, ſeine Koffer, und nahmen ſein Geld und ſeine Papiere weg. Unter den lezteren fanden ſich Briefe, die das Geheimniß verriethen. Da er Niemanden kannte, als den Abgeſandten des Herzogs von Oſſuna, der ihn beſtochen hatte, ſo konnte er Niemanden anklagen als dieſen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entſchluß: er antwortete beſtändig, mitten unter den ſchrecklichſten Martern, daß ihn kein Geſtändniß von dem Tode retten würde, und daß er alſo ſeine Mitſchuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand laſſen wollte, ſeinen Tod zu rächen, als ſie ohne Nutzen mit ſich ins Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über dieſe zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit ſicherer als zuvor. Der Senat glaubte endlich, die verborgene Triebfeder der Spanier gefunden zu haben; und da er dieſe beiden Anſchläge geſcheitert ſah, überredete er ſich, daß nun Nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächſtens zur Erfüllung der Verträge ſchreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erſchienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfeſt bis zu Pfingſten wird in Venedig einer der berühmteſten Märkte von der

Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tauſend Soldaten Gelegenheit, ſich unter ſie zu miſchen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die venetianiſchen Städte, wo ſie zerſtreut waren, zu verlaſſen, weil ſeit einiger Zeit viele von ihnen deſertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podeſtaten ſuchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik dieſe Leute nicht zu zahlen brauchte. Damit man ſich nicht wunderte, daß in ſo kurzer Zeit ſo viele abgingen, ſagten die Meiſten, ehe ſie wegreisten, daß ſie den Jahrmarkt in Venedig beſuchen wollten. Sie verkleideten ſich auf allerlei Weiſe. Man gebrauchte die Vorſicht, Diejenigen beiſammen wohnen zu laſſen, die verſchiedene Sprachen redeten, damit Niemand ein Verſtändniß zwiſchen ihnen ahnen könnte: und keiner von ihnen that, als ob er von dem Andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema beſtimmt geweſen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Brescia geſchickt, um das Komplott zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Naſſau in dieſer Stadt angeſponnen hatte, und ſich derſelben zu bemächtigen, ſobald ſie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verſchwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, ſie auf Renaults erſten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die venetianiſche Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beſtändigen Bewegungen des Herzogs von Oſſuna hielt ſie ſich bereit jeden Augenblick in die See zu ſtechen. Der Kapitän Pierre ſchickte den Offizieren, die während ſeiner Abweſenheit ſeine zwölf Schiffe kommandirten, einige ſehr ſtarke Feuerwerke, um ſie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da Niemand

Verdacht auf ſie hatte, konnten ſie Dieß ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten ſo anzulegen, daß wo möglich Alles auf einmal Feuer finge; käme irgend ein Schiff davon, ſo ſollten ſie es angreifen und ſich deſſen bemeiſtern, oder es mit Kanonenſchüſſen in den Grund bohren; ſodann ſollten ſie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen und ſich jezt bereit halten, alle dieſe Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indeſſen möchten ſie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der beſtimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt anging.

Dießmal ließ Oſſuna ſeine kleine Flotte ſo ſicher geleiten, daß ſie ohne Unfall bis ſechs Meilen vor Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander ſegelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil beſtand aus Fahrzeugen, die wie Fiſcherkähne ausſahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korſaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, ſich den Tag darauf von ſeinem Poſten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erſcheinen könnte; er ſollte die Markusfahne aufſtecken und ſich unterwegs einiger kleinen Inſeln bemächtigen, die ganz wehrlos ſtänden, und aus denen er etwas von ſeiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann ſollte er ohne Furcht zwiſchen den beiden Schlöſſern von Lido und von Malamocco durchſegeln, denn man wüßte, daß keine Beſatzung darin wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der dieſe Zeitung gebracht hätte, einige Matroſen als Führer ſchicken, damit er nicht an den Sandbänken ſcheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgibt, ſo gefährlich machen, oder ſeine Schiffe gegen die Felſen

zerſchmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen ſo erſchweren.

Um zum Leztenmale mit den Verſchworenen zu berathſchlagen, glaubten Renault und der Kapitän, den vorlezten Tag wählen zu müſſen, weil der ganze folgende durch die Anſtalten zur Nacht weggenommen würde. Es war ſchon Nacht, ehe ſie ſich alle verſammelt hatten. Die drei Franzoſen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, die drei Feuerkünſtler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arſenale, Villa Mezana und Retroſi, Nolot, die beiden Brulards, Jaffier, Robert, Theodor, Jernon und Remellido: dieſe zwanzig ſchloſſen ſich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein, in dem geheimſten Winkel ihres Hauſes. Renault nahm das Wort. Er fing mit einer einfachen und ausführlichen Vorſtellung an, von dem jetzigen Zuſtand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntauſend Mann,“ ſagte er, „können wir in die Stadt bringen und kaum zweihundert kann man uns entgegenſetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sclaven werden ſich gern mit uns gegen ihre Tyrannen verbinden, und der Ausſicht einer ſo reichen Beute wird Keiner widerſtehen. Die beſten Schiffe von der Flotte ſind in unſerer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arſenal ſelbſt, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, iſt ſo gut als unſer. Wenn wir auch keine Unterſtützung von Außen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazareth und vom feſten Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann

des Statthalters, noch die zwanzig venetianiſchen Schiffe des Kapitäns, noch die großen Schiffe des Vicekönigs, noch die ſpaniſche Armee aus der Lombardei hätten, ſo wären wir mit unſern tauſend Soldaten und den Verſtändniſſen, die wir in der Stadt haben, ſchon ſicher genug. Und alle dieſe Hülfsmittel ſind ſo geſtellt, ſo zuſammen verkettet, daß ſie wohl einander beiſtehen, aber nicht einander ſchaden können. Alle faſt müſſen gelingen und Eines wäre ſchon hinreichend. Das Glück hat ſich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbare Unterpfand ſeiner Gunſt können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unſer Plan ſchon erlitten, von denen der geringſte, nach aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinoza's Tod, die Verabſchiedung der Löwenſteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieſer Begebenheiten unſere Unternehmung verrathen, zerſtören würde? Dieſe Spuren führten bis zu uns, aber Niemand iſt ihnen nachgegangen. Nie war eine ſo tiefe Ruhe die Verkünderin einer ſo großen Verwirrung. Unſer günſtiges Schickſal hat die ſcharfſichtigſten aller Menſchen geblendet, die Furchtſamſten kühn gemacht, die Wachſamſten eingeſchläfert, die Klügſten betäubt. Ein ſo hartnäckiges, ein ſo unerhörtes Glück muß das Werk eines höheren Geiſtes ſeyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger, als unſer Vorhaben? Wir zerſtören die abſcheulichſte aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieſes Staats ihre Güter, welche gewiß der Habſucht ihrer Tyrannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche ſonſt von den frechen Begierden der zügelloſen Wüſtlinge nicht

verſchont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche dieſe Grauſamen ihrer leicht gereizten Rache aufzuopfern gewohnt ſind. Verbrecher wie dieſe ſtrafen, heißt die Stelle des höchſten Richters auf Erden vertreten.“

Renault legte noch einmal den Verſchwornen alle Anſtalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der großen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Verſammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene ſeiner Zuhörer entging, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrauteſten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zulezt von der äuſſerſten Aufmerkſamkeit zu einer ſonderbaren Unruhe, die er umſonſt zu verbergen ſuchte, übergegangen war. Noch jezt ſah er auf ſeinem Geſichte Etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erſchütterung der Seele anzeigte. Renault theilte Dieſes dem Kapitän mit, der Anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber ſelbſt ſeinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieſelbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwiſchen den geheimſten Regungen der Seele, die dem Menſchen unbewußt entwiſchen, vollkommen kannte, glaubte nach Allem, was er in Jaffiers Geſicht geleſen hatte, den Kapitän verſichern zu können, daß dieſer Menſch nicht ſicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapferſten Männer bekannt war, ſchalt dieſes Urtheil voreilig und übertrieben, aber Renault beſtand hartnäckig auf ſeinem Verdacht und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigſtens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indeſſen blieb dieſer dabei, daß Jaffier, wenn er auch erſchüttert

wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, den Entſchluß zu faſſen, ſie zu verrathen, und daß es auch auf allen Fall für ſie zu ſpät wäre, neue Maßregeln zu ergreifen; man müßte alſo dieſe Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiderte, daß es wohl ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, dieſen Abend noch in Jaffiers Bruſt geſtoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei dieſem Vorſchlage blieb Pierre einige Augenblicke ſtumm; endlich aber antwortete er, er könnte ſich nicht entſchließen, ſeinen beſten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieſer blutige Entſchluß von ſchlimmen Folgen ſeyn und die Uebrigen gegen ſie aufhetzen; man würde glauben, daß ſie eine Art von Herrſchaft an ſich reißen und ſich zu ſouveränen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß ſie die Nothwendigkeit dieſes Opfers begreifen würden, wie ſie Beide allenfalls es begriffen, und jeder Verſchworne würde mit Schrecken ſein Leben in Gefahr ſehen, ſobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringſte Veränderung in dem geſpannten Zuſtande, worin ſich ihre Seelen jezt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entſchlüſſe am wankendſten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weiſe Jaffier verſchwunden wäre, ſo würden ſie entweder glauben, daß man ſein Geheimniß entdeckt, oder daß er ſie verrathen hätte, welches noch ſchlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, ſo würde ſeine Abweſenheit am Tage des Ausbruchs bei den Anderen niederſchlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch dieſe Gründe überzeugt,

als ein anderer, dem Anſcheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieſer Angelegenheit zerſtreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh Alle, die bei der Flotte angeſtellt wären, auf ihre Poſten reiſen ſollten. Zu gleicher Zeit erhielten ſie ein Billet von dem Geſandten, das die Urſache dieſes Befehls erklärte. Der Herzog von Oſſuna hatte Neapel nicht ſo heimlich verlaſſen können, um ſeine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlaſſen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben und keinen Brief, der dorthin gehen ſollte, abgehen zu laſſen, bis eine gewiſſe Zeit verfloſſen wäre, konnten die Venetianer vor dieſem Tage nicht von ſeiner Abreiſe unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hülfe gegen einige ſeiner rebelliſchen Unterthanen gebeten, und da ſich der Vicekönig rühmte, er würde dieſe Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Iſtrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch dieſen Fürſten ſelbſt bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andere Menſchen geleitet werden, ſo zweifelten ſie nicht, wie ſie ſeine Abreiſe erfuhren, daß er doch dieſen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchgang verweigern, aber da ihre Abſicht war, nicht zu brechen, faßten ſie den gemäßigtern Entſchluß, ihre Flotte an die iſtriſchen Küſten zu ſenden, wo ſeine Truppen landen ſollten, um ihn zu beobachten und vor den Verſuchungen zu verwahren, worin ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte. Die feſteſten Entſchlüſſe der Menſchen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der ſie ſich ausſetzen. Durch

dieſes Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarſten Umſtänden dieſer Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entſchluſſes auch ſo ſehr an eben dieſen Umſtänden, daß ſich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorſatze ſelbſt den Umſturz zu drohen. Dieſes befürchteten Renault und der Kapitän jezt von ihren Mitverſchwornen, und die plötzliche Einſchiffung der venetianiſchen Flotte war ihnen ſehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war ſchon zu weit in der Nacht, um jezt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anſtalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazareth getroffen werden konnten, wäre es ſchon Tag geweſen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute geſtoßen, die auf dem Wege waren, ſich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieſe Flotte jezt thun ließ, war ſo günſtig, als die Verſchwornen nur wünſchen konnten, ſie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und Alles wohl überlegt, hielt man es für beſſer, ihr alle nöthige Zeit zu laſſen, um ſich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen ſollten. Sie ſchienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte ſich auch am wenigſten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auferlegte, weil der wichtige Poſten, den er bei der Flotte bekleidete, ſeine Abweſenheit weit merklicher machte als die der andern. Da dieſe meiſtens auf ſeinen Schiffen angeſtellt waren, konnte er ihren Abgang durch ſeine Gegenwart erſetzen und ſogar verhindern, daß man jenen zu ſehr bemerkte. Es wurde daher beſchloſſen, daß er allein

abreiſen würde mit Langlade, deſſen Dienſt auf der Flotte unmittelbar von dem General abhing. Mit den drei Feuerkünſtlern war es derſelbe Fall; aber ehe man dieſe abreiſen ließe, wollte man lieber Alles aufs Spiel ſetzen. Der General fragte nach ihnen, ſobald er den Kapitän ſah; der Kapitän antwortete, er hätte ſie in Verdacht, daß ſie bei Freudenmädchen verſteckt lägen, wie auch einige Offiziere von ſeinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber, mit welcher Alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelaſſen, ſie ausfindig zu machen. Eben dieſe Eile verhinderte wirklich den General, ſtrenge Nachſuchungen anzuſtellen und abzuwarten, bis man ſie entdeckte.

Vor ſeiner Abfahrt ſuchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu ſeyn und bat ihn, in der Nacht des Ausbruchs bei Renault ſeine Stelle zu vertreten. Er verſicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in ſeinen Muth ſezte, ſich nie entſchloſſen hätte, ſeine Freunde jezt zu verlaſſen; in ihm glaubte er ihnen ein anderes Selbſt zurückzulaſſen. Während dieſer Rede merkte er genau auf Jaffiers Geſicht; aber dieſer, den ein ſo glänzendes Zeichen von Achtung wirklich rührte, antwortete mit den lebhafteſten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dieß war das lezte Streben ſeines ſterbenden Entſchluſſes; wie er den einzigen Menſchen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er ſich ganz der peinlichen Ungewißheit. Die traurigſten Gefühle hatten ſeit einiger Zeit ſeine Seele beſtürmt. Jezt, da der entſcheidende Zeitpunkt ſo nahe war, preßte ihn eine unüberwindliche Angſt. Die Verwüſtung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte ſein Mitleiden im höchſten

Grab, und ſeine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichſten Farben zu dieſem Gemälde. Von allen Seiten ſchallte ihm das Geſchrei der Kinder, der Greiſe entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelaſſenheit der Soldaten noch grauſamer mißhandelte. Einſtürzende Paläſte, Tempel, die das Feuer zerſtörte, heilige Stätten von unſchuldigem Blute beſudelt: dieſe Gegenſtände boten ſich unabläſſig ſeinen Augen dar. Venedig, dieſe traurige, beweinenswürdige Stadt, ſonſt die Königin der Meere, die das Glück der Ottomanen und den ſpaniſchen Stolz unter ſich gebeugt hatte, ſah er jezt in Ketten und Aſche, von dem Blut ihrer Einwohner überſchwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte ſein Entſetzen: Die Häuſer der vornehmſten Republikaner waren jezt ſchon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterſcheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verſchwornen ſie erkennen und ihre Schlachtopfer ſicherer aufſuchen könnten. An dieſen Todeszeichen gingen die unglücklichen Bewohner dieſer Häuſer ſtündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick; er konnte nun die ſchrecklichen Bilder nicht mehr entfernen; hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten ſie ihn überall und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber ſeine Freunde verrathen! Und welche Freunde! Unerſchrocken, einſichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem ſeinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweiten Male eine ſo große Anzahl außerordentlicher Menſchen zuſammen zu bringen. Und jezt, da ſie im Begriff ſind, ſich der ſpäteſten Nachkommenſchaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzuſammeln, das je

in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jezt ſollte er ihnen dieſe Früchte entreißen und ſie einem ſo unrühmlichen als grauſamen Tode Preis geben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht oder ihre Gefängniſſe, die mehr als die ſchrecklichſten Martern anderer Völker, fähig ſind, den ſtandhafteſten Muth zu erſchüttern? Dieſe lezteren Betrachtungen griffen Jaffier bei ſeiner ſchwachen Seite an und beſtärkten ihn in ſeinen erſten Gedanken. Das Mitleiden für ſeine Freunde wog das Mitleiden für die Zerſtörung der Stadt in ſeiner Seele auf, und er blieb in dieſer Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jezt zum Ausbruch beſtimmt worden war.

Schon am Morgen dieſes Tages bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er ſchrieb, daß er für die Flotte ſtünde, man ſollte nur, während daß die Löwenſtein'ſchen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten laſſen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde dieſe Nachricht abwarten, ehe er von ſeiner Seite anfinge zu handeln. An Haillot wurden die verſprochenen Wegweiſer abgeſchickt. Einige von den Verſchwornen gedungene Leute ſchlichen ſich in den Thurm der Prokuratie von St. Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen ſie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieſes Tages unmäßig zu ſchwelgen. Sie miſchten einſchläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Wirkung thaten. Unterdeſſen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu beſtimmt waren, die Häuſer der gefährlichſten Senatoren einzunehmen und ihre Beſitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewieſen, an das er ſich halten ſollte, ſowie jedem von den vornehmſten Verſchwornen und von den

anderen Offizieren der Poſten, deſſen er ſich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er ſie abholen, die Parole, bei welcher er ſie rufen, und der Weg, den er ſie führen ſollte, bezeichnet wurde. Dieſelben Umſtände that man mit der größten Genauigkeit den Löwenſtein'ſchen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und deu tauſend Holländern, die ſchon in Venedig waren, zu wiſſen. Endlich ſchickte man unverdächtige Leute auf die Fuſte vom Rathe der Zehn, und dieſe fanden das Geſchütz im Stande gebraucht zu werden.

Jaffier wurde verſucht, der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge ſich mit dem Meer vermählt, weil ſie heute zum Leztenmal vor ſich gehen ſollte. Der Anblick der öffentlichen Luſtbarkeiten verdoppelte ſein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die ſo entfernt waren, ſich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte ſein Herz, und er kam zurück, unentſchloſſener als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und eben ſo vielen weiſen Köpfen war nicht beſtimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Böſewichtern zerſtört zu werden. Der Schutzgeiſt der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er Alles zu retten und Venedig und ſeine Freunde zu erhalten glaubte. Er ſuchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Comino, auf, und ſagte ihm, er hätte etwas ſehr Eiliges zu entdecken, was die Wohlfahrt des Staats beträfe, zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zuſagen und ſich durch die heiligſten Eide binden, ihr Verſprechen von dem Senat beſtättigen zu laſſen; dieſe Gnade wäre das Leben von zweiundzwanzig Perſonen, die er nennen würde, welches

Verbrechen ſie auch begangen haben möchten; übrigens ſollte man nicht hoffen, ihm durch die grauſamſten Martern ſein Geheimniß zu entreißen, ohne dieſe Zuſage würde Nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehne waren im Augenblick verſammelt und ſchickten ſogleich zu dem Doge, um das Verſprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch ſie weigerten ſich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verſchwörung. Die Sache ſchien ihnen zu abſcheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumeſſen. Da es indeſſen leicht war, ſich von einigen Umſtänden zu überzeugen, wurde Comino in den Thurm der Prokuratie geſchickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann ſandte man ihn nach dem Arſenal. Hier konnte er erſt lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch ſeine Drohungen geſchreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünſtlern, welche die lezte Hand ans Feuerwerk legten. Er fragte ſie, warum ſie an einem ſo hohen Feſte arbeiteten, und aus welchem Grunde ſie auf ſein Klopfen nicht geöffnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reiſen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da ſie deren nun nicht genug in Bereitſchaft fänden, hätten ſie die Uebrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit ſeyn könnte, hätten ſie ſich nicht an das Feſt kehren wollen; um aber kein Aergerniß zu geben,

wären ſie in dem abgeſonderteſten Winkel vom Zeughaus eingeſchloſſen, wie er ſie eben anträfe. Unerachtet Comino dieſer Antwort Nichts entgegenſetzen konnte, nahm er ſie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, ſchickten nun zu der Griechin, dort fand man aber keinen Menſchen. Die Leute, welche die Wachen auf dem Thurm eingeſchläfert hatten, waren geſchwind niedergefallen, ſobald ſie Comino erblickten, und hatten ſich geſtellt, als ob ſie mit den Uebrigen ſchliefen; ſobald er aber fort war, liefen ſie zu der Griechin und wußten dort die Gefahr ſo dringend vorzuſtellen, daß Nollot, Robert, Revellido, Retroſi, Villa Mezzana, Durand, Ternon und Robert Brulard, die ſich von Ungefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, ſich mit ihr in einen der Kähne warfen, die beſtimmt waren, die Löwenſtein'ſchen Truppen vom Lazareth abzuholen, und ſie entkamen glücklich aus Venedig. Dieſe Flucht war dem Rathe ſehr empfindlich; man entſchloß ſich, ohne länger zu warten, die Häuſer des franzöſiſchen und ſpaniſchen Ambaſſadeurs durchſuchen zu laſſen. Man bat ſehr höflich eingelaſſen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der franzöſiſche Geſandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebſt Lorenz Brulard und Bribe gefangen genommen, aber Bedemar weigerte ſich heftig. Er führte alle Vorrechte ſeines Poſtens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bitterſten Unwillen und erklärte ſich feierlich gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren. Man fand in ſeinem Hauſe Waffen für mehr als fünfhundert Menſchen, ſechszig Petarden und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und anderen Dingen dieſer Art. Es wurde in ſeiner Gegenwart und

unter beſtändigen Spöttereien von ſeiner Seite ein genaues Verzeichniß davon aufgeſezt.

Während man dem Rathe der Zehn dieſes Verzeichniß brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmſten Verſchwornen, mit einem Nobile aus dem Hauſe Valier vorgelaſſen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß Alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeſchnitten war, indem man ſeit der Entwiſchung der Griechin alle Häfen verſperrt hatte, wollten ſie ſich ſtellen, als kämen ſie von ihrer Seite, um den Rath von der Verſchwörung zu unterrichten. In dieſer Abſicht hatten ſie ſich von dieſem Nobile, den ſie ehemals in Flandern kennen gelernt hatten, hinführen laſſen. Sie wurden angehalten, und unterdeſſen durchſuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuſer und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm Alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzoſen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Faſt zu eben der Zeit, da alles Dieſes vorging, kamen zwei franzöſiſche Edelleute, Balthaſar Jouren und Gabriel Montcaſſie, mit allen Anzeichen der größten Eile in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieſer Stadt eingeladen worden, Antheil an einer großen Verſchwörung zu nehmen, die auf dem Punkt ſtünde auszubrechen. Aber der Connetable Lesdiguieres, Statthalter von Dauphine, mit welchem ſie nahe verwandt waren, hatte ihnen ſehr ernſtlich abgerathen, in ein ſo ſchwarzes Unternehmen einzutreten; und auf ſein Zureden waren ſie abgereist, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das Verbindlichſte und

bat ſie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathſchlagt hätte, die man ihnen ſchuldig wäre. Unterdeſſen war der Tag angebrochen, der Senat verſammelte ſich und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jezt verbreitete ſich das Gerücht von der Verſchwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war ſchrecklich. Der Pöbel erfuhr im Allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieſes Anſchlags wären, und drängte ſich um den Palaſt des Geſandten in der Abſicht, hineinzubrechen. Die Wüthendſten waren ſogar im Begriff, ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten ſollten. Das Volk ſchmeichelte ſich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hauſe. Von Schmähreden und Flüchen begleitet, kam er vor den Senat. Er fing mit den heftigſten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in ſeinem Hauſe verübt hätte, und begleitete ſeine Klagen mit den ſtolzeſten und lauteſten Drohungen, daß er dieſe Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen laſſen würde. Die meiſten Senatoren blieben vor Beſtürzung ganz ſtumm; ſie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahnete, um ſeinen Anſchlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und ſagte, man würde ſich über dieſen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er ſich zuvor über die Zurüſtungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund dieſe Anſtalten verdächtig finden. Bedemar erwiderte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine

ſolche Beleidigung mit einem ſo groben Vorwand entſchuldigen könnten; ſie wüßten ſo gut als er, daß er ſchon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und Tyrol zu ſchicken; was die Waffen beträfe, ſo wäre weltbekannt, daß nirgends beſſere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andere Dinge dieſer Art anbelangte, ſo hätten ſich einige Künſtler von ausgezeichneter Geſchicklichkeit ihm angeboten und er hätte ihnen aus Neugierde in ſeinem Hauſe etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und ſagte, dieſe Künſtler wären Elende, die zur Schande des Menſchengeſchlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Geſandten ein Kreditiv an den Statthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebſt anderen Briefen von dem Herzog von Oſſuna. Bedemar antwortete, er hätte ſchon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieſes Herzogs nicht zu verantworten geſonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er ſich, einem franzöſiſchen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der franzöſiſche Geſandte empfohlen und der in Mailand zu einer beſondern Angelegenheit dieſe Sicherheit gewünſcht hätte; daß übrigens die Republik in dieſe beſondere Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge ſah aus dieſen Antworten, daß ſie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte ſich, ihm die Ruchloſigkeit ſeines Anſchlags mit vielem Ernſt vorzuhalten, und ſchloß mit der Betheuerung, daß Keiner von ihnen dem Könige, ſeinem Herrn, den geringſten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtſchaffenen Mannes, deſſen Ehre fälſchlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich

wären, als daß ſie nöthig hätte, ſchlechte Künſte hervorzuſuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, ſein Herr, hätte Mittel, ſie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei zu zerſtören; und ſie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abſchied. Seine Begleiter baten ihn, einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu ſeiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, ließ er ſich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte ſich auf dem Platz verſammelt und wollte ihn zerreißen, ſobald er von dem Senat entlaſſen wäre. Aber während dieſer Zeit konnten die Leute, die der Senat mit der Wache in ſein Haus ſchickte, ſeine Bedienten und ſeine koſtbarſten Sachen einſchiffen laſſen. Alsdann holte man ihn ſelbſt und brachte ihn durch geheime Umwege mit ſicherer Begleitung auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel tobte über ſeine Entwiſchung und machte ſich Bildſäulen von ihm und dem Herzog von Oſſuna, die er behandelte, wie er ſie ſelbſt behandelt hätte, wenn ſie in ſeiner Gewalt geweſen wären.

Zugleich ſchickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre Langlade und die anderen Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man ſie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdeſten Bauart gewählt, um dieſen Befehl zu bringen, damit ſie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die ſich in daſſelbe ſezten, einen großen Umweg vor, damit ſie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen ſchienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung geſtanden

und ſich in das beſte ſeiner Schiffe geworfen hatte, ſobald das Fahrzeug angekommen war, gleichſam als hätte er die Wahrheit geahnet, und um ſich auf allen Fall in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Wahrſcheinlich aber ſtand er noch an, ſich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund ſeyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und ſchickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf ſein Schiff. Sie erſchienen ohne ſichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten ſich ihm mit der größten Unbefangenheit, ſtießen ihm auf Einmal ihre Dolche ins Herz und warfen ihn in die See, ohne daß Jemand Etwas merkte. Ebenſo raſch und heimlich wurde Langlade nebſt vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdeſſen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von Nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen ſpaniſch geſchriebenen Paß für alle Länder ſpaniſcher Botmäßigkeit, verſchiedene beträchtliche Wechſel und tauſend Piſtolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den ſpaniſchen Geſandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Böſewicht hat den Paß und das Kreditiv unter ſeine Papiere gethan; zu den Wechſeln und zu dem Golde bekennt er ſich, es iſt der lezte übrig gebliebene Reſt ſeines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus und ſagt Nichts aus, als daß er ein armer rechtſchaffener Greis, ein Edelmann iſt, und daß Gott ihn rächen wird. Man verſpricht ihm die Erlaſſung der Strafe, er beharrt auf dem hartnäckigſten Stillſchweigen. Endlich, nachdem er verſchiedene Male auf alle möglichen Weiſen gefoltert worden war, wurde er im Gefängniß erdroſſelt und als Verräther öffentlich an einem Fuß gehängt. Ebenſo

wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, Bribe, Lorenz Brulard und die zwei Offiziere vom Arſenal beſtraft, nachdem ſie die Tortur mit eben derſelben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdroſſelt oder erſäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Dogen und die Zehn an ihren Eid. Er war erſt nach einer langen und reifen Berathſchlagung gebrochen worden. Viele waren ſogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entſetzen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewiſſenhaftigkeit. Man führte zur Beſchönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier durch die zwei franzöſiſchen Edelleute die Verſchwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat alſo berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeſchehen zu betrachten. Man wandte übrigens Alles an, ihn zu beſänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienſte an. Er ſchlug Alles aus, verlangte Nichts als das Leben ſeiner Freunde und ging endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, ſchickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensſtrafe das venetianiſche Gebiet zu räumen, und viertauſend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber ſeine Gewiſſensbiſſe ließen ihm keine Ruhe. Unterwegs erfuhr er, daß der Anſchlag von Brescia noch im Stande wäre, zu gelingen. Die Begierde, ſich zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verſchworenen hatte der Senat Licht über dieſe Unternehmung gefunden. Man ſchickte unverzüglich Truppen dahin, die ſich der wichtigſten Poſten bemeiſterten und den Anſchlag vereitelten. Einige Spanier hatten ſich in die Stadt geſchlichen, ſie

kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieſes Unglücklichen ſtellte die Ruhe dieſer großen Stadt ganz wieder her, und die erſte Sorge des Senats war nun, ſich vom ſpaniſchen Hof einen andern Geſandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu dieſem Poſten ernannt mit dem Befehl, unverzüglich abzureiſen. Bedemar gab ihm wie gewöhnlich eine Inſtruktion, die faſt ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erſte war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen ſeines Vorfahrs laut tadeln und in den gleichgültigſten Dingen ein entgegengeſeztes annehmen ſollte; der andere, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, ſich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten ſollte, und die Ausdrücke, mit denen er ſich an verſchiedenen Stellen dieſer Inſtruktion darauf bezieht, verrathen, ſo behutſam ſie auch gewählt ſind, ſeine Vaterliebe zu dieſer Schrift deutlich genug.

Der Senat ließ in allen venetianiſchen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das Mindeſte von der Verſchwörung zuzurechnen. Die zwei Franzoſen, denen man für die Entdeckung verbunden ſeyn wollte, bekamen ein Geſchenk von dreißigtauſend Dukaten. Dom Pedro verabſchiedete vollends ſeine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Oſſuna ſezte die Frau und die Kinder des Hauptmanns Pierre wieder in Freiheit und überhäufte ſie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von ſeinem Hofe als Statthalter nach Flandern geſchickt und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber

freilich konnte Nichts auf der Welt einem Geiſte wie dem ſeinigen erſetzen, was er in Venedig verloren hatte.

Des Grafen Lamoral von Egmont Leben.

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen und durch ſein unglückliches Ende in der niederländiſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Grafen von Egmont, des erſten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländiſche Freiheit gefallen, iſt durch das Trauerſpiel dieſes Namens neuerdings wieder aufgefriſcht worden. Ein hiſtoriſches Detail ſeiner Geſchichte, aus glaubwürdigen Quellen geſchöpft, dürfte manchen Leſer vielleicht intereſſiren, und Dieß um ſo mehr, da das öffentliche Leben dieſes Mannes in die Geſchichte ſeines Volkes aufs Genaueſte eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahre 1523 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Dienſten des Kaiſers, ſeine Mutter Franziska, eine Prinzeſſin von Luxemburg. Sein Geſchlecht, eines der edelſten in den Niederlanden, ſchrieb ſich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit gegen das burgundiſche und öſterreichiſche Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müſſen; ja es leitete ſeinen Urſprung bis zu den alten frieſiſchen Königen hinauf. Noch ſehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienſte des Kaiſers, und bildete ſich in den franzöſiſchen Kriegen dieſes

Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er ſich auf dem Reichstage zu Speier und im Beiſeyn des Kaiſers mit Sabina, Pfalzgräfin von Baiern, einer Schweſter Johanns, Kurfürſten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzeſſinnen gebar. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiſer zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldenen Vließes geſchlagen.

Der franzöſiſche Krieg, welcher im Jahr 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte engliſch-ſpaniſche und niederländiſche Armee als Generaliſſimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berennt, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heer von 30,000 Mann und dem Kern des franzöſiſchen Adels herbei, dieſe Stadt zu entſetzen. Ein tiefer Moraſt trennt die beiden Heere. Es gelang dem franzöſiſchen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beſchoſſen und dieſen genöthigt hatte, ſeine Stellung zu verlaſſen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die ſpaniſche Armee aber gegen 60,000 Mann und alſo noch einmal ſo ſtark war als die ſeinige, ſo begnügte ſich der Connetable, die Beſatzung von St. Quentin verſtärkt zu haben, in welche ſich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und ſchickte ſich deßwegen zum Abzug an. Aber eben Dieß fürchtete man im ſpaniſchen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den ſeine natürliche Herzhaftigkeit hinriß und die ſchwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, ſtimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Dieſe Meinung, obgleich von Vielen beſtritten, behielt die Oberhand. Am 10. Auguſt, als am Tage des Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur ſchlecht beſezt war und ſogleich verlaſſen wurde; Egmont mit ſeinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorn mit tauſend ſchweren Reitern, dieſem die deutſche Reiterei zu zweitauſend Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunſchweig; der Herzog von Savoyen ſelbſt ſchloß mit dem Fußvolke. Die franzöſiſche Armee war ſchon im Abzuge begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber ſo hitzig, daß ſie ſie drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit ſolchem Ungeſtüm von allen Seiten in den Feind, daß ſie ſeine vorderſten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht ſchlugen. Dreitauſend Franzoſen blieben auf dem Platze, der Herzog von Bourbon wurde erſchoſſen, und außer dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit ſeinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem erſten franzöſiſchen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um dieſen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienſt, daß er zur Schlacht gerathen und daß er ſie größtentheils ſelbſt gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guiſe aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzoſen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entriſſen, eine franzöſiſche Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marſchall von

Thermes beunruhigt. Dieſem leztern ſchickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von zwölftauſend Mann Fußvolk und zweitauſend Pferden entgegen. Der Marſchall wollte ſich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küſte nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 13. Juli 1558, eben als er den kleinen Fluß Aa bei Gravelingen paſſiren wollte, überfiel. Die Franzoſen, bei zehntauſend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde ſtark, empfingen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderiſchen Feuer, daß gleich beim erſten Angriff ſein Pferd unter ihm erſchoſſen wurde. Nichts deſto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite ſandige Ebene den Kampf begünſtigte, erhub ſich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd ſtritt, deßgleichen man in neuern Zeiten wenig Beiſpiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwiſchen dieſen beiden gleich tapfern und verſuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich, durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entſchieden wurde.

Der Schall des Geſchützes hatte einige engliſche Schiffe, welche die Königin Maria an dieſer Küſte kreuzen ließ, um den Paß zwiſchen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meiſtens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzoſen mit dem großen Geſchütze noch zu erreichen. So klein der Schaden war, den ſie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geſchützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieſes Freund und Feind ohne Unterſchied traf, ſo beſtürzte doch ihre unvermuthete Dazwiſchenkunft die eine Partei, und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem Dieſes nicht entging, ließ ſeine

deutſchen Reiter der franzöſiſchen Kavallerie unverſehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen, und brachte dieſe dadurch etwas zum Weichen; worauf die burgundiſche Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte, und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Fünfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer Denen, welche ſich durch Schwimmen zu retten ſuchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und ſeine beſten Offiziere, alle verwundet, mußten ſich ergeben; Fahnen, Geſchütz, nebſt der ganzen bisher gemachten Beute, kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schickſal erwartete Die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämiſchen Bauern in die Hände fielen. Dieſe durch Einäſcherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzoſen in die äußerſte Wuth gebracht, fielen nun mit mörderiſchem Grimm über die wehrloſen Flüchtlinge her; die Weiber ſelbſt, erzählt Struda, ſtellten ihnen durch das ganze Land bandenweiſe nach, zerfleiſchten ſie mit Nägeln, oder ſchlugen ſie langſam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, faſt kein einziger entkam. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, ſchickten ſie ihrer Königin nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu ſetzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Todte gezählt. Die ſchleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erſte Frucht dieſes glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienſt eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machten Heinrich II. ſehr zum Frieden geneigt, welcher

auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau Cambreſis geſchloſſen wurde. Die niederländiſche Reiterei hatte ſich in dieſem Kriege beſonders namhaft gemacht, und aller Ruhm häufte ſich auf den Grafen von Egmont, der ſie angeführt hatte. Die flandriſchen Städte, die ſich vom Ungemach des Kriegs, deſſen Schauplatz ſie geweſen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten ſich für dieſe Wohlthat dem Grafen von Egmont beſonders verpflichtet, deſſen Tapferkeit ihn dem Feinde abgedrungen hatte. Sein Name war in Jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden ſeiner Zeit. Philipp II. ſelbſt vergab ſeinem ſpaniſchen Stolze ſo viel, daß er ſich öffentlich für ſeinen Schuldner bekannte, und ſich dieſer Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen verſprach.

Bald nach geſchloſſenem Frieden machte der König Anſtalt, die Niederlande zu verlaſſen, und in ſeine ihm ſo theuren ſpaniſchen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigſten Angelegenheiten, die er noch vor ſeiner Abreiſe nach Spanien ins Reine bringen wollte, war die Beſetzung der Statthalterſchaft, welche nach der Abreiſe des Herzogs von Savoyen nach Italien jezt erledigt ſtand. Unter den Prätendenten, welche zu dieſem wichtigen Poſten in Vorſchlag kamen, ſtand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünſche der Nation blieben zweifelhaft zwiſchen dieſen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathſam hielt, eine ſo große Gewalt in die Hände eines Volksfreundes zu geben, und der überdem, ſo ſehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten ſchäzte, die feine Staatskunſt bei ihm vermißte, die zu einem ſolchen Poſten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien

aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen ſezte, überging beide, und rief ſeine natürliche Schweſter, die Herzogin Margarethe von Parma aus Italien, die Niederlande während ſeiner Abweſenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont ſuchte er durch die zwei einträglichen Statthalterſchaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu ſtellen. Aber ſo glänzend dieſe Belohnung war, und ſo ſehr ſie alle Diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, ſo konnte ſie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht ſättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten, und Philipp hatte durch dieſen glänzenden Vorzug nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgeſtreut.

Dennoch würde ſich ihre Ehrbegierde über dieſe fehlgeſchlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schweſter ihres Königs war, der ſie nachgeſezt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigſten Antheil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch dieſe Hoffnung wurde ihnen, durch die Einführung des Biſchofs von Arras, nachherigen Cardinals Granvella, in das Miniſterium, abgeſchnitten, den der König ſeiner Schweſter als geheimen Rath an die Seite ſezte, und mit einer eben ſo verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon ſeine dunkle Geburt, denn ſein Großvater war ein Eiſenſchmied geweſen, mußte den auf ſeine Vorzüge äußerſt ſtolzen niederländiſchen Adel wider die Erhebung dieſes Prälaten aufbringen. Aber dieſer Unwille war um ſo gerechter und heftiger, da Granvella kein Eingeborner war, und die Konſtitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausſchließt. Die Rolle, welche

dieſer Mann unter der vorigen Regierung in Deutſchland geſpielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein geſetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüſſel, die Herrſchſucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, ſeine Habſucht, ſeine üppige Lebensart, ſein hochfahrendes Weſen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt und das geringſchätzige Betragen, das er gegen verſchiedene von den Großen affectirte, brachte die Erbitterung gegen ihn aufs Höchſte, und reizte den größten Theil unter ihnen an, ſich gegen dieſen gemeinſchaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einſetzung von dreizehn neuen Bisthümern, ein Werk dieſes Miniſters, brachte bald die geſammte niederländiſche Nation gegen ihn in Harniſch. Außerdem, daß dieſe eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohte ſie zugleich ihrer Verfaſſung den Umſturz, weil vorauszuſehen war, daß dieſe neuen Stände dem Hofe, dem ſie ihre Exiſtenz dankten, aufs Eifrigſte anhangen, und die Mehrheit der Stimmen in den Verſammlungen auf die Seite des Königs neigen würde. Alle Aebte und Mönche erhizten ſich gegen die neuen Biſchöfe, weil dieſe an die Einkünfte der Klöſter und Stiftungen und als Reformatoren des Kloſters aufgeſtellt waren. Der gemeine Mann verabſcheute ſie als Werkzeuge des verhaßten Inquiſitionsgerichts, das man ihnen ſchon auf dem Fuße folgen ſah. Die grauſamen Proceduren, welche, den ſtrengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergingen, die Inſolenz der ſpaniſchen Truppen, welche noch von dem lezten Kriege her, der Konſtitution zuwider, in den Grenzſtädten in Beſatzung lagen, und deren längeres Verweilen

man aufs Verhaßteſte erklärte, mit den Privatbeſchwerden gegen den Miniſter verbunden — alles Dieß wirkte zuſammen, die Nation mit Beſorgniſſen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Miniſters zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten ſich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn aufs Engſte zuſammen. Alle drei waren Staatsräthe und hatten von der Herrſchſucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem ſie vergebens verſucht hatten, ſich unter dem übrigen Adel eine Partei zu machen, den eine knechtiſche Furcht vor dem Miniſter noch von einem kühnern Schritt abſchreckte, führten ſie ihr Vorhaben für ſich allein aus, und ſezten ein gemeinſchaftliches Schreiben an den König auf, worin ſie den Miniſter förmlich als den Feind der Nation und als die Urſache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, ſo lange dieſer verhaßte Prälat am Staatsruder ſäße, und daß ſie ſelbſt nicht mehr im Staatsrathe erſcheinen könnten, wenn es Sr. Majeſtät nicht gefiele, dieſen Mann zu entfernen. Da auf dieſes Geſuch Nichts erfolgte, ſo verließen ſie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unbeſchränkten Beſitz nahm.

Da es ihnen auf dieſem Wege mißlungen war, den Miniſter zu entfernen, ſo ſuchten ſie es durch Verſpottung ſeiner Perſon und ſeiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er ſelbſt reſignirte. Ein luſtiger Einfall, den Egmont hatte, der ſämmtlichen Dienerſchaft des Adels eine gemeinſchaftliche Livree zu geben, worauf eine Narrenkappe geſtickt war, ſezte den Kardinal, auf den dieſe gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof ſich darein mengen und dieſe Livree verbieten mußte. Die Ausgelaſſenheit des

Pöbels gegen den Miniſter ging ſo weit, daß man ihm Pasquille in die Hand ſchob, wenn er ſich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber dieſen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte ſeine Miniſterſtelle nieder und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den erſten Platz in der Gunſt der Regentin. Da es aber an einer feſten Hand fehlte, den unter ſich ſelbſt entzweiten und von dem verſchiedenſten Privatintereſſe gelenkten Adel zuſammen zu halten, ſo wurde die Anarchie allgemein, die Juſtiz wurde ſchlecht verwaltet, die Finanzen vernachläſſigt, das Religionsweſen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um ſich. Eine geſchärfte Erneuerung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächſte Folge dieſer Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachſicht verwöhnt, wollte dieſes Joch nicht mehr tragen. Um eben dieſe Zeit ſollten die Schlüſſe der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung in den Niederlanden zur Vollſtreckung gebracht werden. Ihr Inhalt ſtritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten ſich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, ſchickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte beſſer, als ſich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiste im Januar 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle kaſtilianiſchen Großen beeiferten ſich in die Wette, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln. Alle ſeine Privatgeſuche werden ihm über alle ſeine

Erwartungen gewährt, und dieſe Gewährungen noch bei ſeinem Abſchiede mit einem Geſchenk von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußte ſein Vertrauen in deſſen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Geſinnungen des Königs gegen die niederländiſche Nation werden ihm von dieſem ſelbſt und von allen ſeinen Räthen die beſten Verſicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den beſſeren Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einſtimmige Verlangen der Provinzen Rückſicht nehmen und den Weg der Güte gewaltſamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreiſung des Monarchen, während ſchon neue Mandate hinter ihm hereilten, die ſeine Verſicherungen Lügen ſtraften.

Zu ſpät erwachte er von ſeinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über ſeinem Privatnutzen das allgemeine Beſte hintangeſezt habe. Er ſchrie laut über die ſpaniſche Argliſt und drohte alle ſeine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geſchärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geuſenbundes bekannt iſt. An der Conföderation nahm Egmont ſelbſt keinen Antheil, aber viele ſeiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; ſein eigener Sekretär, Johann Käſenbrod von Beckerzeel, war darunter. Dieſer Umſtand erſchwerte in der Folge ſeine Verſchuldung. Er habe Dieſes gewußt, hieß

es, und dieſen Menſchen dennoch in ſeinen Dienſten behalten — und dadurch ſey er ſelbſt des Hochverraths ſchuldig.

Einſtmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgiſchen Hauſe zu Brüſſel von dem Grafen von Brederode tractirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen ſeiner Freunde an dieſem Hauſe vorbei. Eine unſchuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mitzutrinken. Die Geſundheit der Geuſen kam auf, er that Beſcheid, ohne zu wiſſen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverraths gegründet.

Bald nach Errichtung des Geuſenbundes brach die Bilderſtürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüſſel weg nach ihren Diſtrikten, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Hier zeichnete ſich Egmont durch ſeinen Dienſteifer vor allen Uebrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern am Leben ſtrafen und brachte die Proteſtanten zur Ruhe. Aber auch dieſen großen Dienſt rechnete man ihm als Hochverrath an, weil er den Proteſtanten einige geringe Conceſſionen ertheilt hatte, die er ihnen mit Gewalt zu verweigern nicht im Stande geweſen wäre.

Die Exceſſe der öffentlichen Predigten und der Bilderſtürmerei gaben den alten unverſöhnlichen Feinden des niederländiſchen Volks, dem Cardinal Granvella, der ſeinen Einfluß auf den König noch immer beibehalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquiſitor Spinoſa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländiſchen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu verſetzen. Alle dieſe Unordnungen wurden ihnen zur Laſt gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienſte des Königs, ihre Nachſicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beiſpiel in der Widerſetzlichkeit,

ihre Verbindungen mit den conföderirten Geuſen — alles Dieſes mußte nun zuſammen gewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben und ihre Ausſchweiſungen zu begünſtigen. Dazu kam, daß viele dieſer Wahnſinnigen, die man beim Bilderſtürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, ſich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und Anderer waffneten, und ihre eigenen Schandthaten dadurch zu beſchönigen ſuchten. Freilich würde ohne die lauten Proteſtationen, welche die niederländiſchen Großen gegen die grauſamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie ſo kühn geweſen ſeyn, dieſe Befehle öffentlich zu verhöhnen und in ſolche Gewaltthätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung ſetzen? Jene Proteſtationen konnten ſich mit der ſtrengſten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beſte der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter ſie waren, machte ſie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man ſie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Abſichten verantwortlich machen?

Das Conſeil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu ſchonen und die Großen zu züchtigen. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Schein gegen dieſe ſprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Geſichtspunkte betrachten. Der niederländiſche Adel machte Anſprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beiſpiel waren. Auf die ſtolzen Titel von ſtändiſcher Freiheit geſtüzt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für ſein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel beſtärkt, den er ſchon in

ſo reichem Maße beſaß, ließ er ſich in allen ſeinen Handlungen von einem Geiſte der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen ging und mit dem Princip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüſſel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die geſetzwidrigſte Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kaſtilianiſche Grandezza war auf ihre Vorzüge ſtolz. Aber ein Monarch, der dieſe anerkannte, konnte ſie an ihrem eigenen Stolze wie an einem Gängelbande leiten. Der Geiſt der Unabhängigkeit, der unter den ſpaniſchen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug ſich mit der Monarchie, ja ſogar mit dem Deſpotismus, weil eben dieſe Großen durch den Deſpotismus, den ſie über ihre eigenen Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländiſche Adel ganz verlernt hatte, Deſpotismus zu ertragen, weil er ſelbſt freien Leuten gebot, weil er ſelbſt keinen ausüben durfte.

Bei dieſem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländiſchen Adels war es kein Wunder, daß er ſich den gewaltthätigſten Maßregeln gegen ſie überließ. Von Jezt war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler Anderer im Stillen beſchloſſen. Um ſie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten ſie durch verſtellte Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit erſt ſicher gemacht werden. Man ſchrieb ihnen die gnädigſten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überfloßen. Die Anſchuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geſchickte Art einmiſchte, gaben dieſen Verſicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und ſtürzten ſie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß Alles wäre, was man über ſie zu klagen

hätte. Dem Grafen von Egmont ſagte man oft harte Dinge in dieſen Briefen; um ſo weniger fiel es ihm ein, daß noch Etwas im Hinterhalt ſeyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, ſo ſchwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuſchen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerkſamkeit ſeiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieſelbe Zeit, wo der König in Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit gegen ihn und ſeine Freunde ſo verſchwenderiſch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem ſpaniſchen Botſchafter aus Paris die wahren Geſinnungen des Königs. Bei einer Zuſammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraten und von Naſſau zu Dendermonde in Flandern veranſtaltete, legte er ihnen dieß Schreiben vor, deſſen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorn um dieſelbe Zeit aus Madrid erhalten, beſtättigt wurde. Man wollte ſich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieſer dringenden Gefahr gemeinſchaftlich zu nehmen hätte; man ſprach von gewaltſamer Widerſetzung, wobei beſonders auf Egmonts Anſehen bei den niederländiſchen Truppen ſehr gerechnet wurde. Aber wie erſtaunte man, als dieſer dazwiſchen trat und ſich auf folgende Art erklärte: „Lieber,“ ſagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück ſo verwagen ſollte. Das Geſchwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, um ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Motigny gibt, beweiſen weiter nichts, als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu

haben glaubt, ein Mißtrauen in unſre Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch iſt es mein ernſtlicher Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöſchen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie ſollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als ein Landflüchtiger herumzutragen, eine Laſt für Jeden, der mich aufnimmt, jeden Sklaven, der ſich herablaſſen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für ſein niederländiſches Volk ſo gnädige Geſinnungen gehegt und ſo nachdrücklich mir betheuert hat, jezt ſo deſpotiſche Anſchläge dagegen ſchmiede. Haben wir nur erſt dem Lande ſeine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottesdienſt wieder hergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und Dieß iſt es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel jezt auffordere, und wozu auch bereits die Meiſten unter dem Adel ſich neigen. Ich, meines Theils, fürchte Nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Mein Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und Gnade.“

Alle Gegenvorſtellungen des Prinzen von Oranien waren fruchtlos. Der Ausbruch der Bilderſtürmerei hatte

dem Grafen von Egmont die Augen über ſein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als Einem Grunde und mehr als er ſelbſt wußte ergeben. Ein fortgeſezter Briefwechſel mit dem Hofe, vertraute Verhältniſſe mit der Regentin, und mehr als dieß Alles, die perſönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn auf's Engſte an die Krone angeſchloſſen. Wie ſehr mußten ihn alſo die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche ſich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis Jezt in den unſchuldigſten Abſichten für ſie verfochten hatte! Von Jezt an trennte er ſeine Sache ganz von der ihrigen, und gab ſich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen ſie in Ausübung brachte. Als dieſe von dem geſammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der Erſten, die ihn leiſteten.

Um dieſe Zeit wurde in Spanien die Abſendung eines ſpaniſchen Kriegsheeres nach den Niederlanden beſchloſſen, welches der Herzog von Alba anführen ſollte. In den Provinzen ſelbſt hatte die Regentin durch den Weg der Waffen die Ruhe wiederhergeſtellt und die Proteſtanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt und das Land beruhigt war, ſo konnte dieſe gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Beſtrafung des Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, beſtättigte Dieß der perſönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieſes Gerüchtes führte den rebelliſchen Adel zu den Füßen der Regentin. Die ſich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder

den ſchwankenden Verſicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter dieſen; aber noch vor ſeinem Abſchiede verſuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entſchluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwiſchen Antwerpen und Brüſſel, geſchah die Zuſammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimſchreiber der Regentin beiwohnten. Nachdem lezterer, in Vereinigung mit dem Grafen Egmont, umſonſt verſucht hatte, den Entſchluß des Prinzen von Oranien zu erſchüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenſter.

„Es wird dir deine Güter koſten, Oranien,“ ſagte Egmont, „wenn du auf dieſem Vorſatz beſteheſt,“ — „und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderſt,“ antwortete der Prinz. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn in jedem Schickſal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beiſpiel und Rath unterſtüzte; du wirſt Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen.“

Noch einmal wandte der Prinz ſeine ganze Beredſamkeit an, ſeinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären und ihn zu einem heilſamen Entſchluß zu bewegen, aber umſonſt. Egmont war mit tauſend Banden an ſein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuverſicht hielt ſeine Augen gebunden, und ſein Verhängniß ſtellte ſich ihm entgegen.

„Nimmermehr wirſt du mich bereden, Oranien,“ ſagte er, „die Dinge in dieſem trüben Lichte zu ſehen, worin ſie dir erſcheinen. Hab' ich es erſt dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu geben, was kann mir der König anhaben? Der

König iſt gütig und gerecht, ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine ſchimpfliche Flucht mich ſelbſt ihrer unwerth erklären?“ — „Wohlan,“ rief Oranien aus, „ſo wage es denn auf dieſe königliche Dankbarkeit. Aber mir ſagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß ich mich betrüge! — daß du die Brücke ſeyn werdeſt, Egmont, über welche die Spanier in das Land ſetzen und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind.“ — Nach dieſen Worten umarmte er ihn noch einmal; ſeine Augen waren feucht; ſie hatten einander zum Leztenmal geſehen.

Egmont war einer der Erſten, die den Herzog von Alba bei ſeinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn Lezterer von fern kommen ſah, ſagte er zu Denen, die neben ihm ſtanden: „Da kömmt der große Ketzer!“ Egmont, der es gehört hatte, ſtand betreten ſtill und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Geſicht bewillkommte, war dieſe Warnung ſogleich vergeſſen. Er machte dem Herzog ein Geſchenk von zwei ſchönen Pferden, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen.

Zwei ſo entgegengeſezte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde ſeyn. Aber eine frühe Eiferſucht im Kriegsruhm hatte dem Herzog längſt eine ſtille Feindſchaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelſpiel mehrere tauſend Goldgulden abgenommen — eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein Andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenſchießen in Brüſſel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüſſel bezeigte laut ſeine Freude und frohlockte, daß der Flamänder

über den Spanier Meiſter geworden ſey. Solche Kleinigkeiten vergeſſen ſich unter Menſchen nie, die im Großen gegen einander ſtoßen; und Alba konnte ſo wenig vergeben als ſein König.

Die erſten Tage ſeiner Anweſenheit in Brüſſel verhielt ſich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erſt ſicher machen, um alle Diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathſam gehalten, nicht beim Empfange zu ſeyn. Aber die Verſicherungen, die ihm Egmont von den guten Geſinnungen des treuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogſtraten fehlte allein noch, dem unter einem Geſchäftsvorwand befohlen wurde, in Brüſſel zu erſcheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor ſeinem Verderben.

Zu lange wollte indeſſen der Herzog dieſen wichtigen Schritt nicht verſchieben. Das Geheimniß konnte verlauten, und ſeine Opfer entwiſchten ihm. Der Tag wurde alſo angeſezt, wo man ſich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont verſichern wollte. Zu gleicher Zeit ſollten ihre Sekretäre verhaftet und ihre Briefſchaften in Verwahrung genommen werden. Der ſpaniſche Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, ſich an dem nämlichen Tage des Bürgermeiſters zu bemächtigen, und ſobald es geſchehen, dem Herzog durch eine Eſtafette Nachricht davon zu geben.

An dieſem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arſchot u. A. nebſt den Söhnen des Herzogs und den vornehmſten ſpaniſchen Offizieren, unter dem Vorwande einer außerordentlichen Berathſchlagung, im Kuilemburgiſchen

Hauſe, wo des Herzogs Quartier war, verſammelt. Der Herzog unterhielt ſich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen laſſen, und ſuchte die Sitzung ſo ſehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, eh' er wußte, wie ſein Anſchlag in Antwerpen ausgefallen ſey. Um Dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, ließ er ſich von dem Kriegsbaumeiſter Pariotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Feſtung vorlegen, und die Ritter ihr Gutachten davon ſagen. Endlich als der Kurrier von Antwerpen mit günſtigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conſeil. Egmont wollte ſich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schaar ſpaniſcher Soldaten ſichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Faſſung auslieferte. „Dieſer Stahl," ſagte er, „hat die Sache des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt."

In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Palaſtes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont ſtünde? Man ſagte ihm, daß dieſer in eben dem Augenblicke auch in Verhaft genommen werden würde, worauf er ſich ohne Widerſtand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten laſſen," rief er aus; „es iſt billig, daß ich Ein Schickſal mit ihm theile."

Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoires.

Die allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle de memoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, ſchon ſeit mehreren Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutſchen zu unternehmen, aber den Plan des franzöſiſchen zu erweitern und auf alle Schriften dieſer Gattung, welche Geſchichte ſie auch betreffen, und in welcher Sprache ſie auch abgefaßt ſeyn mögen, auszudehnen. Dadurch und daß er die einzelnen Memoires mit univerſalhiſtoriſchen Zeitgemälden begleitet, und wo die Memoires-Schriftſteller ihn verlaſſen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er dieſe Sammlung zu einem gewiſſen hiſtoriſchen Ganzen zu erheben, wodurch ſie demjenigen Theile des Publikums, dem ſie eigentlich gewidmet iſt, in einem vorzüglichen Grade brauchbar werden könnte. Aus dieſem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erſt von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zuſammenhange wenigſtens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geſchmack an hiſtoriſchen Schriften, durch einige Meiſterſtücke in dieſer Gattung erweckt, ſich unter dem leſenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und das zahlloſe Heer von Romanen und romaniſirten Geſchichten, welche lange Zeit faſt allein im Beſitz waren, die Wißbegierde zu beſchäftigen, allgemach zu verdrängen ſcheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke,

welches zwiſchen beiden gleichſam in der Mitte ſteht, und die gefälligen Eigenſchaften des Einen mit den gründlichen Vortheilen des Andern verbindet, eine nicht ungünſtige Aufnahme verſprechen zu können. Es iſt vorzugsweiſe Denen beſtimmt, welchen ihre Beſtimmung nicht erlaubt, aus der Geſchichte ein eigenes Studium zu machen, und die alſo der hiſtoriſchen Lectüre nur ihre Erholungsſtunden widmen können, wie überhaupt Allen, welche dieſes Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den Lezten dürfte dieſes Unternehmen willkommen ſeyn, weil es ihnen den Gebrauch einer ſehr ſchätzbaren Klaſſe hiſtoriſcher Denkmäler, die nicht überall und nicht immer ſo leicht aufzubringen ſind, erleichtern und in einer treuen Verdeutſchung und in chronologiſcher Ordnung vorlegen wird.

Dieſer Gattung hiſtoriſcher Schriften, denen ihr Name ſchon bei vielen Leſern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß ſie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, dieſen durch die Nachläſſigkeit ihrer Form. Meiſtens von Weltmännern oder Geſchäftsmännern verfaßt, haben ſie bei dieſen auch immer die beſte Aufnahme gefunden. Der Geſchichtsforſcher ſchäzt ſie als unentbehrliche Führer, denen er ſich in mancher Geſchichtsperiode beinahe ausſchließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenoſſe wenigſtens iſt, welcher ſie niederſchrieb, daß ſie ſich auf eine einzige Hauptperſon einſchränken und nie den Lebensraum eines Menſchen überſchreiten, daß ſie ihrem Gegenſtande durch die kleinſten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigſten Umſtänden und Charaktere in ihren verborgenſten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung,

eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geſchichtſchreiber, der Revolutionen im Großen malt und entfernte Zeiträume an einander kettet, ſeinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigſten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politiſchen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuſpringen ſcheinen, wird uns in Memoires oft ein überraſchender Aufſchluß gegeben, weil ſie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernſt der Geſchichte verſchmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umriſſen des Geſchichtſchreibers, und machen ſeinen Helden wieder zum Menſchen, indem ſie ihn wieder durch ſein Privatleben begleiten und in ſeinen Schwachheiten überraſchen. Von manchem Rechtshandel in der Geſchichte der Staaten und der Menſchen legen ſie uns gleichſam die Aktenſtücke vor, und die Menge der Zeugen ſezt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrogenen Geſchichtſchreiber vorenthalten.

Da ein großer Theil dieſer Schriften entweder noch gar nicht oder nicht ſorgfältig genug überſezt iſt, und ihr ungleiches Alter ſowohl, als ihre Menge es ſchwer machen dürften, ſie immer vollſtändig zuſammen zu bringen, ſo würde ſchon darum eine allgemeine Sammlung und neue Ueberſetzung derſelben nicht überflüſſig ſeyn. Aber eine Hauptabſicht bei gegenwärtigem Unternehmen iſt, den Nutzen derſelben zu erhöhen. Die Aufſätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen iſt, vorausgeſchickt werden, ſollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhaltes, ſondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leſer von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweiſen, dem dieſe Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den

er aus einer iſolirten, wenn auch noch ſo anziehenden, noch ſo wichtigen Geſchichtserzählung ſchöpfte, würde immer ſehr gering ſeyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks ſchien es nöthig zu ſeyn, eine allgemeine Ueberſicht über die große Veränderung in dem politiſchen und ſittlichen Zuſtand von Europa, welche durch das Lehenſyſtem und die Hierarchie bewirkt worden, kürzlich vorauszuſchicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires dieſe Kenntniſſe vorausſetzen wird, und auch ſchon darum, weil ſie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entſtehung ſowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Dieſe erſte Abhandlung * iſt alſo nicht

* Abgedruckt in Schillers Werken (Bd. 11, S. 3 der neuen 12bändigen Taſchenausgabe), jedoch gehen im erſten Bande der „Memoires" S. XV. dieſem Aufſatze: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," noch folgende Worte voran: „Drei Hauptklaſſen von Nationen ſind es — wenn man die Form der Verfaſſung, den herrſchenden Charakter und den Religionszuſtand zum Unterſcheidungszeichen annimmt, — welche in dieſem Zeitraum merkwürdig hervortreten und ſich näher oder entfernter in die Geſchichte der Kreuzzüge verflechten; die Chriſten im Occident, welche das Band der Religion unter dem römiſchen Papſt vereinigt; die Saracenen oder Mahomedaner, welche ihren ſiegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus, und vom ſchwarzen Meer und dem Taurus bis an den indiſchen Ocean ausgebreitet haben; zwiſchen dieſen Beiden die Griechen, oder die morgenländiſchen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder ſie ſind zu unſicher und zu mangelhaft, um einen hiſtoriſchen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen und die Aufmerkſamkeit des Univerſalgeſchichtſchreibers zu verdienen. — Wir machen den Anfang mit den Erſten, die uns

bloß als die Einleitung zu der Alexias, ſondern auch zu mehreren folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünſcht, das Werk mit einem allgemein intereſſanten Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzeſſin Anna ſeyn dürfte; aber Dieß erlaubte ſein Plan nicht. Der übrige große Werth dieſes Denkmals muß ſeinen Mangel an Hauptintereſſe, die Fehler der Schreibart und die noch größeren Fehler des Geiſtes, den die Verfaſſerin dieſem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leſer durchbringen helfen.

Ich habe das franzöſiſche Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutſches zu erſetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollſtändig aus; beinahe noch lieber möchte man ſie — weil ſie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeſchrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Gränzen des Werkes zu beſtimmen, wird es nöthig ſeyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutſchen Memoires beſitzen, ſo beſitzen wir ſie doch nicht unter dieſem Namen, und auch einige franzöſiſche Schriften, die dieſen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires ſcheinen alle hiſtoriſchen Schriften begriffen zu ſeyn, welche

1) nur eine Begebenheit oder nur eine Perſon zum Gegenſtande haben. Dieß ſchließt jede Chronik aus und jede vollſtändige Geſchichte;

---

am nächſten angehen, die bei Weitem die wichtigſten für uns ſind und in der Geſchichte der Kreuzzüge die Hauptrolle ſpielen."

2) deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können. Die Memoires über die Geſchichte Brandenburgs ſind keine, weil der Verfaſſer nicht als Zeitgenoſſe ſchrieb und ſich weder auf eine Begebenheit, noch eine Hauptperſon einſchränkt. Memoires ſchrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte ſie ſchreiben;

3) welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Hiſtoriſche Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen ſich die angegebenen Eigenſchaften vereinigen, gehören in dieſe Klaſſe, auch wenn ſie unter einem andern Namen erſchienen ſind, und werden einen Platz in dieſer Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geſchichte durch den Biſchof von Freiſingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verſpricht man wenigſtens ſechs ſolche Bände zu liefern, und um die intereſſante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erſt mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuſchieben, wird gleich nach dem dritten Bande mit der zweiten Abtheilung oder den Memoires neuerer Zeiten angefangen und in gleichem Verhältniß mit den früheren darin fortgefahren werden.

Jena den 25. Oktober 1789.

Schiller.

Vorerinnerung zu dem dritten Bande der erſten Abtheilung allgemeiner hiſtoriſcher Memoires.

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Biſchofs zu Freiſingen, folgt in dieſem dritten Bande ein arabiſcher Schriftſteller. Da dieſe drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle geſpielt haben, ſo forderte es die Gerechtigkeit der Geſchichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und — wenn auch nicht über dieſelben Begebenheiten und denſelben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verſchiedene Stimmen einzuſammeln. Alle tragen das ſichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, und mit Beidem wird man ihre Mängel entſchuldigen. Aber die Verhältniſſe ihrer Verfaſſer geben dieſen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo ſie von Thatſachen handeln und jeder von ſeinem Volke ſpricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateiniſche Herausgeber, Albert Schultens (vita et res gestae sultani Almalich Alnasir Saladini, autore *Bohadino, F. Sjeddadi* etc. Lugduni Batavorum 1732, fol.), aufgeſtellt hat, keinen Zweifel übrig laſſen. Amadoddin von Ispahan, Verfaſſer eines weitläufigen Werkes über Saladin, erzählt in demſelben, daß er ſelbſt nebſt dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehreren Anderen, die er Alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an Leztern ſey abgeſandt worden, um wegen Aladils projektirter Heirath

mit der Prinzeſſin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben dieſe Geſandtſchaft wird auch von dem Verfaſſer der vorliegenden Memoires auf dieſelbe Art erzählt. Er meldet von ſich, daß ihm von Saladins Bruder dieſe Geſandtſchaft ſey aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von ſich ſelbſt in der erſten Perſon ſpricht. Amadoddin nennt dieſen Bohadin einen Cadi; der Verfaſſer dieſer Memoires ſagt gleichfalls von ſich, daß er dieſes Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in ſeiner Univerſalgeſchichte an, Saladin habe die Kirche der heiligen Anna zu Jeruſalem in ein Gymnaſium verwandelt und dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufſicht darüber anvertraut. Der Verfaſſer dieſer Lebensgeſchichte Saladins ſpricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, ſich in Jeruſalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauſes und Gymnaſiums zu vollenden.

Aus dieſen Denkwürdigkeiten ſelbſt erhellt, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genoſſen und ein ſehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten laſſen, und iſt mehr geneigt, ſeinen Geburtsort nach Moſul oder Aſſyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin ſelbſt erzählt, ſtand er in Dienſten des Sultans von Moſul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifen zu Bagdad abſchickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntſchaft, den er gleich auf den erſten Anblick ſo lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm ſeine Dienſte zu widmen.

In den Geſchichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Cadi (Richter) genannt, welchen Namen er

ſich auch ſelbſt gibt. Dieſe Würde hat aber mehrere Klaſſen, und ſelbſt der oberſte Prieſter pflegt vorzugsweiſe den Namen Alcady zu führen. Welch' ein Mann dieſer Alcady ſey, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt iſt: „Der tiefſinnigſte, aller Doktoren allertiefſinnigſter, der Andächtigen allerandächtigſter, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetiſchen Lehren, der Enträthsler ſchwieriger Religionsfragen, der unwiderſprechlichſte Entſcheider, der Schlüſſel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelſten Spitzfindigkeiten.“ Und eben dieſe hohe Perſon ſoll nach Schultens Meinung auch Bohadin vorgeſtellt haben, deſſen Namen ſchon (das arabiſche Wort für Preis der Religion) auf eine geiſtliche Würde hinzuweiſen ſcheint.

Der Geiſt, in welchem das ganze erſte Buch abgefaßt iſt, verräth vielmehr den Mufti, als den politiſchen Geſchäftsmann. Frömmigkeit iſt die Tugend, welche er an ſeinem Helden in das hellſte Licht ſtellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meiſten intereſſiren, verbreitet er ſich über die Andachtsübungen ſeines Helden mit einer ermüdenden Umſtändlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, ſo geſchieht es nie, ohne hinzuzuſetzen: „Gott erbarme ſich ſeiner!“ — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!“ Iſt von einer muſelmänniſchen Stadt oder Feſtung die Rede, ſo wird immer dabei ausgerufen: „Gott beſchütze ſie!“ und handelt er von den Chriſten, ſo unterläßt er nie, ſie mit einem unfreundlichen: „Gott verfluche ſie!“ abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leſer in der

Ueberſetzung erſpart hat. — Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde, als dem eines Mufti, abgeſchmackt ſeyn. Auch nur einem über gottesdienſtlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen ſeyn, den Sultan ſo zur Unzeit und ſo ungeſtüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in dieſen Denkwürdigkeiten erzählt wird.

Daß dieſer Bohadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg deſſelben gegen die Chriſten heraushebt, und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieſer Sultan ſeine Herrſchaft gründete, entweder nur flüchtig berührt, oder höchſtens in einem dürren, Chronik-ähnlichen Auszuge liefert, ließe ſich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher ſich der Biograph befand, in einer getreuen Darſtellung dieſer Kriege den Tugendruhm ſeines Helden zu behaupten und das Andenken deſſelben von dem Vorwurf der Ungerechtigkeit, ja der abſcheulichſten Treuloſigkeit zu befreien. Dieſe Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geſchichte, und es war wohlgethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das chriſtliche Reich in Jeruſalem zerſtörte und überhaupt die Ausbreitung der Chriſten im Morgenlande hemmte, erſcheint dieſer Fürſt in dem vollen Glanze eines muſelmänniſchen Heiligen, und der Beſchützer des Islamismus war unſtreitig für die Feder eines Mufti der würdigſte Gegenſtand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verſchönerten Bilde des ägyptiſchen Sultans in Leſſings Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienſt zu erzeigen.

Da unvorhergeſehene überhäufte Geſchäfte ihn verhindert haben, die univerſalhiſtoriſche Ueberſicht in der Ordnung, wie ſie im erſten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzuſetzen, und es dem großen Theile der Leſer wahrſcheinlich lieber ſeyn dürfte, dieſe Materie auf Einmal als ein Ganzes zu überſchauen, ſo iſt der vierte Band dieſer erſten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires als ein Supplementband zur Fortſetzung dieſer Ueberſicht und zu einer Geſchichte der Kreuzzüge beſtimmt, und einſtweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbaroſſa und Saladin gleichzeitige Geſchichte in der allgemeinen Ueberſicht vorausgeſchickt worden.

Jena den 26. September 1790.

Schiller.

Amalia Eliſabeth, Landgräfin von Heſſen-Kaſſel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemälde des dreißigjährigen Krieges weilt der Forſcher mit ſtillem Vergnügen bei dem ſchönen Bilde Amaliens Eliſabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs II., Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten iſt ſie die Zierde ihres Geſchlechts, durch häusliche Tugenden das Muſter eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verſtand und Muth eine große Fürſtin.

Mit den Reizen der Jugend geſchmückt, wurde ſie, im ſiebenzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, Wilhelm V., vermählt, einem Fürſten, den die Geſchichte einen Vater und Beſchützer der Wiſſenſchaften, einen Vertheidiger der Freiheit und einen Freund Guſtav Adolphs nennt. Acht Prinzen und ſechs Prinzeſſinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdeſſen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze ſeines Heeres fechten mußte, ſorgte ſie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlaſſen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm VI., zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundſätze, ſondern auch durch ihr eigenes Beiſpiel. Im Jahr 1637, während der Belagerung des Schloſſes Stückhauſen in Oſtfriesland, ſtarb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, ſondern nach den Muthmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In ſeinem Teſtamente legte er den Beweis nieder, wie ſehr er den Werth Amaliens kannte: ſie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin ſeiner Kinder beſtimmt. Das Land war am Rande des Unterganges; Amalia und ihre Kinder ſtanden auf dem Punkte, deſſelben beraubt zu werden. Der Kaiſer hatte den verſtorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; ſein Freund, Landgraf Georg II. von Heſſen-Darmſtadt, von einem kaiſerlichen Heer unterſtüzt, ſollte dieſe Achtserklärung in Ausübung bringen und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war ſtärker als die Gewalt des Kaiſers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte ſich zur Vormünderin ihrer Kinder, vertheidigte ihr Land, ſezte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang

durch unerſchütterliche Standhaftigkeit und regierte ihn dreizehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unſterblichem Ruhm. Im Jahr 1650 übergab ſie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches ſie nicht nur in eine beſſere Verfaſſung geſezt, ſondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt und deſſen Beſitz im weſtphäliſchen Frieden für ihre Nachkommen befeſtigt hatte. Dann widmete ſie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie ſtarb 1651.

Wenn man alle Züge dieſer großen und ſchönen Seele einzeln betrachtet hat und ſich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, ſo fühlt man ſich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber ſelbſt dem Korps diplomatique beim weſtphäliſchen Friedenskongreß unwiderſtehlich war, ſind ſelten mit ſo hohem Muthe und ſo heldenmüthigem Geiſte vereinigt; die beſcheidene häusliche Tugend kommt ſelten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freundſchaft löſet die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerkſamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erſtickt. Amalia Eliſabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelſt des Schwerts und der Politik. Sie iſt Mutter ihrer Unterthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängniſſen bleibt ſie ihren Bundesgenoſſen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüſtenden Krieges, Schöpferin des heſſenkaſſeliſchen Staates, wie er noch in unſerm Zeitalter beſteht, und beſchüzt aus Ueberzeugung ihres Werthes eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von

ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, ſteigt ſie, ohne von dieſem Glanz geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeiz gefeſſelt zu ſeyn, ſobald es die Umſtände erlauben, von ihrem Fürſtenſitz hernieder, um mit geſammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiſte der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Eliſabeth die größte Fürſtin ihrer Zeit, von keiner Fürſtin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Maximilian, Herzog von Baiern und Kurfürſt.

Maximilian war einer von den wenigen Fürſten, die den Anfang und das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebten. Drei Jahre vor ſeinem Tode war das Friedensgeſchäft vollendet, und es hat etwas Rührendes, daß von allen kriegführenden Theilen er der Erſte war, der die Waffen niederlegte. Er hinterließ den glänzendſten Namen unter den deutſchen Fürſten dieſes verworrenen Zeitpunkts; er bereicherte ſein Haus mit Ländern und Würden; ſein Einfluß blieb die ganze Zeit des Krieges durch überwiegend; er wußte ſein Anſehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenoſſe, ſeine Anhänglichkeit an die Partei, die er ergriffen hatte, war feſt und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden; er ließ keine Sünde auf Rechnung ſeiner Freundſchaft hingehen. Feſt,

wie dieſe Grundſätze ſeines Lebens, kann das Urtheil der Geſchichte über ihn ſeyn, denn in einer Regierung von ſechsundfünfzig Jahren drückt der Geiſt eines Fürſten ſich endlich ab.

Sein bis zur Erſchöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechſel von wahrem und falſchem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Kriegs; theils ſezte ſie Rachſucht gegen Maximilian beſonderen und vorſätzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter ſeiner eigenen Partei mehr als einmal ſeine Vorkehrungen zur Schonung ſeines Volks; wohlthätige Schonungen, wenn ſeine und ſeiner Räthe Abſicht auch nur geweſen wäre, ſein Eigenthum zu ſchonen. Zwiſchen blutiger Gewalt und der ſteifen ſcheuen Förmlichkeit im Rathe des Höhern, dem er diente, wurde ſein Vortheil, ungeachtet all ſeines Aufwandes an Politik und Kriegskunſt, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigenmacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeug. Er bewies bei mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für ſeine Ehre, die freilich oft durch die Geringfügigkeit der Gegenſtände ſeiner Habſucht mehr ausgeſezt würde als durch dieſe Leidenſchaft ſelbſt, welche ſo leicht ihren Namen verändern und Ehrgeiz heißen kann. Sein Gewinn in dem fürchterlichen Spiele war ein Gegenſtand des Neids, der Mißgunſt, der Vorwürfe, und er hatte am Ende ſo Viel verloren als jeder Fürſt in Deutſchland. Die müßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiſer Fürſt in der Epoche eines allgemeinen Krieges zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der

Menge von ſchwachen und unwilligen Streitern erſchöpft worden wäre. Aber das Elend war ſo allgemein und ſo unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürſten in jener Zeit ſo hoch anzurechnen war als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann alſo den Herzog von Baiern tadeln für Das, was er that? Wer kann ſagen, was er Beſſeres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus. Freilich hatten die deutſchen Fürſten zu wenig ſelbſtſtändige Macht, als daß ihre überlegteſten Plane nicht in ſteter Gefahr geweſen wären, von den Wechſeln des Glücks zerſtört zu werden. Wer mehr durch den Zufall als durch eigene Thorheit litt, weſſen Rathſchläge am wenigſten verdarben, wer die Kabinette der großen Mächte gewöhnt hatte, ihn bei ihren Rechnungen nicht auszulaſſen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres ſeinen Wohlſtand auf eine unüberſehliche Zeit zerrüttete: der war der Größeſte und Weiſeſte unter ihnen. Dieſer Ruhm kann dem Herzog von Baiern vielleicht nicht ſtreitig gemacht werden; aber an dem Elend jener Zeit liegt es, daß der Anblick des Weiſeſten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es Dem, deſſen Haus in Flammen aufging, ſelten vergönnt, bei ſich zu löſchen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit ſtieß ihn fort, ſeines Nachbars Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieſes Loos auf ihn beſonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüſtung anderer deutſchen Länder, deren Fürſten durch Unentſchiedenheit ſich zu ſchützen ſuchten, ſo neigt ſich die

Wage auf die Seite Deſſen, der wenigſtens einen Willen behielt und Kraft zum Widerſtand oder zur Rache rettete.

Ueberhaupt war die Epoche des dreißigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menſchengröße. Fälſchlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft ausſchließen wollen; Menſchengröße und Menſchenglück wandeln nicht ſo abgeſondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben ſcheinen. Guſtav Adolph allein fühlte den Krieg als Menſch, beſchloß ihn als König und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte ſeine kurze Laufbahn auf, und das Schickſal vergönnte der Menſchheit den ganzen Anblick ſeiner Größe nicht. Einen deſto unbegränzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politiſche Konſtitutionen, hinter wechſelſeitige Klagen über Eigenthumsverletzungen verſteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel ſelbſt, Verwirrung und Zerſtörung, ihrer Abſichten nie ſicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, ſeitdem ſie mehr in den Kabinetten der Fürſten ſich fortpflanzte, als in ihrem Geiſte aufſtieg, die Kennzeichen der Schwäche und Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch dieſe unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenſchliche Kräfte in Bewegung geſezt, um der tiefen Erſchöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgeſunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerſtehen, und in der langwierigen Uebung nahmen ſie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber ſo gewiß der Vertrag zwiſchen den Fürſten und den Völkern nicht Selbſtzerſtörung zum Zweck hat, ſo gewiß gebührt der höchſten Anſtrengung der Sklaverei

mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenſchaften, die dieſen Krieg ſo unnatürlich verlängerten, ging in der Anſtrengung ſelbſt überhaupt, und meiſtens in dem Zweck derſelben, die Größe verloren.

Die Geſchichte gewinnt bei dieſem Geſichtspunkt, was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Ueberſicht von Maximilians Leben unſer Nachdenken und unſere Theilnehmung noch erwecken, wenn er ſelbſt auch unſerer Bewunderung weniger werth befunden worden iſt.

Ein wichtiger Zug in dieſem Fürſten iſt, daß er den Gefahren einer ſo zweckwidrigen als ſorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmelei bezeichneten alle Anſtalten ſeines Vaters zur Bildung dieſes Sohnes, den er ſehr früh zur Regierung beſtimmte; ſein Panegyriſt Adlzreiter führt mit der beſten Meinung von der Welt lauter Details von ſeinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubiſche und folglich tyranniſche Regierung erwarten laſſen. In ihm ſelbſt mußte alſo eine andere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von ſeinen politiſchen Handlungen ſehr wohl abſondern lehrte, wo ſie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiſer Ferdinand II., theilte zu Ingolſtadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Baiern mit Maximilian: glücklich, wenn er ſeinen Geiſt von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen laſſen als ſein Mitſchüler. Indeſſen mögen dieſe zuſammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians thätiger Anhänglichkeit für das öſterreichiſche Haus anzuſehen ſeyn, zumal da unter Ferdinands

Nachfolger die Einigkeit zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem erſten Alliirten, Maximilian, zuerſt zu wanken anfing.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, ſeinen Sohn zu dem frömmſten, gelehrteſten und — weiſeſten Fürſten zu bilden; er hatte ihn verſchiedene Reiſen thun laſſen, unter anderen eine nach Rom, deren Abſicht war, die Schwellen der Apoſtel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verſtand vielleicht eben ſo viel zur Vermehrung ſeiner Staatsklugheit als zur Gründung ſeines Seelenheils geärntet haben mochte. Entſchloſſen, den Ueberreſt ſeines Lebens einer frommen Abgeſchiedenheit von allen weltlichen Geſchäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem dreiundzwanzigjährigen Maximilian die Regierung ſeiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereien zwiſchen den Religionsparteien, die natürliche Rivalität zwiſchen den baieriſchen und pfälziſchen Häuſern und die aus dem Vorwand der Glaubensverſchiedenheit hinzukommende wechſelſeitige Erbitterung beſchäftigte, wenigſtens mittelbar, den jungen Herzog von Baiern ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung. Aber die Exekution des einſeitigen und parteiiſchen Urtheilsſpruchs gegen die Reichsſtadt Donauwörth, die ihm 1607 von dem Kaiſer übertragen wurde, war der erſte Auftritt, durch welchen Maximilian ſeine wichtige Rolle bei dem katholiſchen Religionstheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Exekutionskoſten verpfändet; zum großen Verdruß der Proteſtanten, aber in einer ſehr natürlichen Folge der deutſchen Reichsjuſtiz, welche die Mächtigeren als Schergen gegen die Schwachen aufruft, und die Beſoldung für dieſes ehrenvolle Amt zu den Prozeßkoſten des verlierenden und geſchlagenen Theils rechnet; einer Juſtiz, welche das Fauſtrecht

der Handlanger der exekutiven Gewalt mit den Mitteln und dem Weſen einer ſouveränen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufſuchen, wo Maximilians Entſchlüſſe und Thaten reiften und aufgingen, wo ſeine Motive ſich entwickelten. Die proteſtantiſche Partei, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an ſich reißend, war in der That und im Herkommen die ſchwächere; auch war bei den Angriffen der Reformation mehr Verſchiedenheit und Uneinigkeit als bei dem Widerſtand des althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zuſammen als die Katholiken, denn der Gemeingeiſt ſtellt ſich nur über verjährte Vorurtheile zur Wache. Formen und Verträge mußten alſo erſetzen, was dem Weſen der Sache abging; die Union der Proteſtanten ging der katholiſchen Ligue voran. Friedrich V., Kurfürſt von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erſte Stelle bei der katholiſchen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz.

Das Menſchengeſchlecht war nun doch ſo weit erwachſen, daß die politiſche, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürſten wie Maximilian der Sache Roms weit weſentlichere Vortheile bringen konnte als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiſer geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsſtand war, ſo hätte das Reich ſchwerlich dreißig Jahre geblutet, und ſchwerlich wäre die Religionengleichheit aufgekommen. Die Geſchichte und das Leben geben uns häufig Beiſpiele von dem Schickſal, das Friedrichs und Maximilians wechſelſeitiges Verhältniß beſtimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewiſſen negativen Superiorität des Herzogs von Baiern und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, deſſen Stärke hauptſächlich nur in Kälte und Eigennutz beſtand. Maximilian hingegen

wußte ſich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unſtern und Ungeſchicklichkeit bei friedlichen Unterhandlungen wie bei offenbarem Krieg ihn ſezte. So geſchah es, daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der ſeine Größe auf dem Verderben dieſes unglücklichen Fürſten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung mit den zweideutigen und darum ſicheren Fortſchritten ſeines Ehrgeizes verband.

1617 hatte Friedrich den Herzog von Baiern zu bereden geſucht, dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge im Reiche ſtreitig zu machen; aber Maximilian ließ ſich von dem unreifen Vorſchlag nicht blenden, er kannte den Kreis beſſer, in welchem er ſich wirklich vergrößern und ſeine Macht erweitern konnte, und das Verdienſt, nach einer Kaiſerkrone nicht lüſtern geweſen zu ſeyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der böhmiſchen Krone ein Loos, dem er nicht gewachſen war; die meiſten ſeiner Bundes- und Glaubensgenoſſen ſelbſt waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang ſeiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterſtützung ihn zu ſichern oder auch nur das Strafgericht des bevortheilten rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren, der die baieriſche Hülfe mit den Ländern und Würden des treuloſen Vaſallen bezahlte. Auf dieſe Art wurde Friedrich V. von Maximilian erſt wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geſchlagen und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiſerlichen und die Baiern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berge (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beiden ſiegenden Theile ſich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch

welche ſie hätte verloren gehen ſollen. Von dem kindiſchen Wagſtück, ſich zum Feind einer ſo entſchieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich Nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Beſitz ſeiner empörten ober- und unteröſterreichiſchen und böhmiſchen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholiſchen Ligue dem Dienſt des Kaiſers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieſer Macht zu werden.

Friedrich war ſo tief geſunken, und die kaiſerliche Macht durch ſeinen Fall ſelbſt ſo überwiegend geworden, daß die Fürſten, die es am beſten mit ihm meinten, ſich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) ſeine Kurwürde auf den Herzog von Baiern übertragen wurde. Einigen ſeiner Verwandten und Mitſtände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Baiern um die ſchöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaiſers zu widerſtehen; und der Neid auf Maximilians Glück verſchlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feierlicher Deſpotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Baiern ſelbſt trifft der Vorwurf dieſer Blindheit nicht, denn ſeine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiſerlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für dieſe Gewalt. Dieſer Sinn lag bei ſeinem Verhältniß mit dem Kaiſer ſtets ſehr deutlich in der immer wachen Vorſicht auf ſeiner und der immer regen Eiferſucht auf der öſterreichiſchen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche ſelbſt und von ſeinen Mitkurfürſten anerkannt wurde; die

Drohungen fremder Mächte und ihre Bündniſſe gegen den Unterdrücker Friedrichs konnten ſeinen Einfluß nur vergrößern und ſeine Perſon, als Anführer der katholiſchen Ligue, dem öſterreichiſchen Hauſe nothwendiger machen. Durch dieſe Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten ſie nicht, da ſeine Feinde in Deutſchland freies Feld behielten; und während daß ſein Intereſſe zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen mit hergab, bot er vergebens zu den nachtheiligſten Friedensvorſchlägen die Hände, die ein Kapuziner, Namens Franz de Rota, im Namen Ferdinands und Maximilians ihm gethan hatte, und die jezt, bei einer ſo günſtigen Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweideutigen Agenten von beiden Fürſten verläugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskoſten bei der Unterwerfung von Ober- und Unter-Oeſterreich betrug dreizehn Millionen Gulden, für welche der Kaiſer ihm Ober-Oeſterreich verpfändet hatte: aber Friedrich hatte dem Kaiſer nach der böhmiſchen Krone getrachtet; nichts war alſo natürlicher, als daß ſeine verfallenen Güter für kaiſerliches Eigenthum gelten und die Hypothek einlöſen mußten. Die Sache der kaiſerlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beiſtand, vorzüglich in einzelnen konſtitutionsmäßigen Exekutionen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den pfälziſchen Ländern, die Maximilian ſtatt Ober-Oeſterreichs überkam, wunderbare Fortſchritte; und Maximilian ſchlug in der allgemeinen Verwirrung das ſicherſte Mittel ein, um von einer Macht nicht verſchlungen zu werden, die nur

durch den von ihr ſelbſt aufgerufenen Beiſtand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeiz hielt mit den Umſtänden immer ſo gleichen Schritt, daß es ſchwer ſeyn würde, zu beſtimmen, wie weit ſich jener ausgedehnt hätte, wenn dieſe noch mehrere und größere Verſuchungen ihm dargeboten hätten. Er, ein geborner Fürſt, ſpielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber ſeinen gemeſſenen Gang ſtörte ein Mann, bei welchem der Trieb des Ehrgeizes viel leidenſchaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen ſeinen Kräften aus ſeinem Kreiſe hinaus ſtrebte, und auf den Gräueln ſeines Zeitalters ſeine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenſtein war Maximilians böſer Genius. Auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg (1630) wurde dieſer gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskabalen ihm entreißen; ſeinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurückforderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem ſchwediſchen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Guſtav Adolph auftrat, dem man nicht Helden genug entgegenſetzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlaſſung Wallenſteins und ſeines Heeres zugleich den Frieden in Deutſchland zu bewirken, mochten bei dem Ungewitter, das ſchon aus Norden herandrohte, die Beſorgniß, daß der wachſende Krieg Wallenſteins Dienſte unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freilich der erſte ſeiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andre an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeſchickten Uebermuth des kaiſerlichen Raths ſcheiterte; und Wallenſtein

erſchien wieder, ſtolzer durch dieſen Triumph, und furchtbarer, weil beſtimmte Rachſucht ihn entflammte.

Die Entlaſſung der Wallenſtein'ſchen Truppen und ihres Anführers war freilich durch ihre Art zu ſubſiſtiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber Deutſchland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müſſen, und bei Maximilians eifrigem Antheil an den Klagen des Reichs über die Verwüſtungen der Wallenſtein'ſchen Armee hätte Magdeburg und die ſächſiſche Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der ſeinigen und ſeines Feldherrn kommen müſſen.

Wallenſteins Art zu dienen war für die öſterreichiſchen Finanzen ſehr einträglich, da ſeine Truppen im Namen des Kaiſers fochten, ohne in ſeinem Sold zu ſtehen, ſondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle und die Fortſchritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die Maximilian anwandte, um Wallenſteins Wiedereinſetzung (1632) zu verhindern; und bis der Kaiſer die Erfahrung machte, was ein ſo wohlfeiler Heerführer ſeinen Herrn doch koſten kann, trugen die baieriſchen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eiferſucht ihres Fürſten.

Guſtav Adolph ſelbſt war in Deutſchland oft als Feind willkommen, wo die deutſchen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; ſeine Menſchlichkeit und ſein Edelmuth verläugneten ſich auch bei ſeiner perſönlichen Erſcheinung in Baiern nicht. Aber nachdem Tilly an ſeinen Wunden geſtorben war, mußte Maximilian mit Wallenſtein gemeinſchaftlich handeln; und wenn auch jener alte Groll die kriegeriſchen Operationen des leztern nicht immer zu Maximilians perſönlichem Nachtheil

geleitet hätte, ſo fielen doch jezt in dem Gange des Kriegs die Rückſichten weg, welche Tilly, ſelbſt mit Hintanſetzung der gemeinen oder der öſterreichiſchen Sache, auf den Vortheil des Fürſten, dem er unmittelbarer angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem Syſtem des kaiſerlichen Hofes war es natürlicher Weiſe nicht, ſich Maximilians gegen den übermüthigen Generaliſſimus anzunehmen; und Wallenſtein, deſſen glücklichem Stern man entweder folgen oder ſich von demſelben erdrücken laſſen mußte, gefiel ſich darin, ihn durch ſeine Anſchläge offenbar aufzuopfern und durch ſein Betragen ausgeſucht zu demüthigen. Treuherzig genug ſind die eignen Worte des Kurfürſten, die Adlzreiter aus ſeinem Munde ſelbſt gehört zu haben erzählt, als er von Nürnbach zurück kam, wo er mit Wallenſtein den Schweden gegenüber geſtanden hatte: Ego vero, erwiderte er auf die Glückwünſche zu ſeiner Rückkehr, ego vero a Friedlando bene mortificatus redeo!

Der völlige Untergang des Kurfürſten von Baiern und der katholiſchen Ligue, auf welcher ſeine Macht und ſein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenſtein fiel 1634, ein Opfer ſeiner Ehrſucht: aber ſeine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in ſeine Gewalt, den Krieg von ſeinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er ſonſt nach dem entſchiedenen Uebergewicht in der Politik des deutſchen Reichs geſtrebt hatte, mußten nun größtentheils zu ſeiner Vertheidigung, und oft zu ſeiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Baiern ſo wüthete, daß ſie in München allein fünfzehntauſend Menſchen hingerafft haben ſoll, nimmt freilich in der Geſchichte dieſes Fürſten wenig Raum ein; aber ſie vollendet ein gewiſſes Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen in der lezten Hälfte ſeiner Regierung den Geiſt beſchäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand III. war ſeinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühevolle Jahre waren ſeit dem berühmten Regensburger Reichstag verfloſſen, als 1641 für das pfälziſche Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden, und eben ſo fruchtlos, an eben den Hinderniſſen als vorher ſich zerſchlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Theile ſein beſonderes Intereſſe gekoſtet hatte, deſto hartnäckiger beſtand er darauf; und das Blut, das darum gefloſſen war, bezahlte ſich immer mit neuem Blute.

Die zwei lezten Jahre des Kriegs waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeſchäfts ſchien ein vorläufiger Waffenſtillſtand nothwendig zu ſeyn; aber von Seiten des Kaiſers erhoben ſich dabei immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiſerliche Hof um ſo weniger ernſtlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächſt unter den Folgen der fruchtlos zerſchlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die fortwährenden Rückſichten der franzöſiſchen Politik auf den baieriſchen Hof boten in dieſem Verhältniß dem Kurfürſten eine Stütze dar, die er dem Kaiſer zum Troz ergreifen konnte. Er that, was er ſich und ſeinem Lande ſchuldig war, und ſchloß (1647), hauptſächlich durch franzöſiſche Vermittelung,

einen abgeſonderten Waffenſtillſtand. Der Kaiſer empfand es ſehr übel, daß hiedurch der Krieg von Baiern ab in ſeine Lande geleitet wurde, und ſchlug alle Mittel ein, ſeinen Alliirten in ein ſolches Gedränge zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiſerliche Politik ſpann Verſchwörungen unter Maximilians Offizieren an, reizte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es ſelbſt an oberherrlichen Verfügungen gegen den einſeitigen Schritt des Kurfürſten nicht fehlen und untermiſchte dieſes ganze Gewebe mit freundſchaftlichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaiſers, ſeinen ſcheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen ſeiner eigenen Offiziere, den argwöhniſchen Schwierigkeiten der Feinde, ſezte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit ſeinem mächtigen Bundesgenoſſen entzweit, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde ſo verdächtig, daß er ſeines Angriffs immer gewärtig ſeyn mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwiſchen Uebeln, deren kleinſtes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillſtand auf und vereinigte ſeine Truppen wieder mit den kaiſerlichen.

Die durch Wallenſtein in der vereinigten kaiſerlich-baieriſchen Armee ausgeſtreuten Keime von Parteiſucht, von Uneinigkeit, von Verrätherei, gehörten unter die ſchlimmſten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwiſchen dieſem Feldherrn und dem ehemaligen Churfürſten von Baiern fortdauerten. So wenig Maximilian ſich jezt abgeſondert erhalten konnte, ſo gut wußte er, daß ſeine Truppen, mit den kaiſerlichen verbunden, ſelten glücklich waren; und er ſelbſt hatte dieſen Grund mit angeführt, um den Schweden ſeine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiſer zu belegen.

Eine Verſöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit unter welchem Maximilian erlag: Baiern mußte dem Feinde Preis gegeben werden, und der ausgebende Krieg (1648) ſchüttete noch vollends alle ſeine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürſten aus, der vor dem Brand und der Verwüſtung mit ſeinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des weſtphäliſchen Friedens tröſteten nunmehr alle Fürſten und Völker für die dreißig Jahre allgemeinen Elendes. Dem ſiebenundſiebenzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Friſt, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erſchöpfung ſeines Landes zu betrachten.

Armand Jean du Pleſſis, Kardinal Herzog von Richelieu *.

„Richelieu's Geburt war glänzend; aus ſeiner Jugend ſchon blizten Funken ſeines Verdienſtes hervor. Er zeichnete ſich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft

* Richelieu, einer von den ſeltenen Menſchen, welche die Natur mit außerordentlichem Genie und günſtige Umſtände mit vieler Macht begabt haben, ſezte durch ſeine Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beinahe ganz Europa in Bewegung. Er wollte das Anſehen

und die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſehr früh gewahr. Er wußte ſich gewöhnlich ſehr gut zu entſchließen. Er hielt auf ſein Wort, wo ein großes Intereſſe ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er Nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freigebig zu ſeyn, gab er mehr, als er verſprach, und würzte ſeine Wohlthaten mit bewundernswürdiger Kunſt. Den Ruhm liebte er mehr, als die Moral es erlaubt; aber geſtehen muß man es, die Rechtmäßigkeit ſeiner innern Anſprüche ging bei dieſem Manne gleichen Schritt mit der ſündlichen Uebertreibung, die er ſich in dem Ziel ſeines Ehrgeizes erlaubte. Herz und Geiſt waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beide auch nicht; und man kann ſagen, daß er ſie durch ſeine Klugheit öfter abwehrte, als durch ſeine Standhaftigkeit überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und ſelbſt beim Publikum wünſchte er beliebt zu ſeyn: auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Aeußerlichen, noch an andern Eigenſchaften, die geſchickt ſind, dieſen Zweck zu erreichen; nur ein gewiſſes unbeſtimmbares Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch ſeine Gewalt und ſeine fürſtliche Pracht verdunkelte er die perſönliche Majeſtät des Königs; aber er verſah das königliche Amt mit ſo vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig war, um das Gute und das Schlimme in dieſem Punkt nicht zu verwechſeln.

Frankreichs erheben und deßhalb das Haus Oeſterreich ſchwächen. Aus dieſem Grunde unterſtützte er die Proteſtanten in Deutſchland, ermunterte Guſtav Adolph zum Kriege gegen den Kaiſer und half dem Herzog Bernhard von Weimar mit Truppen und Geld. Wegen ſeines großen Einfluſſes hat man ſein Bildniß der Geſchichte dieſes Krieges beigefügt.

Niemand hat ſo richtig als er zwiſchen dem Guten und dem Beſſern, dem Böſen und dem Schlimmern zu unterſcheiden gewußt; und Dieß iſt eine große Eigenſchaft an einem Miniſter. Er verlor bei den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit dieſem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geiſtes herrührt, ſind immer Kräfte verbunden, die demſelben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für dieſe Welt nicht; ſeine Neigung oder ſein Verſtand trieben ihn zum Guten, ſo oft ihn ſein Vortheil nicht aufforderte, das Böſe zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für ſeine Lebenszeit; doch hat nie ein Miniſter ſich ſo eifrig bemüht, die Menſchen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nehme. Kurz wir müſſen bekennen, daß ſeine Laſter durch ſeine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil ſie ſo beſchaffen waren, daß ſie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein Mann, der ſolche Eigenſchaften, und von denen ſelbſt, die er nicht beſaß, den Schein ſo täuſchend hatte, mußte ſich bei der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß abſondert, und in einem Staat, der keine Geſetze mehr hat, auf einige Zeit wenigſtens ihren Mangel erſetzt.“ —

Dieſe kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den Mémoires de Retz gezogen haben, überhebt uns um ſo mehr, von dem öffentlichen Leben dieſes außerordentlichen Mannes und von dem Charakter ſeiner Staatsverwaltung zu ſprechen, als unſere weiteren Betrachtungen über dieſen Stoff, aus dem Zuſammenhang der Weltgeſchichte geriſſen und in den engen Raum, der

uns hier vorgezeichnet iſt, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch ſeine perſönlichen Eigenſchaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit ſeiner glänzenden Regierung aufgeſtellt; die Immoralität des Deſpotismus, der Anmaßung, der Selbſtſucht, verſchwindet bei dieſem Geſichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumſchränkte Miniſter den Scepter ſeines Herrn geführt hat. Frau von Motteville (Hofdame der Königin Anna von Oeſterreich) vergleicht ſehr chriſtlich in ihren Memoiren den franzöſiſchen Staat unter Richelieu's Miniſterium mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlſtands genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müſſen. Dieſer Vergleich iſt ſchön, das Fromme darin auch beiſeite geſezt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig iſt. In den Zügen von Richelieu's Leben — denn ſein Miniſterium war nicht ſein Leben — die wir hier ſammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückiſchen, grauſamen, heuchleriſchen Prieſter, den kriechenden, furchtſamen Höfling, den übermüthigen Parvenü und den unglücklichen Menſchen erkennen; man wird ſich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit dieſen Künſten Nationen und Könige in Feſſeln geſchlagen werden, und — einem Jeden ſey es dann überlaſſen, ſeine Begriffe und Gefühle von Menſchenliebe, von Größe und von Tugend, ſeine ſittlichen und politiſchen Grundſätze zu vermählen und zu ordnen, wie er kann. Wenn es wahr iſt, daß die Seele des Malers im treueſten Gemälde ſich zugleich mit dem abgebildeten Gegenſtand offenbart, ſo dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr geweſen ſeyn würde, wenn er beſſer geweſen wäre.

Ludwig XIII. war einer von den Fürſten, die durch Unfähigkeit ſelbſt zu herrſchen, und durch die ſtete Furcht beherrſcht zu werden, welche die Folge dieſer Unfähigkeit iſt, zu einer beſtändigen und ſchimpflichen Knechtſchaft beſtimmt ſind. Das große Mittel, über ihn und durch ihn Alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bei allen ſchwachen und eigenwilligen Menſchen anſchlägt: ihre Eiferſucht auf ihre Gewalt und ihr Anſehen ohne Unterlaß zu reizen. Die nächſten Eingriffe hatte er von ſeinen nächſten Verwandten zu beſorgen; um die Anmaßungen derſelben abzuwenden, warf er ſich in die Arme jedes Ehrgeizigen, der zu der gefährlichen Stelle ſeines Günſtlings Luſt hatte. Um Nichts zu verlieren, gab er dann Alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geſchöpf ſeiner eignen Schwäche auch zu haſſen.

Sein erſter Herr war Concini, den er durch fünf bis ſechs vornehme Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Jezt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber ſelbſt zu dieſer Grauſamkeit war er ſchon durch einen neuen Günſtling verleitet, der bei der Beſchäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimniſſen ſeiner Schwäche und der franzöſiſchen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Luines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Die Florentiniſche Partei, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, ſtand, war nun durch Concini's Ermordung am franzöſiſchen Hofe geſtürzt; und es lag weder an Luines Gewiſſenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht in Nero's Fußtapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um ſich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche dieſe Partei traf, mit begriffen zu finden, und erhielt die Erlaubniß, der verwittweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, ſeinen Einfluß und ſeine Rathſchläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofs die Königin verlaſſen und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während deſſen er ſich damit beſchäftigte, theologiſche Bücher zu ſchreiben, die nach dem Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich ſchlecht ſind.

Er war indeſſen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partei zu werden, in welche ſein Vortheil ihn zuerſt gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hofe ſeine Dienſte zu Wiederherſtellung des Friedens an. Das unbegränzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn ſezte, machte ihn dem König und dem Günſtling zum willkommenſten Werkzeug, um ſich mit ſo wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bei welchem Nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller geſitteten Nationen. Er begab ſich, gleichſam aus eignem Antriebe, wieder zur Königin, und wußte ſein Verſtändniß mit dem Hofe vor ihr ſo geheim zu halten, als es zum Beſten ſeines Auftrags nöthig war. Auf dieſe Art ſtiftete er eine Verſöhnung, die freilich nicht von langer Dauer ſeyn konnte, bei welcher er aber ſeine Abſicht, einige Stufen höher zu ſteigen und feſten Fuß am Hofe zu faſſen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb ſie an, ſich mit dem lebhafteſten Eifer für die Vergrößerung eines

Menſchen, der ihr beſonders angehörte, zu verwenden. So viel Verrätherei bei den verborgenen Dienſten, die der Hof ſelbſt an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, ſo viel Falſchheit und böſer Wille miſchte ſich eine Zeit lang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den verſprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papſt fand ſich zwiſchen den öffentlichen Bewerbungen des franzöſiſchen Ambaſſadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernſt damit wäre, endlich in einem ſo ſeltſamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieu's Promotion die wahre Abſicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwiſchen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Luines, Lezterer ſchon die vorige Verſtellung aufgegeben hatte.

Man ſieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs XIII. und ſeiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald alle ſeine Meiſter. Der Prieſterſtand hüllt den unbändigſten Ehrgeiz in eine gewiſſe Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verſchafft. Es gibt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältniſſen der Höfe, über welche Furcht und Gewiſſensfeigheit ſich nicht hinaus wagen, ſo wenig moraliſchen Werth eine ſolche Abſtinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menſchenverachtung eines ſtärkeren Geiſtes ſcheut dieſe Gränze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menſchen bis dahin getrieben iſt, dann hat er meiſtens gewonnen, und lacht der unmächtigen Flüche. Dieſe beſondere Art von Größe zeigt uns die Geſchichte vorzüglich an Prieſtern; ein Prieſter mit der Seele eines Cäſars ſtellt die Schranken der ſittlichen Welt zurück, um

ſeine Eroberungsſucht zu ſättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden an dieſen furchtbaren Triumphen, und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherei, des Verbrechens, wird ſelten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Luine's Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die perſönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit ſehr keuſch lebte. Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man ſich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunſt, in den Bedürfniſſen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, ſeinem Geiſt überlegen war. Der König ſah ihn für einen Verräther an, und ob er es gleich für ihn geweſen war, ſo hatte er dadurch doch ſein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Haſſes zu gewöhnt, und ſeine Anhänglichkeit ſogar war immer zu ſehr mit bittern und feindſeligen Empfindungen vermiſcht geweſen, als daß dieſer Grund den Kardinal in ſeiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang geſuchte Stelle im Staatsrath einnahm und dabei keine der kleinen Heucheleien und Zierereien unterließ, mit welchen ehrgeizige Prieſter nicht ſowohl die Welt zu täuſchen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen ſuchen, bis 1629, da ihn der König zum Principal-Miniſter ſeines Staats erklärte, wußte er ſeine Macht ſo zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen und des ganzen Reichs ſie nicht mehr zu erſchüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menſchenrechten unzugänglich, fand er ſogar in der Feindſchaft Aller ſeine größte Sicherheit,

da Ein Gegner vielleicht ihn hätte ſtürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch ſeine Henker auseinander, und brauchte die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterſte Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hiebei muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er Einſichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieſer Seite ſich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinet, im Felde ſogar, machte Richelieu den Namen des Königs ſiegen, und unter Allen, die ſich in die Gewalt eines ſchwachen Fürſten einzudrängen ſtrebten, war er doch der Einzige, der ihm weſentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte: Vortheile, gegen welche Ludwigs Verſtand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäterin fand in ſeinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht ſchwer werden konnte, dem Vortheil ſowohl als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu ſeyn, alle Rückſichten gegen die Königin nachzuſetzen. Auch war Maria zu ſtolz und zu unruhig, um den Mann, der ſeinen eignen erhabnen Gang ging, ungeneckt zu laſſen, und ſie war viel zu ſehr unter ihm, um ſeinen Weg aufzuhalten, der nun über ſie hin mußte. Sie hatte alle Anſprüche einer Königin, aber um ſie geltend zu machen, die Seele des gemeinſten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrſcher der franzöſiſchen Monarchie, der einſt zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmuth ihres Herzens mißhandeln; ſie hatte die bittere Freude, ihn vor ſich kriechen zu ſehen, aber als ihr Hochmuth ſich vor allen Friedensvorſchlägen ſträubte, als ſie es wagte, ihn an den Rand

des Verderbens zu bringen, da mußte ſeine Rache ſie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals, über die Uneinigkeiten zwiſchen ihm und der Königin Mutter, manche Umſtände, die uns belehren, daß in den inneren Verhältniſſen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrſager nach dem andern kommen, um ſich das Ende des Kardinals prophezeihen zu laſſen; und das Gewicht, das er ſelbſt auf dieſen Umſtand legt, macht es nicht unwahrſcheinlich, was einige Geſchichtſchreiber von ihm erzählen, daß er ſich über das Schickſal ſeiner Feinde bei Sterndeutern und Wahrſagern auch Raths erholte. Es fällt in das Niedrigkomiſche, daß die Königin ſich zu wiederholten Malen gegen den ganzen Hof und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal ſuche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir dieſe Beſchwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillſchweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten nnd grauſamen Deſpoten, der im Namen des Königs regierte; zwei Königinnen, Maria von Medicis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Oeſterreich, führten das Komplott an; Gaſton, des Königs Bruder, unterſtüzte es; der kranke König war von den Thränen und dem Geſchrei ſeiner Mutter unabläſſig beſtürmt; der Kardinal ſelbſt glaubte ſich verloren. An dem Tage, wo ſein Verderben für entſchieden angeſehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt ſich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüſtet durch dieſe

Erniedrigung, Nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er ſich, der Kardinal folgt ihm, und in zwei Stunden iſt er Herr über das Leben ſeiner Feinde und über die Freiheit der Königin. Dieſer Tag, der 11. November 1630, iſt in der franzöſiſchen Geſchichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müſſen auf das Aeußerſte treiben; denn kaum dem Untergang entronnen, warf ſich dieſer rachſüchtige Mann mit gedoppelter Gewalt auf ſeine geſtürzten Feinde. Aber die Gewißheit, verloren zu ſeyn, wenn er nicht rettete, ſcheint den Geiſt ſeiner Gegner in den entſcheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äußerſten Widerſtand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Miniſter zu verjagen, wurden, wie bei einer Verſchwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majeſtät ausgeſpäht und blutig geahndet. Wenn die Abſicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freilich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majeſtät des Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und ſeinem ganzen Hauſe beruhte.

Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenſchaft in das Ausland wandern. Sie wandte ſich als Supplikantin an das Parlament, ſie unterhielt am Hofe Verſtändniſſe gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer unmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie ſtarb endlich 1641 zu Köln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußerſten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfiscirt worden.

Anna von Oeſterreich blieb als Sklavin des Miniſters am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hätte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit, ſeine Wünſche bis zu einer jungen und ſchönen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls noch zu verzeihen ſeyn, wenn ſein Aeußerliches, mit ſeinem Stande verbunden, ihn bei einer ſolchen Unternehmung nicht dem ſchimpflichen Hohngelächter eines ſtolzen Weibes bloßgeſtellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter geliefert worden waren; ſeine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurückgewieſen: hier ſchüzte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewieſenen alten Wollüſtlings, eines nach Verdienſt behandelten frechen Unterthans, und ſeine Macht, ſeine Würde, der Druck, in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut ſogar vieler Menſchen, die ſich bloß gegen dieſe Schwachheit verſündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erſte Prinz vom Geblüte, Gaſton, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, ſein Ehrgeiz ſo natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich geweſen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den dieſe Umſtände und der allgemeine Abſcheu gegen Richelieu ihm verſchaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geiſtes — (er hatte perſönliche Tapferkeit) — vernichtete alle dieſe Vortheile. Es war ſein beſtändiges Loos, von ſeinen Dienern verkauft zu werden und ſeine Freunde aufzuopfern. Auf keinen ſeiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen als auf dieſen, denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben und einem neuen Verluſt an ſeiner Ehre davon. Nach jeder Verſöhnung

floß das Blut ſeiner Anhänger in Strömen auf dem Schaffot. Gaſton ſchloß einſt nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit ſeinem Bruder, worin er durch einen beſondern Artikel wörtlich verſprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte, wann er wollte. Aber er begnügte ſich nicht, wie es der natürliche Zuſammenhang ſcheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung ſich das innere Weſen der Gewalt zu verſichern. So tief er auch durch Heuchelei unterzutauchen wußte, ſo unmäßig war doch ſeine Sucht, mit den äußeren Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hiebei, ob man ſeine kindiſche Eitelkeit verachten oder ſeine kühne Geringſchätzung der Menſchen, gegen welche er Alles wagte, bewundern ſoll; aber der große Mann unterläßt um ſeinetwillen, was er um andrerwillen wagen zu können wüßte. Richelieu beraubte den König ſogar ſeines Hofſtaats. Verlaſſen und allein fing Ludwig XIII. in Saint-Germain Vögel, während daß Richelieu mit ſeinem Geiſt, ſeinem Arm und ſeiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verſtand und Tapferkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein ſo unglücklicher Fürſt, und der es durch Schwachheit war, einen Troſt darin ſuchte, Vertraute ſeines Unmuths und ſeiner Galle zu haben. Aber ſo viel Süßigkeit darf man einem König nicht zu Theil werden laſſen. Mademoiſelle de Hautefort, eine Hofdame der Königin, war lange Zeit ſeine Vertraute, und die Läſterung ſelbſt ſah nie etwas anderes in ihr. Sie war ſo tugendhaft, daß ſie mit der Königin des ſiechen Mannes ſpottete, der nach dem einfachen Mitleiden eines menſchlichen Weſens rang. Der König wußte es und ſpann ſein

düſtres Daſeyn fort. Ein heller Augenblick erſchien endlich für ihn; er fand an Mademoiſelle de la Favette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geſchöpf, das ihn anhörte, das rechtſchaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeſchränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menſchlich zu empfinden, ſeine Kälte zerrann mit ſeiner Bitterkeit vor der ſtillen Güte, die, von einem Weibe an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerſtand dem erſten Schritt, den er je gegen ihr Geſchlecht gethan hatte, ſie glaubte Recht zu thun, ſie glaubte zwei Seelen zu retten, und Ludwig verſank wieder in ſein königliches Elend. Mademoiſelle de la Favette war keine Heldin, aber Richelieu's Sicherheit beruhte ſo ſehr auf der moraliſchen Gebrechlichkeit Aller, die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen und Ludwigs Rückkehr zur Menſchheit, die dieſes Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, ſo unſchuldig er auch war, ſo unſchuldig, ſelbſt nach ihren Begriffen, er bei Ludwigs ſcheuer Herzloſigkeit und bei ihrer ſchlichten Frömmigkeit wahrſcheinlich geblieben wäre, wurde auf Anſtiften des Kardinals ihrem eignen Gewiſſen zum Verbrechen gemacht, ſie entſchloß ſich, die Welt zu verlaſſen, ſie ging in ein Kloſter; der König weinte heftig, als ſie von ihm Abſchied nahm. Er beſuchte ſie nur Einmal in ihrem Kloſter; er blieb lange am Gitter geheftet und weinte: Richelieu erfuhr es und bebte von Neuem; der König durfte ſie nicht wieder ſehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er ſich ſelbſt, als er dieſes abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freilich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite ſeiner Gegner war. Um den König über

den Verluſt der la Fayette zu tröſten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnſucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menſchen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig XIII. in ſeinen Kinderſpielen Geſellſchaft zu leiſten. Cinqmars war im Ganzen zum Günſtling eines Königs verdorben; er beklagte ſich oft gegen ſeine Freunde, daß ihm der Geruch von Ludwigs Athem ſo unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde, und das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch ſtumpfere Organe als für andre Menſchen. Indeſſen war er dem ſteten Bedürfniß des Königs, ſeine Galle auszuſchütten, ſo nothwendig, daß dieſer ſich Alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Klagen war Richelieu's Uebermuth, und Cinqmars mußte ſich dem König durch einen Eid verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiederſagen würde. Aber bei den Anſprüchen, die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war dieſe Rolle für ihn gefährlich, und Niemand fand ſich weniger im Stande, ihn zu ſichern, als Ludwig. Die kritiſche Lage wurde bald entſchiedner, als der Kardinal ſich dem Wunſch des Königs widerſezte, ſeinen Oberſtallmeiſter — Cinqmars war zu dieſer Stelle gelangt — im geheimen Conſeil zuhören zu laſſen. Cinqmars warf ſich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verſchwörung war, ſo zu ſagen, der König ſelbſt, ungeachtet ſeine bekannte Schwäche einige andere Triebfedern nothwendig zu machen ſchien. Aber Dieß eben war der Grund, warum ſie mißlang. Die meiſten Verſchwornen glaubten ſich bei dem Antheil, den der Monarch an ihren Planen nahm, der Verſchwiegenheit überhoben; der Kardinal entdeckte Alles, unterſchied

ſehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Theile der Verſchwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bei welchen ſeines Bruders Mitwirkung gegen ſeine kleine Maſſe von Regierungskunſt anſtieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beſchämung zu erſparen, in einen Entwurf verwickelt geweſen zu ſeyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorher gegangen waren. Ludwig bot zum Unterpfand ſeiner Treue dem Miniſter ſeine Kinder als Geißel an und erhielt ſeine Verzeihung. Das Schickſal ſeiner Mitverſchwornen ward Richelieu's Henker überlaſſen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami zu nennen; als die Stunde ſeiner Hinrichtung ſchlug, zog Ludwig ſeine Uhr heraus und ſagte: cher ami mag jezt wohl eine trübſelige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Fayette hatte ſeine Natur früh wieder aufgenommen.

Der Kardinal lag in dieſem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit nieder. Er reiſ'te die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberſtallmeiſter nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das ſeinige binden ließ. Auch den König hatte er zur Buße gezwungen, nach Tarascon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonmot Ludwigs XIII. mochte vielleicht die Furcht und der Wunſch, ſich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberſtallmeiſters, deſſen einziges Verbrechen war, ihn nicht verrathen zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und ſein Tod machen

den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtſchaffenheit war allgemein geſchäzt, und ſeine Unſchuld war ſo ſonnenklar, daß ſie die Rachluſt des Kardinals bis zur Dummheit herabſezt.

Wir finden in einer Geſchichte des Kardinals Richelieu ein Kapitel, welches überſchrieben iſt: Milde des Herrn Kardinals gegen ſeine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverei auch den lezten Grad des Unverſtandes nicht ſcheut.

Richelieu und der König fühlten beide den Tod herannahen, aber Jeder weidete ſich unterdeſſen an den Planen, die er auf das frühere Ende des Andern entwarf. Ludwig XIII. wollte — wie er es in ſeinem ſiebenzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, ſchon gewollt hatte — endlich einmal regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er ſtarb (den 4. December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen ſehr erbaulich. Aber als ſein Beichtvater ihm die Pflicht vorſtellte, ſeinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß er keine anderen gehabt hätte, als die Feinde des Staats. Dieſe rieſenmäßige Verwechſelung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er ſich ſchon gerächt hatte. Zu dieſen frommen Verſöhnungen auf dem Todtenbette verſteht man ſich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papſt Urban VIII. ſagte bei Richelieu's Tode: Wenn ein Gott iſt, ſo wird er's entgelten, iſt aber keiner, ſo war es wahrlich ein tüchtiger Mann! Für einen niedrigern Geiſtlichen wäre der Einfall freilich etwas ſtark geweſen.

Der Kardinal Richelieu war auch nebenher ein ſchlechter Dichter, und er wurde Miniſter, wenn man ſeine Verſe ſchlecht fand. Er beſchüzte daher ſeine Brüder in Apollo und verfolgte das Genie.

Als der Czar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildſäule des Kardinals Richelieu und ſagte dieſe Worte: „Lebteſt du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reichs geben, damit du mir die andere regieren hälfeſt!“ Es würde dann wahrſcheinlich ſehr darauf angekommen ſeyn, welcher von beiden ſein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

Philoſophiſche Unterhaltungen.

(Aus dem Geiſterſeher.)

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen — „Dienen! Dienen gewiß, ſo gewiß als der unbedeutendſte Mauerſtein der Symmetrie des Palaſtes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitgefragtes, mitgenießendes Weſen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menſchen! Deine Kräfte willſt du ihr widmen? Kannſt du ſie ihr denn weigern? Was du biſt und was du beſitzeſt, biſt du ja nur, beſitzeſt du nur für ſie. Haſt du gegeben, was du geben kannſt, und was du allein ihr geben konnteſt, ſo biſt du

auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit ſpricht dir das Urtheil, und ſie iſt es auch, die es vollziehet. Aber wer iſt denn dieſe Natur, dieſe Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte ſie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre ſie ſelbſt nur, überlebte ſie auch nur die vergangene Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum, ſteht ſie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in ſeinen Röhren, Jahrtauſende und die Nationen, die darin Geräuſch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von ſeinen Zweigen, die er mit innerer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannſt du von ihr verlangen, was ſie ſelbſt nicht beſitzet? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daſeyns Spur darin zu ſichern verlangen?“

Dieſe troſtloſe Behauptung widerlegt ſchon die Weltgeſchichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Ariſtides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zuſammenſezte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht iſt? Sie leben in der Geſchichte, wie Mumien in Balſam, um mit ihrer Geſchichte etwas ſpäter zu vergehen.“

Und dieſer Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verſchwinden? Dürfte in der Kraft Etwas ſeyn, dem Nichts in der Wirkung entſpräche?

„O in dieſer Wirkung eben liegt Alles. Verſchwinden? Steigt nicht auch der Waſſerſtrahl in der Cascade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum ſchleudern könnte? Aber ſchon im erſten Moment ſeines Aufſprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tauſend Luftſäulen auf ihn, die ihn, früher oder ſpäter, in einem

höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um ſo ſpät zu fallen, mußte er mit dieſer üppigen Kraft aufſteigen — gerade eine elaſtiſche Kraft, wie der Trieb zur Unſterblichkeit, gehörte dazu, wenn ſich die Menſchenerſcheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen ſollte. Ich gebe mich überwunden, liebſter Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieſer Trieb zur Unſterblichkeit im Menſchen nicht eben ſo vollkommen mit dem zeitlichen Zweck ſeines Daſeyns aufgehe, als ſeine ſinnlichſten Triebe. Freilich verführt uns unſer Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen ſie ſelbſt anzuwenden; aber hätten wir wohl dieſen Stolz, wenn ſie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre ſie ein vernünftiges Weſen, ſie müßte ſich unſerer Philoſophien ungefähr eben ſo freuen, wie ſich ein weiſer Feldherr an dem Muthwillen ſeiner kriegeriſchen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verſpricht.“

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre ſo gemein, und die Mittel ſo edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie ſagen ſollen. Um in Ihre Vorſtellungsart einzutreten, entlehne ich dieſen Begriff von der moraliſchen Welt, weil wir hier gewohnt ſind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele ſelbſt geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre inneren Wirkungen aber in äußere übergehen, ſo kehrt ſich dieſe Ordnung um, und das Mittel verhält ſich zu dem Zwecke wie die Urſache zu ihrer Wirkung. In dieſem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieſes Ausdruckes bedienen, der aber auf unſere jetzige Unterſuchung keinen ſtörenden Einfluß haben darf. Setzen Sie ſtatt Mittel und

Zweck: Urſache und Wirkung — wo bleibt der Unterſchied von Gemein und Edel? Was kann an der Urſache edel ſeyn, als daß ſie ihre Wirkung erfüllt? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenſtand gegen ein gewiſſes Prinzipium in unſerer Seele ſteht — es iſt alſo ein Begriff, der nur innerhalb unſerer Seele, nicht außerhalb derſelben anzuwenden iſt. Sehen Sie aber, wie Sie ſchon als erwieſen annehmen, was wir erſt durch unſere Schlüſſe herausbringen ſollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegenſatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Weſen ſchon als den Mittelpunkt vorausſetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, ſo wird dieſe Rangordnung verſchwinden; der Gedanke iſt Wirkung und Urſache der Bewegung, und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsſchlag, der ihn begleitet.

Nimmermehr werden Sie dieſen paradoxen unnatürlichen Satz durchſetzen. Beinahe überall können wir mit unſerm Verſtande den Zweck der phyſiſchen Natur bis in den Menſchen verfolgen. Wo ſehen wir ſie auch nur Einmal dieſe Ordnung umkehren und den Zweck des Menſchen der phyſiſchen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie dieſe auswärtige Beſtimmung mit dem Glückſeligkeitstriebe vereinigen, der alle ſeine Beſtrebungen einwärts gegen ihn ſelbſt richtet?

„Laſſen Sie uns doch verſuchen. Um mich kürzer zu faſſen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir alſo, daß moraliſche Erſcheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, ſo mußten Weſen vorhanden ſeyn, die dieſem beſondern Geſchäfte zugebildet waren, ſo wie Aether und Luft gerade ſo und nicht anders beſchaffen

ſeyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu ſeyn, die uns die Vorſtellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten alſo Weſen exiſtiren, die ſich ſelbſt in Bewegung ſetzen, weil die moraliſche Erſcheinung auf der Freiheit beruhet: was alſo bei der Luft und dem Aether, bei dem Mineral und der Pflanze die urſprüngliche Form leiſtet, mußte hier von einem innern Prinzipium erhalten werden, gegen welches ſich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieſes Weſens ungefähr eben ſo verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beſtändigen Typus ihres Baues. Wie ſie das bloß organiſche Weſen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, ſo mußte ſie das denkendempfindende Weſen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir ſehen ſie alſo in der moraliſchen Welt ihre bisherige Ordnung verlaſſen, ja ſogar mit ſich ſelbſt in einen anſcheinenden Streit gerathen. In jedem moraliſchen Weſen legt ſie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichſam als hätte ſie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieſes Centrum müſſen ſich alle Thätigkeiten dieſes Weſens mit einem Zwange neigen, wie ſie ihn in der phyſiſchen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieſes Weſen iſt auf die Art in ſich ſelbſt gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch dieſen Fall zu ſeinem Centrum dazu gebildet, eben ſo wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hieher ſcheint ſie ſich ſelbſt ganz vergeſſen zu haben.

„Aber wir haben gehört, daß dieſes Weſen nur vorhanden iſt, um die moraliſchen Erſcheinungen hervorzubringen, deren

ſie bedurfte; die Freiheit dieſes Weſens, oder ſein Vermögen ſich ſelbſt zu bewegen, mußte alſo dem Zweck unterworfen werden, zu welchem ſie es beſtimmte. Wollte ſie alſo über die Wirkungen Meiſter bleiben, die es leiſtete, ſo mußte ſie ſich des Prinzipiums bemächtigen, wornach ſich das moraliſche Weſen beweget. Was konnte ſie daher anderes thun, als ihren Zweck mit dieſem Weſen an das Prinzipium anſchließen, wodurch es regiert wird, oder mit anderen Worten, ſeine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung ſeiner Glückſeligkeit machen?“

Das begreif ich.

„Erfüllt alſo das moraliſche Weſen die Bedingungen ſeiner Glückſeligkeit, ſo tritt es eben dadurch in den Plan der Natur ein, dem es durch dieſen abgeſonderten Plan entzogen zu ſeyn ſchien, ebenſo wie der Erdkörper durch den Fall ſeiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beſchreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt alſo das moraliſche Weſen jedesmal nur die Verhältniſſe ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dem Zuſtande ſeiner höchſten Vollkommenheit, welcher einerlei iſt mit dem Zwecke der Natur. Dieſen Weiſer hat und bedarf das organiſche Weſen nicht, weil es ſich durch ſich ſelbſt dem Zuſtand ſeiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes alſo hat vor dieſem den Genuß ſeiner Vollkommenheit, d. i. Glückſeligkeit voraus, mit dieſer aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elaſtiſche Kugel das Bewußtſeyn ihres Zuſtandes, ſo würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdrückt, ſie ſchmerzen, ſo würde ſie mit einem Gefühle von Wolluſt zu ihrer ſchönſten Rundung zurückkehren.“

Ihre elaſtiſche Kraft dient ihr ſtatt jenes Gefühles.

„Aber eben ſo wenig Aehnlichkeit die ſchnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubiſche Form eines Salzes mit ſeinem bittern Geſchmacke hat, eben ſo wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückſeligkeit nennen, mit dem Zuſtand unſrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man ſagen, ſeyen durch eine eben ſo willkürliche Koexiſtenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrloſen Handlung.“

So ſcheint es.

„Der Menſch alſo brauchte kein Mitwiſſer des Zwecks zu ſeyn, den die Natur durch ihn ausführt. Möchte er immerhin von keinem andern Prinzipium wiſſen, als dem, wodurch er in ſeiner kleinen Welt ſich regiert; möchte er ſogar im lieblichen, ſelbſtgefälligen Wahn die Verhältniſſe dieſer ſeiner kleinen Welt der großen Natur als Geſetze unterlegen — dadurch, daß er ſeiner Struktur dienet, ſind ihre Zwecke mit ihm geſichert.“

Und kann Etwas vortrefflicher ſeyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß ſie ihrem eignen getreu bleiben, daß ſie nicht zu der Harmonie beitragen wollen, dürfen, ſondern daß ſie es müſſen. Dieſe Vorſtellung iſt ſo ſchön, ſo hinreißend, daß man ſchon dadurch allein bewogen wird —

„ſie einem Geiſte zu gönnen, wollen Sie ſagen? weil der ſelbſtſüchtige Menſch ſeinem Geſchlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer ſo gern in ſeiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Kryſtalle das Vermögen der Vorſtellung, ſein höchſter Weltplan wird Kryſtalliſation, ſeine Gottheit die ſchönſte Form von Kryſtall

ſeyn. Und müßte Dieß nicht ſo ſeyn? Hielte nicht jede einzelne Waſſerkugel ſo getreu und feſt an ihrem Mittelpunkte, ſo würde ſich nie ein Weltmeer bewegt haben.“

Aber wiſſen Sie auch, gnädigſter Prinz, daß Sie bisher nur gegen ſich ſelbſt bewieſen haben? Wenn es wahr iſt, wie Sie ſagen, daß der Menſch nicht aus ſeinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu beſtimmen? Wie können Sie es denn unternehmen, die Regel feſtſetzen zu wollen, nach der ſie handelt?

„Nichts weniger. Ich beſtimme Nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menſchen mit ihr verwechſelt haben, was ſie aus ihrer eignen Bruſt genommen und durch prahleriſche Titel aufgeſchmückt haben.“

* * *

Ich konnte das Geſpräch noch nicht abgebrochen ſehen.

Gnädigſter Prinz, fing ich von Neuem an, hab' ich Sie auch recht verſtanden? Der lezte Zweck des Menſchen iſt nicht im Menſchen, ſondern außer ihm? Er iſt nur um ſeiner Folgen willen vorhanden.

„Laſſen Sie uns dieſen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt. Sagen Sie, er iſt da, weil die Urſachen ſeines Daſeyns da waren, und weil ſeine Wirkungen exiſtiren, oder, was eben ſo viel ſagt, weil die Urſachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Urſache haben müſſen.“

Wenn ich ihm alſo einen Werth beilegen will, ſo kann ich dieſen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Urſache er iſt?

„Nach der Menge ſeiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil ſie eine größere Menge von Wirkungen nach ſich zieht. Der Menſch hat keinen andern Werth als ſeine Wirkungen.“

Derjenige Menſch alſo, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten iſt, wäre der vortrefflichere Menſch?

„Unwiderſprechlich.“

Wie? So iſt zwiſchen dem Guten und Schlimmen kein Unterſchied mehr! So iſt die moraliſche Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre Das, ſo wollte ich ſogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moraliſchen Unterſchiedes iſt mir eine weit wichtigere Inſtanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die leztere zu glauben, da ich ſie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinſtimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achſe.“

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigſten Rollen durch die mittelmäßigſten Spieler geſpielt werden, daß die Natur die heilſamſten Revolutionen durch die ſchändlichſten Subjekte vollbringt. Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb ſind ſo wirkſame Diener des Univerſums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane koſtbare Werkzeuge der phyſiſchen Natur. Ein Deſpot auf dem Thron, der jede Stunde ſeiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre alſo ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung als der Feldbauer in ſeinen Ländern, weil er ein wirkſameres iſt — ja was das Traurigſte iſt, er wäre eben durch Das vortrefflicher, was ihn zum Gegenſtande unſers Abſcheues macht, durch die größere Summe ſeiner Thaten, die alle fluchwürdig ſind — er hätte in eben dem Grade einen

größern Anſpruch auf den Namen eines vortrefflichen Menſchen, als er unter die Menſchheit herabſinkt. Laſter und Tugend —

„Sehen Sie,“ rief der Prinz mit Verdruß, „wie Sie ſich von der Oberfläche hintergehen laſſen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüſtendes Leben ein thätiges Leben ſey? Der Deſpot iſt das unnützlichſte Geſchöpf in ſeinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigſten Kräfte bindet und die ſchöpferiſche Freude erſtickt. Sein ganzes Daſeyn iſt eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelſte, heiligſte Leben greift und die Freiheit des Denkens zerſtört — hunderttauſend thätige Menſchen erſetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenigen Jahren verwüſteten. Wie können Sie dieſe Geſchöpfe und Schöpfer der Verweſung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!“

Ich geſtehe die Schwäche meines Einwurfs — aber ſetzen wir anſtatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, ſo können Sie doch nicht läugnen, daß dieſer in ſeiner Monarchie wirkſamer ſey als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig iſt. Das Glück iſt es alſo doch, was Ihrem Syſteme die Grade der Vortrefflichkeit beſtimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilt!

„Der Thron wäre alſo nach Ihrer Meinung vorzugsweiſe eine ſolche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philoſoph in ſeinen Reichen?“

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?“

Er denkt.

„Und wenn der wachſame Philoſoph ſchläft, was thut der wachſame König?“

Er ſchläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon ſtehe in einer Bauernſtube, die andere ſoll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Geſellſchaft leuchten. Was werden ſie beide?“

Sie werden leuchten.

„Aber eben Das ſpricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechſelte man ihre Beſtimmung, ſo würde Niemand einen Unterſchied merken. Warum ſoll die eine darum vortrefflicher ſeyn, weil der Zufall ſie begünſtigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen? warum ſoll die andere ſchlechter ſeyn, weil der Zufall ſie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer ſichtbar zu machen? Und doch folgte Dieß nothwendig aus Ihrer Behauptung.“

„Beide ſind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleiſtet.“

Wie iſt Das möglich? Da die in dem weiten Saale ſo viel mehr Licht ausgegoſſen hat als die andere? Da ſie ſo viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andere?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der erſten Wirkung die Rede iſt, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächſtfolgende Wirkung gehört der nächſtvorhergegangenen Urſache; nur ſo viele Theile der Lichtmaterie, als ſie unmittelbar berührte, ſezte die brennende Kerze in Schwung. Und was ſollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleichviel

Strahlen ziehen? Eben ſo viel aus Ihrem Augenſtern als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie ſich doch, die großen Maſſen, die der Verſtand nur als ſolche Ganze zuſammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als ſolche exiſtirende Ganze vorauszuſetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft ſprengt und hundert Häuſer verſchüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet."

Sehr gut, aber —

„Wenden wir Dieſes auf moraliſche Handlungen an. Wir gehen ſpazieren, und zwei Bettler ſollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt ſich von dem Gelde und begeht in dieſem Zuſtand eine Mordthat, der Ihrige kauft einem ſterbenden Vater eine Stärkung und friſtet ihm damit das Leben. Ich hätte alſo durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit ſo wie die Ihrige auf, meine Wirkung zu ſeyn."

Wenn aber mein Verſtand dieſe Folgenreihe überſieht, und nur dieſe Ueberſicht mich zu der That beſtimmt — wenn ich dem Bettler dieſes Geld gab, um einem ſterbenden Vater das Leben damit zu friſten, ſo ſind doch alle dieſe Folgen mein, wenn ſie ſo eintreffen, wie ich ſie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergeſſen Sie nur nie, daß Eine Urſache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldſtück aus ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dieß iſt von dieſer ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. ſ. f. — Sie ſcheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxen

behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verſtändigen, aber wir wollen es lieber durch unſere Schlüſſe finden.“

Aus dem Bisherigen, ſehe ich wohl, folgt, daß eine gute That an ihrer ſchlimmen Wirkung nicht Schuld iſt, und eine ſchlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die ſchlimme an ihrer ſchlimmen Schuld iſt, und daß alſo beide in ihren Wirkungen ganz gleich ſind. — Sie müßten denn die ſeltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte iſt.

„Eine ſolche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwiſchen jede Wirkung, die der Menſch außer ſich hervorbringt, und deren innere Urſache, oder den Willen, wird ſich eine Reihe gleichgültiger einſchieben, wenn es auch Nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie alſo dreiſt, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moraliſch einerlei, d. i. gleichgültig ſind. —

„Und wer wird Dieſes läugnen wollen? Der Dolchſtich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, ſind beide ganz die nämliche Handlung.“

Recht, aber die Motive —

„Die Motive alſo beſtimmen die moraliſche Handlung. Und woraus beſtehen die Motive?“

Aus Vorſtellungen.

„Und was nennen Sie Vorſtellungen?“

Innere Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Weſens, die äußeren Thätigkeiten korreſpondiren.

„Eine moraliſche Handlung iſt alſo eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußeren Veränderungen korreſpondiren?“

Ganz richtig.

„Wenn ich alſo ſage, die Begebenheit A, B, C iſt eine moraliſche Handlung, ſo heißt Dieß ſo viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche dieſe Begebenheit A, B, C ausmachen, iſt eine Reihe innerer Veränderungen a, b, c vorhergegangen.“

So iſt es.

„Die Handlungen a, b, c waren alſo bereits beſchloſſen, als die Handlungen A, B, C anfingen?“

Nothwendig.

Wenn alſo A, B, C auch nicht angefangen hätte, ſo wäre a, b, c darum nicht weniger geweſen. War nun die Moralität in a, b, c enthalten, ſo blieb ſie auch, wenn wir A, B, C ganz vertilgen.“

Ich verſtehe Sie, gnädigſter Herr — und ſo wäre Dasjenige, was ich für das erſte Glied in der Kette gehalten, das lezte darin geweſen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moraliſche Handlung ſchon ganz vorbei, ſchon ihr ganzer Werth oder Unwerth entſchieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie ſie dachten, d. i. folgte A, B, C auf a, b, c, ſo war es Nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In dieſem äußern Strome hat der Menſch Nichts mehr zu ſagen, ihm gehört Nichts als ſeine eigene Seele. Sie ſehen daraus aufs Neue, daß der Monarch Nichts dem Privatmann voraus hat, denn auch er iſt ſo wenig Herr jenes Stroms als dieſer; auch bei ihm iſt das ganze Gebiet ſeiner Wirkſamkeit bloß innerhalb ſeiner eigenen Seele.“

Aber dadurch wird Nichts verändert, gnädigſter Herr; denn auch die böſe Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre inneren Thätigkeiten, und nur um dieſer Motive

willen nennen wir ſie ja böſe. Setzen Sie alſo den Zweck und den Werth des Menſchen in die Summe ſeiner Thätigkeiten, ſo ſehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus ſeinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Laſſen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, ſind wir übereingekommen, ſeyen Prädikate, die eine Handlung erſt in der Seele erlangen.“

Das iſt erwieſen.

„Laſſen wir alſo zwiſchen die äußere Welt und das denkende Weſen eine Scheidewand fallen, ſo erſcheint uns die nämliche Handlung außerhalb derſelben gleichgültig, innerhalb derſelben nennen wir ſie ſchlimm oder gut.“

Richtig.

Moralität iſt alſo eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, ſo wie z. B. die Ehre eine Beziehung iſt, die dem Menſchen nur innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen kann.“

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, ſo erſcheint ſie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Geſetzen müſſen wir ſie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelbſt hat, aus welchem Alles fließt, was es gibt, gegen welchen Alles ſtrömt, was es empfängt. Dieſer Mittelpunkt oder dieſes Principium iſt, wie wir vorhin übereingekommen ſind, nichts Anders als der inwohnende Trieb, alle ſeine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben ſoviel ſagt, zur höchſten Kundmachung ſeiner Exiſtenz zu gelangen. In dieſen Zuſtand ſetzen wir die Vollkommenheit des moraliſchen Weſens, ſo wie wir

eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künſtler ſie zuſammenſezte, der Wirkung entſprechen, um derenwillen er ſie zuſammenſezte, wie wir ein muſikaliſches Inſtrument vollkommen nennen, wenn alle Theile deſſelben an ſeiner höchſten Wirkung den höchſten Antheil nehmen, deſſen ſie fähig und um deſſenwillen ſie vereinigt ſind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moraliſchen Weſens zu dieſem Principium ſtehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung iſt moraliſch gut oder moraliſch böſe, je nachdem ſie ſich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?“

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein anderes iſt, als die vollſtändigſte Thätigkeit aller Kräfte im Menſchen, ſo iſt eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine ſchlimme, wobei weniger thätig waren?“

Hier, gnädigſter Herr, laſſen Sie uns inne halten. Dieſem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moraliſchen Rangordnung ſehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu ſtehen, oder die Verſchwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd’ ich Ihnen doch begreiflich machen können,“ fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zuſammen, was zuſammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttauſenden? — und von hunderttauſend mangelhaften, gegen welche ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile ſtehet. Der Trieb der Menſchenliebe ſchlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?“

Eine gute Handlung ſey, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch alſo, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine ſchlimme Handlung ſchlimm, und ſo umgekehrt?“

Ganz begreiflich.

„Bei einer ſchlimmen Handlung wird alſo nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?“

So iſt's.

„Ich kann alſo nicht ſagen, es gehörte ein böſes Herz dazu, dieſe That zu begehen, ſo wenig als ich ſagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, dieſen Stein aufzuheben?“

Sehr wahr. Ich ſollte vielmehr ſagen, es mußte ſo viel gutes Herz fehlen, um dieſe That zu begehen.

„Laſter iſt alſo nur die Abweſenheit von Tugend, Thorheit die Abweſenheit von Verſtand, ein Begriff ungefähr, wie Schatten oder Stille?“

Ganz richtig.

„So wenig alſo, als man logiſch-richtig ſagen kann, es iſt Leere, Stille, Finſterniß vorhanden, ſo wenig gibt es ein Laſter im Menſchen, und überhaupt alſo in der ganzen moraliſchen Welt?“

Das iſt einleuchtend.

„Wenn es alſo kein Laſter im Menſchen gibt, ſo iſt Alles, was in ihm thätig iſt, Tugend, d. i. es iſt gut, eben ſo wie Alles tönt, was nicht ſtill iſt, Alles Licht hat, was nicht im Schatten ſteht?“

Das folgt.

„Jede Handlung alſo, die der Menſch begeht, iſt alſo dadurch, daß es eine Handlung iſt, etwas Gutes?“

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine ſchlimme Handlung von einem Menſchen ſehen, ſo iſt dieſe Handlung gerade das einzige Gute, was wir in dieſem Augenblick an ihm bemerken.“

Das klingt ſonderbar.

„Laſſen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, nebligen Wintertag einen traurigen Anblick? Iſt es darum, weil wir eine Schneelandſchaft an ſich ſelbſt widrig finden? Nichts weniger; könnte man ſie in den Sommer verpflanzen, ſie würde ſeine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieſer Schnee und dieſer Nebelduft nicht da ſeyn könnten, wenn eine Sonne geſchienen hätte, ſie zu zertheilen, weil ſie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar ſind. Der Winter iſt uns alſo ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüſſe mangeln, ſondern weil er größere ausſchließt.“

Vollkommen anſchaulich.

„Eben ſo mit moraliſchen Weſen. Wir verachten einen Menſchen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirkſame Trieb der Selbſterhaltung mißfiele, ſondern weil er dieſem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenſchaft des Muthes beſeſſen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die Liſt des Räubers bewundern, der mich beſtiehlt, ihn ſelbſt nenne ich laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erſtaunen ſetzen, die der Ausbruch einer Jahre lang verhaltenen thätigen Rachſucht iſt; aber ich nenne ſie verabſcheuungswürdig, weil ſie mir einen Menſchen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne ſeinen Mitmenſchen zu lieben. Ich ſchreite mit Unwillen über ein

Schlachtfeld hinweg, nicht weil ſo viele Leben hier verweſen — Peſt und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen ſich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunſt, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die dieſe Krieger zu Boden ſtreckten — ſondern, weil mir dieſer Anblick ſo viele tauſend Menſchen ins Gedächtniß bringt, denen die Menſchlichkeit fehlte."

Vortrefflich.

„Daſſelbe gilt von den Graden der Moralität. Eine ſehr künſtliche, ſehr fein erſonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an ſich, das ſchwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man ſo viele große und ſchöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirkſam findet. Und doch nennen wir dieſe Handlung ſchlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geiſt, und ſtrafen ſie ſtrenger, weil ſie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird ſie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, ſo empört ſie darum unſer ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu ſetzen, in dieſem Falle häufiger waren, und wir alſo die Entdeckung, daß dieſer Trieb unwirkſam geblieben, häufiger dabei wiederholen."

Klar und einleuchtend.

Auf unſere Frage zurückzukommen. Sie geben mir alſo zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte ſind, die das Laſter zum Laſter machen, ſondern ihre Unthätigkeit."

Vollkommen.

„Die Motive ſind aber ſolche Thätigkeiten; es iſt alſo unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen laſterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive ſind das

einzige Gute, das ſie hat; ſie iſt nur böſe um derjenigen willen, die ihr maugeln.“

Unwiderſprechlich.

„Aber wir hätten dieſen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Laſterhafte aus dieſen Motiven handeln, wenn ſie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein iſt es, was moraliſche Weſen in Bewegung ſezt; und nur das Gute, wiſſen wir ja, kann Genuß gewähren.“

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwiderſprechlich, daß z. B. ein Menſch von hellem Geiſt und wohlwollendem Herzen nur darum ein beſſerer Menſch iſt als ein andrer von eben ſo viel Geiſt und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er ſich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit ſteigt in mir auf. Geben Sie einem Menſchen die Eigenſchaften des Verſtandes, des Muths, der Tapferkeit u. ſ. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und laſſen Sie ihm nur die einzige Eigenſchaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem Andern vorziehen, der jene Eigenſchaften in einem niedrigern Grade, dieß leztere aber in ſeinem größten Umfang beſitzet? Unſtreitig iſt jener ein weit thätigerer Menſch als dieſer, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moraliſchen Preis beſtimmt, ſo würde alſo Ihr Urtheil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menſchen in einem Widerſpruche ſich befinden.

„Es würde unfehlbar ſehr übereinſtimmend damit ſeyn. Ein Menſch, deſſen Verſtandeskräfte in einem hohen Grade thätig ſind, wird eben ſo gewiß auch ein vortreffliches Herz beſitzen, als er Das, was er an ſich ſelbſt liebet, an einem Andern nicht haſſen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu ſtreiten ſcheint, ſo hat man entweder zu freigebig von

ſeinem Verſtande, oder von moraliſcher Güte zu einge-ſchränkt geurtheilt. Ein großer Geiſt mit einem empfin-denden Herzen ſteht in der Ordnung der Weſen eben ſo hoch über dem geiſtreichen Böſewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man ſagt beſſer weichlichen, Herzen unter dieſem ſteht.“ —

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art iſt doch offenbar ein thätigeres Weſen, als ein Alltagsmenſch mit phlegmatiſchem Blut und beſchränkten Sinnen?

„Bei einem noch ſo phlegmatiſchen beſchränkten Alltags-menſchen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er iſt ein Menſch im ge-ſunden Schlafe; der Schwärmer iſt einem Phrenetiſchraſen-den gleich, der ſich in wüthenden Konvulſionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußerſten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?“

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menſchen in dem Mehr oder Weniger ſeiner innern Thä-tigkeit enthalten iſt.

„Erinnern Sie Sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir dieſe ganze Unterſuchung im geſchloſſenen Bezirk der menſch-lichen Seele angeſtellt haben, daß wir ſie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und in-nerhalb dieſes nie überſchrittenen Kreiſes den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefun-den, daß ſeine Glückſeligkeit vollkommen mit ſeiner mora-liſchen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm alſo für die leztere eben ſo wenig Etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf erſt zu erreichende Vollkommenheit eben ſo wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Roſe, die heute blühet, erſt im folgenden Jahre dadurch ſchön ſey, als

daß ein Mißgriff auf dem Klavier erſt in das nächſtkommende Spiel ſeinen Mißlaut einmiſchen kann. Es wäre eben ſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in die andere fallen könnte. — Iſt Ihnen Dieſes erwieſen?“

Ich weiß Nichts dagegen zu antworten.

„Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und beſchloſſen, wie das, welches wir zum Unterſchied davon das organiſche nennen, beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau, und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von Dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig iſt.“

Dieß iſt erwieſen.

„Es umgebe mich alſo was da wolle, der moraliſche Unterſchied bleibt.“

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es ſey alſo ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Perſönlichkeit, ein ewiger Fortſchritt — aus der moraliſchen Welt läßt ſich Dieſes wenigſtens nicht mit größerer Bündigkeit erweiſen, als aus der phyſiſchen. Um vollkommen zu ſeyn, um glücklich zu ſeyn, bedarf das moraliſche Weſen keiner neuen Inſtanz mehr — und wenn es eine erwartet, ſo kann ſich dieſe Erwartung wenigſtens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für ſeine Vollkommenheit gleichviel ſeyn, ſo wie es der Roſe — um ſchön zu ſeyn — gleichviel ſeyn muß, ob ſie in einer Wüſte oder in fürſtlichen Gärten, ob dem Buſen

eines lieblichen Mädchens, oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet.“

Paßt dieſe Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich ſage hier ausdrücklich: um ſchön zu ſeyn, dort um glücklich zu ſeyn — nicht: um vorhanden zu ſeyn! Dieß Lezte gehört für eine neue Unterſuchung, und ich will das Geſpräch nicht verlängern.“

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigſter Prinz. Sie haben — und mir däucht unumſtößlich — bewieſen, daß der Menſch nur moraliſch ſey, inſofern er in ſich ſelbſt thätig ſey — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer ſich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer ſich wirkſam ſey, weil er Moralität hat. Ihre „Damit“ verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden.“

Hier kommt es auf Eins. Es hieße alſo, daß er nur inſofern den Grund der meiſten Wirkungen außer ſich enthalte, inſofern er den höchſten G ad ſeiner Moralität erreiche. Und dieſen Beweis ſind Sie mir noch ſchuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht ſelbſt führen? Der Zuſtand der höchſten innern Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, iſt es nicht derſelbe, in welchem er auch die Urſache der meiſten Wirkungen außer ſich ſeyn kann?“

Seyn kann, aber nicht ſeyn muß — denn haben Sie nicht ſelbſt zugeſtanden, daß eine unwirkſam gebliebene gute That ihrem moraliſchen Werth Nichts benehme?

„Nicht bloß zugeſtanden, ſondern als höchſt nothwendig feſtgeſezt! — Wie ſchwer ſind Sie doch von einer irrigen Vorſtellung zurückzubringen, die ſich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieſer anſcheinende Widerſpruch, daß die äußeren

Folgen einer moraliſchen That für ihren Werth höchſt gleich- gültig ſeyn, und daß der ganze Zweck ſeines Daſeyns den- noch nur in ſeinen Folgen nach Außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuoſe ſpiele vor einer zahlreichen, aber rohen Geſellſchaft, ein Stümper komme dazwiſchen und entführe ihm ſeinen ganzen Hörſaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?“

Den Virtuoſen, verſteht ſich; denn derſelbe Künſtler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er Dieſes wohl, wenn er die Kunſt nicht beſäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?“

Schwerlich.

„Und wird ſein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größere bei ſeinem größern Haufen, wollen ſie ſagen? Können Sie im Ernſte zweifelhaft ſeyn, ob ein Künſtler, der ſeinen Kreis fühlender Menſchen und geiſtreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in ſeinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele ſich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß ſie ſich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anſchloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufſezte? — Auch jener Stümper, Das räume ich ein, kann fröhliche Menſchen machen — auch der Menſch, der ſeine moraliſche Krone verlor, wird noch wirken, eben ſo wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer ſeyn kann; aber ſie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.“

Laſſen Sie aber jenen Künſtler in einer Wüſte ſpielen, dort leben und ſterben. Ich darf ſagen, ſeine Kunſt belohnt ihn; auch wo kein Ohr ſeine Töne auffängt, iſt er ſein eigner Hörer und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie ſeines Weſens. Dieß dürfen Sie aber nicht ſagen. Ihr Künſtler muß Hörer haben, oder er iſt umſonſt da geweſen.

„Ich verſtehe Sie“ — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moraliſches Weſen iſt in einer Wüſte; wo es lebt und webet, berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leiſtet, wär' es auch nur dieſe einzige, wiſſen wir, konnte nur dieſes Weſen und kein anderes leiſten, und es konnte dieſe Wirkung nur vermöge ſeiner ganzen Beſchaffenheit leiſten. Wenn unſer Virtuoſe auch nur Einmal zum Spielen gelangte, ſo geſtehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieſer Künſtler ſeyn mußte, der er war, daß er, um Dieſes zu ſeyn, gerade durch ſo viele Grade der Uebung und Kunſtfertigkeiten gegangen ſeyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß alſo ſein ganzes vorhergegangenes Künſtlerleben an dieſem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erſte Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödſinnigen ſpielte? Seine erſte That war die Gründung einer Republik, die noch jezt als die größte Erſcheinung in der Weltgeſchichte daſteht. Und ſo wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorſehung einen Menſchen ein ganzes Menſchenalter lang ſchweigend einer That zubereitet hätte, die ſie ihm erſt in ſeiner lezten Stunde abfordert.“

So ſcheinbar Dieſes klingt — mein Herz kann ſich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Beſtrebungen des Menſchen nur für ſeinen Einfluß in dieſer Zeitlichkeit

arbeiten ſollen. Der große patriotiſche erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder geſtürzt wird, trägt alle ſeine erworbenen Kenntniſſe, ſeine geübten Kräfte, ſeine zeitigenden Plane in ſein vergeſſenes Privatleben hinein, worin er ſtirbt. Vielleicht hatte er nur noch den lezten Stein an die Pyramide zu ſetzen, die hinter ihm zuſammenſtürzt, die ſeine Nachfolger ganz von dem unterſten Steine wieder anfangen müſſen. Mußte er in fünfzig Lebensjahren, mußte er während ſeiner anſtrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille ſeines Privatlebens ſammeln? Daß er durch dieſe Verwaltung ſeine Pflichten erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in dieſe Welt die ganze Beſtimmung des Menſchen erſchöpft, ſo muß ſein Daſeyn zugleich mit ſeiner Wirkung aufhören.

„Ich verweiſe Sie an das ſprechende Beiſpiel der phyſiſchen Natur, von der Sie mir doch einräumen müſſen, daß ſie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die ſie mit ſo viel Kunſt und Sorgfalt zum künftigen Leben zuſammenſezte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum ſezte ſie ſie zuſammen? In jedem Menſchenpaare ſchläft, wie in dem erſten, ein ganzes Menſchengeſchlecht; warum ließ ſie aus ſo viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß ſie auch dieſe verderbenden Keime verarbeitet, ſo gewiß werden auch alle moraliſchen Weſen, bei denen ſie einen höhern Zweck zu verlaſſen ſchien, früher oder ſpäter in denſelbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie ſie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindiſche Anmaßung verrathen. Oft, ſehen wir, läßt ſie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den ſie drei Jahrtauſende nachher eben ſo

plötzlich wieder aufnimmt, verſenkt in Calabrien die Künſte und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um ſie vielleicht im dreißigſten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menſchenalter lang geſunde Nomadenhorden auf den tartariſchen Steppen, um ſie einſt dem ermattenden Süden als friſches Blut zuzuſenden, wie ſie auf ihrem phyſiſchen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küſten wirft, um vielleicht eine Inſel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an ſolchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längſt nicht mehr iſt, an einem genievollen Sohne Wunder! Wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabſchrift zu verdienen, die in die Seele eines ſpäten Nachkömmlings einen Feuerſtrahl werfen ſoll! — Weil vor Jahrhunderten ein verſcheuchter Vogel auf ſeinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüſten Eiland eine Ernte — und ein moraliſcher Keim ging in einem ſo furchtbaren Erdreich verloren!“

O beſter Prinz! Ihre Beredſamkeit begeiſtert mich zum Kampfe gegen Sie ſelber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühlloſen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Weſen — und dieſer unendliche Genuß, dieſes Mahl von Vollkommenheit ſollte durch die ganze Ewigkeit leer ſtehen!

„Sonderbar!“ ſagte der Prinz nach einer tiefen Stille; „worauf Sie und Andere ihre Hoffnungen gründen, eben Das hat die meinigen umgeſtürzt — eben dieſe geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht Alles ſo in ſich

beſchloſſen, ſäh' ich auch nur einen einzigen verunſtalteten Splitter aus dieſem ſchönen Kreiſe herausragen, ſo würde mir das die Unſterblichkeit beweiſen. Aber Alles, was ich ſehe und bemerke, fällt zu dieſem ſichtbaren Mittelpunkt zurück, und unſre edelſte Geiſtigkeit iſt eine ſo ganz unentbehrliche Maſchine, dieſes Rad der Vergänglichkeit zu treiben.“

Ich begreife Sie nicht, gnädigſter Prinz. Ihre eigne Philoſophie ſpricht Ihnen das Urtheil; wahrlich, Sie ſind dem reichen Manne gleich, der bei allen ſeinen Schätzen darbt. Sie geſtehen, daß der Menſch Alles in ſich ſchließe, um glücklich zu ſeyn, daß er ſeine Glückſeligkeit nur allein durch Das erhalten könne was er beſitzt, und Sie ſelbſt wollen die Quelle ihres Unglücks außer ſich ſuchen. Sind Ihre Schlüſſe wahr, ſo iſt es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunſche über dieſen Ring hinausſtreben, in welchem Sie den Menſchen gefangen halten.

„Das eben iſt das Schlimme, daß wir nur moraliſch vollkommen, nur glückſelig ſind, um brauchbar zu ſeyn, daß wir unſern Fleiß, aber nicht unſre Werke genießen. Hunderttauſend arbeitſame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zuſammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergözte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was iſt man dem Arbeiter ſchuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten ſeyn wird? Was dem Menſchen, wenn er nicht mehr zu brauchen iſt?“

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Weſen?“

Hier unterbrach uns ein Beſuch — und ſpät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebſter O., für dieſen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des

Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch ſeine Moralphiloſophie rechnen. Ich weiß, der Zuſtand ſeines Geiſtes iſt Ihnen wichtig, und ſeine Handlungen, weiß ich, ſind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum ſchrieb ich Alles auch getreulich nieder, was mir aus dieſer Unterredung im Gedächtniß geblieben iſt.

Nachſchrift.

Und auch ich bitte meine Leſer um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F*** ſo getreulich nachgeſchrieben habe. Wenn mir ſchon die Entſchuldigung, die Lezterer bei ſeinem Freund hatte, bei dem Leſer nicht zu Gute kommt, ſo hab' ich dafür eine andere, die der Baron F*** nicht hatte, und die mir bei dem Leſer Alles gelten muß. Der Baron F*** konnte nämlich nicht vorherſehen, was für Einfluß die Philoſophie des Prinzen einmal auf ſein künftiges Schickſal haben könnte, Das weiß ich aber; und darum ließ ich auch Alles weislich ſo ſtehen, wie ich's fand. Dem Leſer, der Geiſter hier zu ſehen gehofft hat, verſichere ich, daß noch welche kommen; aber er ſieht ſelbſt, daß ſie bei einem ſo ungläubigen Menſchen, als der Prinz von *** dermalen noch iſt, gar nicht angewandt ſeyn würden.

S.

Vom Erhabenen.

Zur weitern Ausführung einiger Kantiſchen Ideen.

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei deſſen Vorſtellung unſere ſinnliche Natur ihre Schranken, unſere vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir alſo phyſiſch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moraliſch, d. i. durch Ideen, erheben.

Nur als Sinnenweſen ſind wir abhängig, als Vernunftweſen ſind wir frei.

Der erhabene Gegenſtand gibt uns erſtlich: als Naturweſen unſere Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftweſen über die Natur ſowohl in uns als außer uns behaupten.

Wir ſind abhängig, in ſofern Etwas außer uns den Grund enthält, warum Etwas in uns möglich wird.

So lange die Natur außer uns den Bedingungen conform iſt, unter welchen Etwas in uns möglich wird, ſo lange können wir unſere Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derſelben bewußt werden, ſo muß die Natur mit Dem, was uns Bedürfniß und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich iſt, als ſtreitend vorgeſtellt werden, oder, was eben ſo viel ſagt, ſie muß ſich mit unſerm Treiben im Widerſpruch befinden.

Nun laſſen ſich alle Triebe, die in uns als Sinnenweſen wirkſam ſind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erſtlich beſitzen wir einen Trieb, unſern Zuſtand zu verändern, unſere Exiſtenz zu äußern, wirkſam zu ſeyn, was Alles

darauf hinausläuft, uns Vorſtellungen zu erwerben, alſo Vorſtellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweitens beſitzen wir einen Trieb, unſern Zuſtand zu erhalten, unſere Exiſtenz fortzuſetzen, was Trieb der Selbſterhaltung genannt wird.

Der Vorſtellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbſterhaltungstrieb auf Gefühle, alſo auf unſere Wahrnehmungen der Exiſtenz.

Wir ſtehen alſo durch dieſe zweierlei Triebe in zwiefacher Abhängigkeit von der Natur. Die erſte wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntniſſen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn ſie den Bedingungen widerſpricht, unter welchen es uns möglich iſt, unſere Exiſtenz fortzuſetzen. Ebenſo behaupten wir durch unſre Vernunft eine zwiefache Unabhängigkeit von der Natur; erſtlich: indem wir (im Theoretiſchen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Praktiſchen) uns über Naturbedingungen hinwegſetzen und durch unſern Willen unſrer Begierde widerſprechen können. Ein Gegenſtand, bei deſſen Wahrnehmung wir das Erſte erfahren, iſt theoretiſch groß, ein Erhabenes der Erkenntniß; ein Gegenſtand, der uns die Unabhängigkeit unſers Willens zu empfinden gibt, iſt praktiſch groß, ein Erhabenes der Geſinnung.

Bei dem Theoretiſch-Erhabenen ſteht die Natur, als Objekt der Erkenntniß, im Widerſpruch mit dem Vorſtellungstriebe. Bei dem Praktiſch-Erhabenen ſteht ſie, als Objekt der Empfindung, im Widerſpruch mit dem Erhaltungstriebe. Dort wurde ſie bloß als ein Gegenſtand betrachtet, der unſere Erkenntniß erweitern ſollte; hier wird

ſie als eine Macht vorgeſtellt, die unſern eigenen Zuſtand beſtimmen kann. Kant nennt daher das Praktiſch-Erhabene das Erhabene der Macht, oder das Dynamiſch-Erhabene, im Gegenſatz von dem Mathematiſch-Erhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamiſch und mathematiſch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch dieſe Eintheilung erſchöpft ſey oder nicht, ſo habe ich die Eintheilung in das Theoretiſch- und Praktiſch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntniſſen von Naturbedingungen abhängig ſind, und dieſer Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwickelung des Theoretiſch-Erhabenen hinreichend ausgeführt werden.

Daß unſere Exiſtenz, als Sinnenweſen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht iſt, wird wohl kaum eines eigenen Beweiſes bedürfen. Sobald die Natur außer uns das beſtimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unſer phyſiſcher Wohlſtand gegründet iſt, ſo wird auch ſogleich unſere Exiſtenz in der Sinnenwelt, die an dieſem phyſiſchen Wohlſtande haftet, angefochten und in Gefahr geſezt. Die Natur hat alſo die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir exiſtiren, und damit wir dieſes zu unſerm Daſeyn ſo unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen ſollen, ſo iſt unſerm phyſiſchen Leben an dem Selbſterhaltungstriebe ein wachſamer Hüter, dieſem Triebe aber an dem Schmerze ein Warner gegeben worden. Sobald daher unſer phyſiſcher Zuſtand eine Veränderung erleidet, die ihn zu ſeinem Gegentheil zu beſtimmen droht, ſo erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbſterhaltung wird durch ihn zum Widerſtand aufgefordert.

Iſt die Gefahr von der Art, daß unſer Widerſtand vergeblich ſeyn würde, ſo muß Furcht entſtehen. Ein Objekt alſo, deſſen Exiſtenz den Bedingungen der unſrigen widerſtreitet, iſt, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachſen fühlen, ein Gegenſtand der Furcht, furchtbar.

Aber es iſt nur furchtbar für uns als Sinnenweſen, denn nur als ſolche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgeſetz nicht unterworfen iſt, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, Nichts zu befahren. Die Natur, vorgeſtellt als eine Macht, die zwar unſern phyſiſchen Zuſtand beſtimmen kann, aber auf unſern Willen keine Gewalt hat, iſt dynamiſch oder praktiſch erhaben.

Das Praktiſch-Erhabene unterſcheidet ſich alſo darin von dem Theoretiſch-Erhabenen, daß es den Bedingungen unſerer Exiſtenz, dieſes nur den Bedingungen der Erkenntniß widerſtreitet. Theoretiſch-erhaben iſt ein Gegenſtand, in ſofern er die Vorſtellung der Unendlichkeit mit ſich führt, deren Darſtellung ſich die Einbildungskraft nicht gewachſen fühlt. Praktiſch-erhaben iſt ein Gegenſtand, in ſofern er die Vorſtellung einer Gefahr mit ſich führt, welche zu beſiegen ſich unſere phyſiſche Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Verſuch, uns der Gewalt des zweiten zu widerſetzen. Ein Beiſpiel des Erſten iſt der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beiſpiel des Zweiten. Ein ungeheurer Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Bückt er ſich zu uns herab, ſo wird er ſich in ein Erhabenes der Geſinnung verwandeln. Beide haben aber wieder Das mit einander gemein, daß ſie gerade durch ihren Widerſpruch mit den Bedingungen unſers Daſeyns und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine

dieſer Bedingungen ſich gebunden fühlt; eine Kraft alſo, die einerſeits ſich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andrerſeits für ihre Unabhängigkeit Nichts fürchtet und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr ſinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen ſollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß unſerer Vernunftkraft haben, ſo ſtehen ſie doch in einem ganz verſchiedenen Verhältniß zu unſrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterſchied ſowohl der Stärke als des Intereſſe zwiſchen ihnen begründet.

Das Theoretiſch-Erhabene widerſpricht dem Vorſtellungstrieb, das Praktiſch-Erhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem Erſten wird nur eine einzelne Aeußerung der ſinnlichen Vorſtellungskraft, bei dem Zweiten aber wird der lezte Grund aller möglichen Aeußerungen deſſelben, nämlich die Exiſtenz, angefochten.

Nun iſt zwar jedes mißlingende Beſtreben nach Erkenntniß mit Unluſt verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widerſprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann dieſe Unluſt nie ſteigen, ſo lange wir unſere Exiſtenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer ſolchen Erkenntniß unabhängig wiſſen, und unſere Selbſtachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenſtand aber, der den Bedingungen unſers Daſeyns widerſtreitet, der in der unmittelbaren Empfindung S c h m e r z erregen würde, erregt in der Vorſtellung S c h r e c k e n; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft ſelbſt ganz andere Anſtalten treffen, als ſie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unſere Sinnlichkeit iſt alſo bei dem f u r c h t b a r e n Gegenſtand ganz anders intereſſirt als

bei dem unendlichen; denn der Trieb der Selbſterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorſtellungstrieb. Es iſt ganz etwas Anderes, ob wir um den Beſitz einer einzelnen Vorſtellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorſtellungen unſre Exiſtenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daſeyn ſelbſt oder für eine einzelne Aeußerung deſſelben zu fürchten haben.

Eben deßwegen aber, weil der furchtbare Gegenſtand unſre ſinnliche Natur gewaltſamer angreift als der unendliche, ſo wird auch der Abſtand zwiſchen dem ſinnlichen und überſinnlichen Vermögen dabei um ſo lebhafter gefühlt, ſo wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüths deſto hervorſtechender. Da nun das ganze Weſen des Erhabenen auf dem Bewußtſeyn dieſer unſrer Vernunftfreiheit beruht, und alle Luſt am Erhabenen gerade nur auf dieſes Bewußtſeyn ſich gründet, ſo folgt von ſelbſt (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der äſthetiſchen Vorſtellung lebhafter und angenehmer rühren müſſe, als das Unendliche, und daß alſo das Praktiſch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen ſehr großen Vorzug vor dem Theoretiſchen voraus habe.

Das Theoretiſch-Große erweitert eigentlich nur unſre Sphäre, das Praktiſch-Große, das Dynamiſch-Erhabene unſre Kraft. — Unſere wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das Leztere; denn es iſt ganz etwas Anderes, in der bloßen Handlung des Vorſtellens und in ſeinem ganzen innern Daſeyn ſich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als ſich über das Schickſal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggeſezt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menſchen als Sinnenweſen näher an, als die

Sorge für ſeine Exiſtenz, und keine Abhängigkeit iſt ihm drückender als dieſe, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über ſein Daſeyn zu gebieten hat. Und von dieſer Abhängigkeit fühlt er ſich frei bei Betrachtung des Praktiſch-Erhabenen.

„Die unwiderſtehliche Macht der Natur,“ ſagt Kant, „gibt uns, als Sinnenweſen betrachtet, zwar unſre Unmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf ſich eine Selbſterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige iſt, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menſchheit in unſrer Perſon unerniedrigt bleibt, obgleich der Menſch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf ſolche Weiſe — fährt er fort — wird die furchtbare Macht der Natur äſthetiſch von uns als erhaben beurtheilt, weil ſie unſre Kraft, die nicht Natur iſt, in uns aufruft, um alles Dasjenige, wofür wir als Sinnenweſen beſorgt ſind, Güter, Geſundheit und Leben als klein anzuſehen, und deßwegen auch jene Macht der Natur — der wir in Anſehung dieſer Güter allerdings unterworfen ſind — für uns und unſre Perſönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unſere höchſten Grundſätze und deren Behauptung oder Veranlaſſung ankäme. Alſo — endigt er — heißt die Natur hier erhaben, weil ſie die Einbildungskraft zu Darſtellung derjenigen Fülle erhebt, in denen das Gemüth ſich die eigene Erhabenheit ſeiner Beſtimmung fühlbar machen kann.

Dieſe Erhabenheit unſerer Vernunftbeſtimmung, dieſe unſre praktiſche Unabhängigkeit von der Natur, muß von

derjenigen Ueberlegenheit wohl unterſchieden werden, die wir entweder durch unſere körperlichen Kräfte oder durch unſern Verſtand über ſie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wiſſen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an ſich hat. Ein Menſch z. B., der mit einem wilden Thiere ſtreitet und es durch die Stärke ſeines Armes oder auch durch Liſt überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, deſſen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menſchliche Verſtand aus einem ſchädlichen Gegenſtand ſogar in einen nützlichen verwandelt, indem er ſeinen Ueberfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wäſſert; ein Schiff auf dem Meere, das durch ſeine künſtliche Einrichtung im Stande iſt, allem Ungeſtüm des wilden Elements zu trotzen: kurz, alle diejenigen Fälle, wo der Menſch durch ſeinen erfinderiſchen Verſtand die Natur auch da, wo ſie ihm an Macht überlegen und zu ſeinem Untergang gewaffnet iſt, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und ſeinen Zwecken zu dienen — alle dieſe Fälle, ſage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob ſie gleich etwas Analoges damit haben, und deßwegen auch in der äſthetiſchen Beurtheilung gefallen. Warum ſind ſie aber nicht erhaben, da ſie doch die Ueberlegenheit des Menſchen über die Natur vorſtellig machen?

Wir müſſen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin ſich der Grund leicht entdecken laſſen wird. Zufolge dieſes Begriffs iſt nur derjenige Gegenſtand, gegen den wir als Naturweſen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftweſen, als nicht zur Natur gehörige Weſen, abſolut unabhängig fühlen, erhaben. Alle natürlichen Mittel alſo, die der Menſch anwendet, um der Naturmacht zu widerſtehen, ſind durch dieſen Begriff des Erhabenen

ausgeſchloſſen; denn dieſer Begriff verlangt ſchlechterdings, daß wir dem Gegenſtande als Naturweſen nicht gewachſen ſeyn ſollen, daß wir uns aber durch Das, was in uns nicht Natur iſt (und Dieß iſt nichts Anderes als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen ſollen. Nun ſind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Menſch der Natur überlegen wird (Geſchicklichkeit, Liſt und phyſiſche Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm alſo als Naturweſen zu; er widerſteht alſo dieſen Gegenſtänden nicht als Intelligenz, ſondern als Sinnenweſen, nicht moraliſch durch ſeine innere Freiheit, ſondern phyſiſch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deßwegen dieſen Gegenſtänden nicht, ſondern er iſt ihnen ſchon als Sinnenweſen überlegen. Wo er aber mit ſeinen phyſiſchen Kräften ausreicht, da iſt Nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu ſeinem intelligenten Selbſt, zu der innern Selbſtthätigkeit ſeiner Vernunftkräfte, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird alſo ſchlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem phyſiſchen Widerſtehungsmittel völlig verlaſſen ſehen, und in unſerem nichtphyſiſchen Selbſt dagegen Hülfe ſuchen. Furchtbar muß alſo ein ſolcher Gegenſtand für unſre Sinnlichkeit ſeyn, und Das iſt er nicht mehr, ſobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachſen fühlen.

Auch wird Dieſes von der Erfahrung beſtättigt. Die mächtigſte Naturkraft iſt in eben dem Grade weniger erhaben, als ſie von dem Menſchen gebändigt erſcheint, und ſie wird wieder ſchnell erhaben, ſobald ſie die Kunſt des Menſchen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herum läuft, iſt uns, als eine uns überlegene Naturkraft, furchtbar, und kann einen

Gegenſtand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieſes Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen geſpannt, verliert ſeine Furchtbarkeit, und mit ihm auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieſes gebändigte Pferd ſeine Zügel, bäumt es ſich entrüſtet unter ſeinem Reiter, gibt es ſich ſeine Freiheit gewaltſam wieder, ſo iſt ſeine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs Neue erhaben.

Die phyſiſche Ueberlegenheit des Menſchen über die Naturkräfte iſt alſo ſo wenig ein Grund des Erhabenen, daß ſie faſt überall, wo ſie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenſtandes ſchwächt und ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menſchlichen Geſchicklichkeit verweilen, die ſich die wildeſten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat; aber die Quelle dieſes Vergnügens iſt logiſch und nicht äſthetiſch; es iſt eine Wirkung des Nachdenkens, und wird nicht durch unmittelbare Vorſtellung eingeflößt.

Praktiſch-erhaben iſt alſo die Natur nirgends, als wo ſie furchtbar iſt. Aber nun entſteht die Frage: Iſt Dieß auch umgekehrt ſo? Iſt ſie überall, wo ſie furchtbar iſt, auch praktiſch-erhaben?

Hier müſſen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So ein weſentliches Erforderniß es dazu iſt, daß wir uns als Sinnenweſen von dem Gegenſtande abhängig fühlen, ſo weſentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftweſen von demſelben unabhängig fühlen. Wo das Erſte nicht iſt, wo der Gegenſtand gar nichts Furchtbares für unſere Sinnlichkeit hat, da iſt keine Erhabenheit möglich. Wo das Zweite fehlt, wo er bloß furchtbar iſt, wo wir uns ihm als Vernunftweſen nicht überlegen fühlen, da iſt ſie eben ſo wenig möglich.

Innere Gemüthsfreiheit gehört ſchlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben ſeyn, daß es unſre Unabhängigkeit, unſre Gemüthsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernſtliche Furcht alle Gemüthsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß alſo zwar furchtbar ſeyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht iſt ein Zuſtand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf alſo das furchtbare Objekt ſeine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn Dieß geſchieht, ſo muß unſer Geiſt frei bleiben, indem unſre Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieſer leztere Fall iſt aber höchſt ſelten und erfordert eine Erhebung der menſchlichen Natur, die kaum in einem Subjekte als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir ſelbſt der Gegenſtand einer feindſeligen Naturmacht ſind, da iſt es um die äſthetiſche Beurtheilung geſchehen. So erhaben ein Meerſturm, vom Ufer aus betrachtet, ſeyn mag, ſo wenig mögen Die, welche auf dem Schiffe ſich befinden, das von demſelben zertrümmert wird, aufgelegt ſeyn, dieſes äſthetiſche Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es alſo bloß mit dem erſten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar ſeine Macht ſehen läßt, aber ſie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demſelben ſicher wiſſen. Wir verſetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo dieſe Macht uns ſelbſt treffen könnte, und aller Widerſtand vergeblich ſeyn würde. Das Schreckliche iſt alſo bloß in der Vorſtellung. Aber auch

ſchon die bloße Vorſtellung der Gefahr bringt, wenn ſie einigermaßen lebhaft iſt, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas Dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt ſich, unſere Sinnlichkeit wird empört. Und ohne dieſen Anfang des wirklichen Leidens, ohne dieſen ernſtlichen Angriff auf unſre Exiſtenz würden wir bloß mit dem Gegenſtande ſpielen; und es muß Ernſt ſeyn, wenigſtens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen ſoll. Auch kann das Bewußtſeyn unſrer innern Freiheit nur inſofern einen Werth haben und Etwas gelten, als es damit Ernſt iſt; es kann aber nicht damit Ernſt ſeyn, wenn wir mit der Vorſtellung der Gefahr bloß ſpielen.

Ich habe geſagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müſſen, wenn das Furchtbare uns gefallen ſoll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen ſich der Menſch niemals ſicher wiſſen kann, und die in der Vorſtellung doch erhaben ſeyn können, und es auch wirklich ſind. Der Begriff der Sicherheit kann alſo nicht darauf eingeſchränkt werden, daß man ſich der Gefahr phyſiſch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohl befeſtigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die ſtürmende See hinab ſieht. Hier freilich gründet ſich die Furchtloſigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man ſeine Sicherheit vor dem Schickſal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor ſchmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verluſten, vor dem Tode gründen? Hier iſt gar kein phyſiſcher Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schickſal in ſeiner

Furchtbarkeit denken, ſo müſſen wir uns zugleich ſagen, daß wir derſelben nichts weniger als entzogen ſind.

Es gibt alſo einen zwiefachen Grund der Sicherheit. Vor ſolchen Uebeln, denen zu entfliehen in unſerem phyſiſchen Vermögen ſteht, können wir äußere phyſiſche Sicherheit haben; vor ſolchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Wege nicht zu widerſtehen, noch auszuweichen im Stande ſind, können wir bloß innere oder moraliſche Sicherheit haben. Dieſer Unterſchied iſt ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unſre Sinnlichkeit, ohne alle Beziehung auf unſern innern oder moraliſchen Zuſtand. Es wird daher auch gar Nichts dazu erfordert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man ſich in dieſer phyſiſchen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menſchen eine bei weitem größere Einſtimmigkeit der Urtheile über das Erhabene ſolcher Objekte, deren Anblick mit dieſer phyſiſchen Sicherheit verbunden iſt, als derjenigen, vor denen man nur moraliſche Sicherheit hat. Die Urſache iſt in die Augen fallend. Phyſiſche Sicherheit kommt Jedem auf gleiche Art zu gut; moraliſche hingegen ſezt einen Gemüthszuſtand voraus, der nicht in allen Subjekten ſich findet. Aber weil dieſe phyſiſche Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, ſo hat ſie für ſich ſelbſt Nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß iſt bloß negativ, indem ſie bloß verhindert, daß der Selbſterhaltungstrieb nicht aufgeſchreckt und die Gemüthsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders iſt es mit der innern oder moraliſchen Sicherheit. Dieſe iſt zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (ſonſt wäre ſie ſelbſt erhaben), aber ſie iſt es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft.

Wir ſehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir

uns der Macht deſſelben über uns, als Naturweſen, entweder durch das Bewußtſeyn unſrer Unſchuld oder durch den Gedanken an die Unzerſtörbarkeit unſers Weſens entzogen fühlen. Dieſe moraliſche Sicherheit poſtulirt alſo, wie wir ſehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral, ſtellt Beruhigungsgründe für unſre Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorſchrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rückſicht auf das Intereſſe unſrer Sinnlichkeit; die Religion aber iſt es, die zwiſchen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Ausſöhnung, eine Uebereinkunft zu ſtiften ſucht. Zur moraliſchen Sicherheit reicht es alſo gar nicht hin, daß wir eine moraliſche Geſinnung beſitzen, ſondern es wird noch dazu erfordert, daß wir die Natur in Einſtimmung mit dem Moralgeſetz, oder was hier einerlei iſt, daß wir ſie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftweſens denken. Der Tod z. B. iſt ein ſolcher Gegenſtand, vor dem wir nur moraliſche Sicherheit haben. Die lebhafte Vorſtellung aller Schreckniſſe des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meiſten Menſchen, weil die meiſten doch weit mehr Sinnenweſen als Vernunftweſen ſind, durchaus unmöglich machen, mit dieſer Vorſtellung ſo viel Ruhe zu verbinden, als zu einem äſthetiſchen Urtheil erfordert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unſterblichkeit, auch noch ſelbſt für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß Dieß nicht ſo verſtehen, als ob die Vorſtellung des Todes, wenn ſie mit Erhabenheit verbunden iſt, dieſe Erhabenheit durch die Idee der Unſterblichkeit erhielte. — Nichts weniger! — Die Idee der Unſterblichkeit,

ſo wie ich ſie hier annehme, iſt ein Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſre Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen ſoll, die Sinnlichkeit mit ihren Forderungen ſchlechterdings abgewieſen worden ſeye, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu ſuchen ſeyn müſſe. Diejenige Idee der Unſterblichkeit alſo, wobei die Sinnlichkeit gewiſſermaßen noch ihre Rechnung findet (wie ſie in allen poſitiven Religionen aufgeſtellt iſt), kann gar nichts dazu beitragen, die Vorſtellung des Todes zu einem erhabenen Gegenſtand zu machen. Vielmehr muß dieſe Idee nur gleichſam im Hintergrunde ſtehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn dieſe ſich allen Schreckniſſen der Zernichtung troſt- und wehrlos bloßgeſtellt fühlte und unter dieſem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird dieſe Idee der Unſterblichkeit aber die herrſchende im Gemüth, ſo verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verſchwindet. Die Gottheit, vorgeſtellt in ihrer Allwiſſenheit, die alle Krümmungen des menſchlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unſer phyſiſches Schickſal in ihrer Gewalt hat, iſt eine furchtbare Vorſtellung und kann deßhalb zu einer erhabenen Vorſtellung werden. Vor den Wirkungen dieſer Macht können wir keine phyſiſche Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich iſt, derſelben auszuweichen und Widerſtand zu thun. Alſo bleibt uns nur moraliſche Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieſes Weſens und auf unſre Unſchuld gründen. Wir ſehen die ſchreckhaften Erſcheinungen, durch welche ſie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtſeyn unſrer Schuldloſigkeit uns davor

ſicher ſtellt. Dieſe moraliſche Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorſtellung dieſer grenzenloſen, unwiderſtehlichen und allgegenwärtigen Macht unſre Gemüthsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo dieſe dahin iſt, da iſt das Gemüth zu keiner äſthetiſchen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Urſache des Erhabenen nicht ſeyn, weil dieſes Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moraliſchen Gründen beruht, doch zulezt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt, und den Trieb der Selbſterhaltung befriedigt, das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unſerer Triebe ſich gründet. Soll die Vorſtellung der Gottheit praktiſch (dynamiſch) erhaben werden, ſo dürfen wir das Gefühl unſerer Sicherheit nicht auf unſer Daſeyn, ſondern auf unſre Grundſätze beziehen. Es muß uns gleichgültig ſeyn, wie wir als Naturweſen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftweſen ſelbſt von der Allmacht unabhängig, inſofern ſelbſt die Allmacht unſre Autonomie nicht aufheben, unſern Willen nicht gegen unſre Grundſätze beſtimmen kann. Nur inſofern alſo, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unſre Willensbeſtimmungen abſprechen, iſt die Vorſtellung ihrer Macht dynamiſch-erhaben.

In ſeinen Willensbeſtimmungen ſich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts Anderes, als ſich bewußt ſeyn, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unſern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, ſo kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit beſtimmen. Wir ſprechen ihr alſo inſofern bloß den Einfluß auf unſern Willen ab,

als wir uns bewußt ſind, daß ſie durch nichts Anderes, als durch ihre Einſtimmigkeit mit dem reinen Vernunftgeſetz in uns, alſo nicht durch die Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinſicht auf ihre Macht in unſere Willensbeſtimmungen einfließen könne. Unſere Vernunft verehrt in der Gottheit Nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch Nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und auch dieſe nur inſofern, als ſie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Geſetze erkennt. Es ſteht aber nicht in der göttlichen Willkür, unſere Geſinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, ſondern Das wird durch unſer Betragen beſtimmt. In dem einzigen Falle alſo, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hangen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit alſo, vorgeſtellt als eine Macht, die unſere Exiſtenz zwar aufheben, aber ſo lange wir dieſe Exiſtenz noch haben, auf die Handlungen unſerer Vernunft keinen Einfluß äußern kann, iſt dynamiſch-erhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns dieſe Vorſtellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in ſich. *

---

* „Wider dieſe Auflöſung des Begriffs vom Dynamiſch-Erhabenen," ſagt Kant, „ſcheint zu ſtreiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. ſ. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzuſtellen pflegen, wobei es von unſerer Seite Thorheit ſowohl als Frevel ſeyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer ſolchen Macht einzubilden. Hier ſcheint kein Gefühl der Erhabenheit unſrer eigenen Natur, ſondern vielmehr Niedergeſchlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsſtimmung zu ſeyn, die ſich für die Erſcheinung eines ſolchen Gegenſtandes ſchickt. In der Religion überhaupt ſcheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirſchten angſtvollen

Der Gegenſtand des Praktiſch-Erhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar ſeyn; unſerem phyſiſchen Zuſtand muß ein Uebel drohen, und die Vorſtellung der Gefahr muß den Selbſterhaltungstrieb in Bewegung ſetzen.

Unſer intelligibles Selbſt, dasjenige in uns, was nicht Natur iſt, muß ſich bei jeder Affektion des Erhaltungstriebs von dem ſinnlichen Theil unſers Weſens unterſcheiden, und ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeiner Unabhängigkeit von Allem, was die phyſiſche Natur treffen kann, kurz ſeiner Freiheit ſich bewußt werden.

Dieſe Freiheit iſt aber ſchlechterdings nur moraliſch, nicht phyſiſch. Nicht durch unſere natürlichen Kräfte, nicht durch unſern Verſtand, nicht als Sinnenweſen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenſtand überlegen fühlen; denn da würde unſere Sicherheit immer nur durch phyſiſche Urſachen, alſo empiriſch, bedingt ſeyn, und alſo immer noch eine

---

Gebärden das einzig ſchickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu ſeyn, welches daher auch die meiſten Völker angenommen haben. Aber" — fährt er fort — „dieſe Gemüthsſtimmung iſt mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bei Weitem nicht ſo nothwendig verbunden. Der Menſch, der ſich ſeiner Schuld bewußt iſt, und alſo Urſache hat, ſich zu fürchten, iſt in gar keiner Gemüthsſtimmung, um eine göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn ſein Gewiſſen rein iſt, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, ſofern er durch das Gefühl ſeiner eigenen erhabenen Geſinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieſer Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superſtition bloße Furcht und Angſt vor der Gottheit fühlt, ohne ſie hochzuſchätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunſtbewerbung und Einſchmeichlung entſtehen kann." (Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.)

Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Es muß uns vielmehr völlig gleichgültig ſeyn, wie wir als Sinnenweſen dabei fahren, und bloß darin muß unſere Freiheit beſtehen, daß wir unſern phyſiſchen Zuſtand, der durch die Natur beſtimmt werden kann, gar nicht zu unſerm Selbſt rechnen, ſondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unſere moraliſche Perſon keinen Einfluß hat.

Groß iſt, wer das Furchtbare überwindet; erhaben iſt, wer es, auch ſelbſt unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretiſch-groß, da er ſich über die unwegſamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktiſch-groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er ſeine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukaſus angeſchmiedet, ſeine That nicht bereute, und ſein Unrecht nicht eingeſtand.

Groß kann man ſich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktiſch-erhaben iſt alſo jeder Gegenſtand, der uns zwar unſere Unmacht, als Naturweſen, zu bemerken gibt — zugleich aber ein Widerſtehungsvermögen von ganz anderer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unſerer phyſiſchen Exiſtenz die Gefahr nicht entfernt, aber (was unendlich mehr iſt) unſere phyſiſche Exiſtenz ſelbſt von unſerer Perſönlichkeit abſondert. Es iſt alſo keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, ſondern eine idealiſche, und über alle möglichen Fälle ſich erſtreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorſtellung des Erhabenen bewußt werden. Dieſes gründet ſich alſo ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden

Gefahr, ſondern auf Wegräumung der leztern Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den ſinnlichen Theil unſers Weſens, der allein der Gefahr unterworfen iſt, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unſere wahre Perſon, unſer moraliſches Selbſt, gar nichts angeht.

Nach Feſtſetzung des Begriffs vom Praktiſch-Erhabenen ſind wir im Stande, es nach Verſchiedenheit der Gegenſtände, durch die es erregt wird, und nach Verſchiedenheit der Verhältniſſe, in welchen wir zu dieſen Gegenſtänden ſtehen, unter Klaſſen zu bringen.

In der Vorſtellung des Erhabenen unterſcheiden wir Dreierlei. Erſtlich: einen Gegenſtand der Natur, als Macht; zweitens: eine Beziehung dieſer Macht auf unſer phyſiſches Widerſtehungsvermögen; drittens: eine Beziehung derſelben auf unſere moraliſche Perſon. Das Erhabene iſt alſo die Wirkung dreier auf einander folgender Vorſtellungen: 1) einer objektiven phyſiſchen Macht, 2) unſerer ſubjektiven phyſiſchen Macht, 3) unſerer ſubjektiven moraliſchen Uebermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorſtellung des Erhabenen dieſe drei Beſtandtheile weſentlich und nothwendig ſich vereinigen müſſen, ſo iſt es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorſtellung derſelben gelangen, und darauf gründet ſich nun ein zwiefacher Hauptunterſchied des Erhabenen der Macht.

1) Entweder wird bloß ein Gegenſtand als Macht die objektive Urſache des Leidens, aber nicht das Leiden ſelbſt in der Anſchauung gegeben, und es iſt das urtheilende Subjekt, welches die Vorſtellung des Leidens in ſich erzeugt und den gegebenen Gegenſtand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht und durch

Beziehung auf ſeine moraliſche Perſon in ein Erhabenes verwandelt;

2) Oder außer dem Gegenſtand als Macht wird zugleich ſeine Furchtbarkeit für den Menſchen, das Leiden ſelbſt objektiv vorgeſtellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf ſeinen moraliſchen Zuſtand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der erſten Klaſſe iſt contemplativ, ein Objekt der zweiten patheti ſch-erhaben.

I. Das Kontemplativ-Erhabene der Macht.

Gegenſtände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unſerigen weit überlegen iſt, im Uebrigen aber es uns ſelbſt anheim ſtellen, ob wir eine Anwendung davon auf unſern phyſiſchen Zuſtand oder auf unſere moraliſche Perſon machen wollen, ſind bloß kontemplativ-erhaben. Ich nenne ſie deßwegen ſo, weil ſie das Gemüth nicht ſo gewaltſam ergreifen, daß es nicht in einem Zuſtande ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Contemplativ-Erhabenen kommt auf die Selbſtthätigkeit des Gemüths das Meiſte an, weil von Außen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwei anderen aber von dem Subjekt ſelbſt erfüllt werden müſſen. Aus dieſem Grunde iſt das Contemplativ-Erhabene weder von ſo intenſiv ſtarker, noch von ſo ausgebreiteter Wirkung als das Pathetiſch-Erhabene. Nicht von ſo ausgebreiteter: weil nicht alle Menſchen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorſtellung der Gefahr in ſich hervorzubringen, nicht Alle ſelbſtſtändige moraliſche Kraft genug haben, um

einer ſolchen Vorſtellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von ſo ſtarker Wirkung, weil die Vorſtellung der Gefahr, auch wenn ſie noch ſo lebhaft erweckt wird, in dieſem Falle doch immer freiwillig iſt, und das Gemüth leichter über eine Vorſtellung Meiſter bleibt, die es ſelbſtthätig erzeugte. Das Contemplativ-Erhabene verſchafft daher einen geringern, aber auch weniger gemiſchten Genuß.

Die Natur gibt zum Contemplativ-Erhabenen Nichts her, als einen Gegenſtand der Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menſchheit zu machen der Einbildungskraft überlaſſen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groß oder klein iſt, den die Phantaſie an Hervorbringung dieſes Furchtbaren hat, je nachdem ſie ihr Geſchäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verſchieden ausfallen.

Ein Abgrund, der ſich zu unſern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felſenmaſſe, die über uns herabhangt, als wenn ſie eben niederſtürzen wollte, ein Sturm auf dem Meer, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberſchwemmung und dergleichen, ſind ſolche Mächte der Natur, gegen welche unſer widerſtehendes Vermögen für Nichts zu rechnen iſt, und die mit unſerer phyſiſchen Exiſtenz doch im Widerſpruche ſtehen. Selbſt gewiſſe idealiſche Gegenſtände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die ſtill, aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren ſtrengem Geſetze kein Naturweſen ſich entziehen kann, ſelbſt die moraliſche Idee der Pflicht, die ſich nicht ſelten gegen unſere phyſiſche Exiſtenz als eine feindliche Macht verhält, ſind furchtbare Gegenſtände, ſobald die Einbildungskraft ſie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und ſie werden erhaben, ſobald die

Vernunft ſie auf ihre höchſten Geſetze anwendet. Weil aber in allen dieſen Fällen die Phantaſie erſt das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bei uns ſteht, eine Idee zu unterdrücken, die unſer eignes Werk iſt, ſo gehören dieſe Gegenſtände in die Klaſſe des Contemplativ-Erhabenen.

Aber die Vorſtellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Exiſtenz dieſer Dinge mit unſerer phyſiſchen Exiſtenz in eine Vorſtellung zu verknüpfen, ſo iſt das Furchtbare da. Die Phantaſie braucht aus ihren eigenen Mitteln Nichts hineinzulegen, ſondern ſie hält ſich nur an Das, was ihr gegeben iſt.

Aber nicht ſelten werden an ſich gleichgültige Gegenſtände der Natur, durch Dazwiſchenkunft der Phantaſie, ſubjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es iſt die Phantaſie ſelbſt, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, ſondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erſchafft. Dieß iſt der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbeſtimmten.

Dem Menſchen, im Zuſtand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundenſten wirkt, iſt Alles ſchreckhaft, was ungewöhnlich iſt. In jeder unerwarteten Erſcheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen ſein Daſeyn gerüſtet iſt, und der Erhaltungstrieb iſt in dieſer Periode ſein unumſchränkter Gebieter, und weil dieſer Trieb ängſtlich und feig iſt, ſo iſt die Herrſchaft deſſelben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieſer Epoche ſich bildet, iſt daher ſchwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen dieſen feindſeligen finſtern Charakter. Man findet den Menſchen früher

bewaffnet als bekleidet, und ſein erſter Griff iſt an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küſte führte, der Diana zu opfern, hat ſchwerlich einen andern Urſprung als die Furcht; denn ſo verwildert iſt nur der ſchief gebildete, nicht der ungebildete Menſch, daß er gegen Dasjenige wüthete, was ihm nicht ſchaden kann.

Dieſe Furcht vor Allem, was außerordentlich iſt, verliert ſich nun zwar im Zuſtande der Kultur, aber nicht ſo ganz, daß in der äſthetiſchen Betrachtung der Natur, wo ſich der Menſch dem Spiel der Phantaſie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrig bleiben ſollte. Das wiſſen die Dichter ſehr gut, und unterlaſſen daher nicht, das Außerordentliche wenigſtens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit ſind an ſich ſehr gleichgültige Dinge, die ſich durch Nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen ſie ein Gefühl des Schreckens, oder verſtärken wenigſtens den Eindruck deſſelben, und ſind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grauſen über das Höllenreich erfüllen will, ſo macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille deſſelben aufmerkſam. Er nennt es loca nocte late tacentia, ſtillſchweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania Regna — leere Behauſungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Myſterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck geſehen, und dazu bediente man ſich beſonders auch des Stillſchweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft

einen freien Spielraum und ſpannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen ſoll. Bei Uebungen der Andacht iſt das Stillſchweigen einer ganzen verſammelten Gemeine ein ſehr wirkſames Mittel, der Phantaſie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feierliche Stimmung zu ſetzen. Selbſt der Volksaberglaube macht bei ſeinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Paläſten, die in Feenmährchen vorkommen, herrſcht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeſchichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges ſich darin regt. Auch die Einſamkeit iſt etwas Furchtbares, ſobald ſie anhaltend und unfreiwillig iſt, wie z. B. die Verbannung auf eine unbewohnte Inſel. Eine weit ausgebreitete Wüſte, ein einſamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenloſen See ſind lauter Vorſtellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunſt zum Erhabenen zu gebrauchen ſind. Hier aber (bei der Einſamkeit) iſt doch ſchon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einſamkeit auch die Idee der Hülfloſigkeit mit ſich führt.

Noch weit geſchäftiger beweist ſich die Phantaſie, aus dem Geheimen, Unbeſtimmten und Undurchdringlichen einen Gegenſtand des Schreckens zu machen. Hier iſt ſie eigentlich in ihrem Elemente, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenze ſezt und ihre Operationen auf keinen beſondern Fall eingeſchränkt werden, ſo ſteht ihr das weite Reich der Möglichkeit offen. Daß ſie ſich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs,

der ſie leitet. Die Verabſcheunng wirkt ungleich ſchneller und mächtiger als die Begierde, und daher kömmt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finſterniß iſt ſchrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie iſt aber nicht an ſich ſelbſt ſchrecklich, ſondern weil ſie uns die Gegenſtände verbirgt und uns alſo der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich iſt, verſchwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Geſichts, der erſte Wächter unſers Daſeyns, verſagt uns in der Dunkelheit ſeine Dienſte, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr bloßgeſtellt. Darum ſezt der Aberglaube alle Geiſtererſcheinungen in die Mitternachtsſtunde, und das Reich des Todes wird vorgeſtellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menſchheit noch ihre natürlichſte Sprache redet, wird die Dunkelheit als eines der größten Uebel dargeſtellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmeriſchen Männer,
Dieſe tappen beſtändig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet ſtrahlend auf ſie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern ſchreckliche Nacht umhüllt die elenden Menſchen.

„Jupiter,“ ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieſer Finſterniß. Laß es Tag werden, laß dieſe Augen ſehen, und dann, und dann, wenn du willſt, laß mich im Lichte fallen.“

Ilias.

Auch das Unbeſtimmte iſt ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eignen Gutdünken auszumalen. Das Beſtimmte hingegen führt

zu deutlicher Erkenntniß und entzieht den Gegenſtand dem willkürlichen Spiel der Phantaſie, indem es ihn dem Verſtande unterwirft.

Homers Darſtellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß ſie gleichſam in einem Nebel ſchwimmt, deſto furchtbarer, und die Geiſtergeſtalten im Oſſian ſind Nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantaſie nach Willkür den Umriß gibt.

Alles, was verhüllt iſt, alles Geheimnißvolle trägt zum Schrecklichen bei und iſt deßwegen der Erhabenheit fähig. Von dieſer Art iſt die Aufſchrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Iſis las: „Ich bin Alles, was iſt, was geweſen iſt und was ſeyn wird. Kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Eben dieſes Ungewiſſe und Geheimnißvolle gibt den Vorſtellungen der Menſchen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; dieſe Empfindungen ſind in dem bekannten Selbſtgeſpräch Hamlets ſehr glücklich ausgedrückt.

Die Beſchreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar-erhaben. Der Wagen der Göttin verſchwindet im Innerſten des Waldes, und keiner von Denen, die zu dieſem geheimnißvollen Dienſte gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man ſich, was Das wohl ſeyn möge, welches Dem, der es ſieht, das Leben koſtet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Myſterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und ſo wie die Majeſtät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligſten wohnet, ſo pflegt ſich auch die Majeſtät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch dieſe

künſtliche Unſichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dieß ſind die vorzüglichſten Unterarten des Contemplativ-Erhabenen der Macht, und da ſie in der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen gegründet ſind, welche allen Menſchen gemein iſt, ſo iſt man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menſchlichen Subjekten vorauszuſetzen, und der Mangel derſelben kann nicht wie bei bloß ſinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entſchuldigt, ſondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung iſt um ſo größer, wenn nicht bloß das ſinnliche Widerſtehungsvermögen, ſondern auch ſelbſt das Darſtellungsvermögen an einem Objekt ſeine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewieſen wird.

II. Das Pathetiſch-Erhabene.

Wenn uns ein Gegenſtand nicht bloß als Macht überhaupt, ſondern zugleich als eine den Menſchen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er alſo ſeine Gewalt nicht bloß zeigt, ſondern ſie wirklich feindlich äußert, ſo ſteht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, ſondern ſie muß, ſie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber geſtattet kein äſthetiſches Urtheil, weil es die Freiheit des Geiſtes aufhebt. Alſo darf es nicht das urtheilende Subjekt ſeyn, an welchem der furchtbare Gegenſtand ſeine zerſtörende Macht beweiſt, d. h. wir dürfen nicht ſelbſt, ſondern bloß ſympathetiſch leiden. Aber auch das ſympathetiſche Leiden iſt für die

Sinnlichkeit ſchon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Exiſtenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt den äſthetiſchen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illuſion und Erdichtung iſt, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit ſtatt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, ſondern der Einbildungskraft vorgeſtellt wird, kann es äſthetiſch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorſtellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtſeyn unſrer innern moraliſchen Freiheit, iſt pathetiſch-erhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt iſt keine freie Aeußerung unſres Gemüths, die wir erſt ſelbſtthätig hervorbringen müßten, ſondern eine unwillkürliche, durch das Naturgeſetz beſtimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unſern Willen an, ob wir das Leiden eines Geſchöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorſtellung davon haben, müſſen wir es. Die Natur, nicht unſre Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entſchluß zuvor.

Sobald wir alſo objektiv die Vorſtellung eines Leidens erhalten, ſo muß, vermöge des unveränderlichen Naturgeſetzes der Sympathie, in uns ſelbſt ein Nachgefühl dieſes Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichſam zu dem unſrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtſeyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, ſondern jeder traurige Affekt ohne Unterſchied, den wir einem Andern nachempfinden; alſo gibt es ſo viele Arten des Mitleidens, als es verſchiedene Arten des urſprünglichen Leidens gibt, mitleidende Furcht, mitleidendes

Schrecken, mitleidende Angſt, mitleidende Entrüſtung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Effekt Erregende (oder Pathetiſche) einen Grund des Erhabenen abgeben ſoll, ſo darf es nicht bis zum wirklichen Selbſtleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigſten Affekt müſſen wir uns von dem ſelbſt leidenden Subjekt unterſcheiden, denn es iſt um die Freiheit des Geiſtes geſchehen, ſobald die Täuſchung ſich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer ſolchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernſtlich verwechſeln, ſo beherrſchen wir den Affekt nicht mehr, ſondern er beherrſcht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren äſthetiſchen Gränzen, ſo vereinigt ſie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: ſinnlich-lebhafte Vorſtellung des Leidens mit dem Gefühl eigener Sicherheit verbunden.

Aber dieſes Gefühl der Sicherheit bei der Vorſtellung fremder Leiden iſt ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieſer Vorſtellung ſchöpfen. Erhaben wird das Pathetiſche allein durch das Bewußtſeyn unſrer moraliſchen, nicht unſrer phyſiſchen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unſer gutes Geſchick dieſem Leiden entzogen ſehen (denn da würden wir noch immer einen ſchlechten Gewährsmann für unſre Sicherheit haben), ſondern weil wir unſer moraliſches Selbſt der Kauſalität dieſes Leidens, nämlich ſeinem Einfluß auf unſre Willensbeſtimmung entzogen fühlen, erhebt es unſer Gemüth und wird pathetiſch-erhaben.

Es iſt ſchlechterdings nöthig, daß man die Seelenſtärke wirklich in ſich fühle, bei ernſtlich eintretender Gefahr ſeine moraliſche Freiheit zu behaupten. Nicht von Dem, was

geſchieht, ſondern von Dem, was geſchehen ſoll und kann, iſt hier die Rede; von unſrer Beſtimmung, nicht von unſerm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derſelben. Indem wir ein ſchwerbeladenes Frachtſchiff im Sturm untergehen ſehen, können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, deſſen ganzer Reichthum hier von dem Waſſer verſchlungen wird, recht ſehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieſer Verluſt nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht iſt, ſich darüber zu erheben. Es kann aber Nichts Pflicht ſeyn, was unerfüllbar iſt, und was geſchehen ſoll, muß nothwendig geſchehen können. Daß wir uns aber über einen Verluſt hinweg ſetzen können, der uns als Sinnenweſen mit Recht ſo empfindlich iſt, beweiſt ein Vermögen in uns, welches nach ganz anderen Geſetzen handelt, als das ſinnliche, und mit dem Naturtrieb Nichts gemein hat. Erhaben aber iſt Alles, was dieſes Vermögen in uns zum Bewußtſeyn bringt.

Man kann ſich alſo recht gut ſagen, daß man den Verluſt dieſer Güter nichts weniger als gelaſſen ertragen werde, — Dieß hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man ſich darüber hinwegſetzen ſollte, und daß es Pflicht iſt, ihnen keinen Einfluß auf die Selbſtbeſtimmung der Vernunft zu geſtatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem iſt alle äſthetiſche Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert doch alſo wenigſtens eine Fähigkeit des Gemüths, ſich ſeiner Vernunftbeſtimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die ſchwache Menſchheit ihrer Ausübung ſetzen dürfte. Es würde

überhaupt um das Wohlgefallen am Guten ſowohl als am Erhabenen mißlich ſtehen, wenn man nur Sinn für Das haben könnte, was man ſelber erreicht hat, oder zu erreichen ſich zutraut.

Aber es iſt ein achtungswerther Charakterzug der Menſchheit, daß ſie ſich wenigſtens in äſthetiſchen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn ſie gegen ſich ſelbſt ſprechen müßte, und daß ſie den reinen Ideen der Vernunft, in der Empfindung wenigſtens, huldigt, wenn ſie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetiſch-Erhabenen werden alſo zwei Hauptbedingungen erfordert; Erſtlich eine lebhafte Vorſtellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen; Zweitens eine Vorſtellung des Widerſtandes gegen das Leiden, um die innere Gemüthsfreiheit ins Bewußtſeyn zu rufen. Nur durch das Erſte wird der Gegenſtand pathetiſch, nur durch das Zweite wird das Pathetiſche zugleich erhaben.

Aus dieſem Grundſatz fließen die beiden Fundamentalgeſetze der tragiſchen Kunſt. Dieſe ſind erſtlich: Darſtellung der leidenden Natur; zweitens: Darſtellung der moraliſchen Selbſtſtändigkeit im Leiden.

Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände.

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüths, verrichtet bei Vorſtellung der Größen ein doppeltes Geſchäft. Sie faßt erſtlich jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empiriſchen Bewußtſeyn auf, welches die Apprehenſion iſt; zweitens faßt ſie die nach einander aufgefaßten Theile in einem reinen Selbſtbewußtſeyn zuſammen, in welchem lezten Geſchäft, der Comprehenſion, ſie ganz als reiner Verſtand wirkt. Mit jedem Theile des Quantums nämlich verbindet ſich die Vorſtellung meines Ichs (empiriſches Bewußtſeyn); und durch Reflexion über dieſe ſucceſſiv angeſtellten Synthesen erkenne ich die Identität meines Ichs in der ganzen Reihe derſelben (reines Selbſtbewußtſeyn): dadurch erſt wird das Quantum ein Gegenſtand für mich. Ich reihe A an B und B an C u. ſ. f., und indem ich dieſem meinem Geſchäft gleichſam zuſehe, ſage ich mir: ſowohl in A als in B und in C bin Ich das handelnde Subjekt.

Die Auffaſſung geſchieht ſucceſſiv, und ich ergreife eine Theilvorſtellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmoment ſtets wieder ein anderes folgt, und ſo fort bis ins Unendliche, ſo iſt auf dieſem Wege keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichſte Quantum zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, ſo ſoll keine Zahl für mich, in der Apprehenſion, überſchwenglich ſeyn. Die Zuſammenfaſſung hingegen geſchieht ſimultan, und durch die Vorſtellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Synthesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf,

unter welcher ſie vor ſich gegangen waren. Alle jene verſchiedenen empiriſchen Vorſtellungen meines Ichs verlieren ſich in das einzige reine Selbſtbewußtſeyn: das Subjekt, welches in A und B und C u. ſ. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identiſche Selbſt.

Für dieſe zweite Handlung, nämlich für die Reduktion der verſchiedenen empiriſchen Apperceptionen auf das reine Selbſtbewußtſeyn, iſt es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele ſolcher empiriſchen Apperceptionen es ſind, die in das reine Selbſtbewußtſeyn ſich auflöſen ſollen. Die Erfahrung wenigſtens lehrt, daß die Einbildungskraft hier eine Grenze hat, wie ſchwer auch der nothwendige Grund derſelben ſich möchte auffinden laſſen. Dieſe Grenze kann in verſchiedenen Subjekten verſchieden und vielleicht durch Uebung und Anſtrengung zu erweitern ſeyn, aber nie wird ſie aufgehoben werden. Wenn das Reflexionsvermögen dieſe Grenze überſchreitet und Vorſtellungen, welche ſchon darüber hinaus liegen, in Ein Selbſtbewußtſeyn verſammeln will, ſo verliert es eben ſo viel an Klarheit, als es an Ausbreitung gewinnt. Zwiſchen dem Umfang des Ganzen einer Vorſtellung und der Deutlichkeit ihrer Theile iſt ein ewig unüberſchreitbares, beſtimmtes Verhältniß, daher wir bei jeder Aufnehmung eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben ſo viel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verſchwunden ſehen.

Diejenige Anzahl von Vorſtellungen, mit welcher die Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen beſtehen kann, wäre alſo das Maximum des menſchlichen Comprehenſionsvermögens. Es kann, und zwar ſehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überſchritten werden, aber jederzeit

auf Koſten der Deutlichkeit und zum Nachtheile des Verſtandes, der ſich ſtreng darin halten muß. Weniger als Drei kann dieſe Zahl nicht wohl ſeyn, weil der urſprüngliche Akt des Entgegenſetzens, auf dem doch alles beſtimmte Denken ruht, dieſe Dreiheit nothwendig macht. Ob es über dieſe Dreiheit hinausgehe, läßt ſich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigſtens Nichts, woraus es bewieſen werden könnte. Und ſo könnte denn allerdings die Zahl Drei die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch ſie unſer ganzer Denkkreis beſtimmt ſeyn würde.

Nach dieſem logiſchen Grundmaße richtet ſich nun auch das äſthetiſche in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz ſo eng kann angenommen werden. Es iſt ausgemacht, daß wir wenigſtens mehr als drei Einheiten zugleich überſehen und unterſcheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zuſammenfaſſung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bei der Größenſchätzung alle Theile als gleichartig angenommen werden, ſo iſt hier die Forderung der Deutlichkeit auch ſchon etwas weniger ſtrenge. Wir werden vielleicht mit Einem Blick zwanzig Perſonen überſehen können, aber mehr als drei darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen, wird ſchwer ſeyn. Ueberhaupt müſſen wir uns hier in Acht nehmen, daß wir Das nicht für ſimultan halten, was bloß eine ſchnelle Succeſſion iſt. Die Rapidität, womit der Verſtand aus dreimal drei neune machte, läßt uns nicht mehr unterſcheiden, ob dieſe neun Einheiten auf Einmal oder in einer Folge von drei Momenten vor unſrer Seele ſchweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu faſſen, wo wir bloß mit dem Verſtande begreifen. Aber wir dürfen bloß das Experiment machen, ob Das, was wir bei einer geſchickten Anordnung

auf Einmal überſehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung iſt, dieſe Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verſtand, aber nie die Einbildungskraft unterſtützen; was wir alſo nur unter dieſer Bedingung leicht überſehen, das haben wir nicht auf Einmal angeſchaut, ſondern gezählt oder gemeſſen.

Dieſes durch die Schranken unſers Subjekts beſtimmte Maximum der Comprehenſion iſt es, was uns bei aller Größenſchätzung, auch der mathematiſchen, als leztes Grundmaß leitet. Weil jede Größe nur komparativ zu beſtimmen iſt, ſo würde es dem Verſtand ohne ein ſolches äußerſtes Grundmaß an einem feſten Punkte fehlen, auf welchem er zulezt nothwendig ruhen muß, um nur irgend eine Größe beſtimmen zu können. Nach dieſem ſubjektiven Grundmaße nun wird jedes Quantum in der Natur geſchäzt, und die Einerleiheit deſſelben in allen Menſchen iſt auch allein Urſache, daß in den Urtheilen der Menſchen über Größe eine Uebereinſtimmung ſtattfinden kann. Würde dieſes Grundmaß erweitert, ſo würden alle Gegenſtände, wenigſtens äſthetiſch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten, Berechnungen, die jezt nur diskurſiv nach Begriffen von Statten gehen, würden das Werk eines Blickes ſeyn, und Objekte, die uns jezt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen und in der gemeinen Klaſſe verſchwinden.

Man nehme einſtweilen an, daß dieſes Maximum der ſinnlichen Zuſammenfaſſung zehn ſey. Zehn Einheiten kann alſo die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehlte. Nun ſind aber in einer gegebenen Größe tauſend ſolcher Einheiten enthalten, und das ganze Tauſend ſoll in das Bewußtſeyn aufgenommen werden. Das

Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieſer tauſend Einheiten ins Bewußtſeyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfordert wird; aber es zu comprehendiren, d. h. das in allen dieſen tauſend vorgeſtellten Einheiten zerſtreute Bewußtſeyn als identiſch zu erkennen, tauſend verſchiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das iſt die ſchwere Aufgabe, die gelöst werden ſoll. Nun gibt es dazu keinen andern Ausweg, als dieſen, dieſe tauſend Einheiten auf zehn zu reduciren, weil Zehn das Höchſte iſt, was die Einbildungskraft zuſammenfaſſen kann.

Wie können aber tauſend Einheiten durch zehn repräſentirt werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beſtändigen Repräſentanten der Anſchauungen ſind. Die Einbildungskraft legt alſo ihr intuitives Geſchäft nieder, und der Verſtand fängt ſein diskurſives (hier eigentlich ſymboliſches) an. Die Zahl muß aushelfen, wo die Anſchauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke ſich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meiſter werden kann.

Aus jenen zehn Einheiten, welche das Maximum ſinnlicher Zuſammenfaſſung ſind, bildet der Verſtand eine neue logiſche Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehn Einheiten zugleich zuſammenfaſſen; jener Zahlbegriff 10, als Einheit gedacht, kann alſo, zehnmal genommen, in eine Intuition der Einbildungskraft zuſammenfließen. Freilich werden jene logiſchen Einheiten, die der Verſtand bildet, in dieſer zweiten Comprehenſion nicht als Vielheiten, ſondern als Einheiten aufgenommen, und die zehn Einheiten, welche jede derſelben in ſich begreift, kommen einzeln nicht mehr in

Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräſentant gilt, und das Repräſentirte verliert ſich in Dunkelheit oder verſchwindet. Dieſe zehn logiſchen Einheiten faßt nun der Verſtand in eine neue Einheit, die Zahl 100, zuſammen, welche, zehnmal wiederholt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgeſtellt werden kann und die Zahl 1000 gibt, die das gegebene Quantum vollſtändig ausmißt. Bei dieſem dritten Akt der Comprehenſion müſſen nun jene urſprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöſchen, weil ſelbſt ihre unmittelbaren Repräſentanten, die Zahlbegriffe 10 durch andere repräſentirt worden ſind und ſelbſt in Dunkelheit verſchwinden.

Bei dieſer ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maß ihrer Zuſammenfaſſung keineswegs erweitert, und es war immer nur daſſelbe Quantum von zehn Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorſchwebte. Dadurch aber, daß der Verſtand, in drei ſucceſſiven Operationen, jene ſinnlichen Einheiten mit logiſchen austauſchte, und dieſe immer wieder unter andere und höhere logiſche brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf dieſe Art ihre äſthetiſche Armuth in einem logiſchen Reichthum.

Um jedoch zu wiſſen, daß man nicht zehn, ſondern tauſend zählt, und daß jede der lezten zehn Einheiten hundert andere in ſich faßt, muß das Gemüth ſich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Syntheſen erinnern, durch welche es dieſe Einheiten erzeugt. Wenigſtens eine dunkle Intuition des Gehaltes, der in dieſen Zahlbegriffen liegt, muß die fortſchreitende Syntheſis begleiten, wie auch Jeder, der ſich beim Rechnen beobachtet, in ſich wahrnehmen kann. Nun kann es nicht fehlen, daß, je mehr die Zahlbegriffe wachſen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logiſch werden

und die Anſchaulichkeit abnehmen muß, daher es auch kommt, daß uns die höchſten Zahlbegriffe zulezt weit weniger ſagen als die niedrigern, weil wir mit dieſen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldſtücke gerührt zu werden, muß man ſich wenigſtens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt ſchon in der Zahl Tauſend liegt, und wie viele Scheidemünzen ſchon ein einzelnes Goldſtück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann ſteht in langer Fronte drei Mann hoch da, und von der Größe deſſelben wollen wir uns ſchnell eine Vorſtellung machen. Ich will zu Erleichterung der Ueberſicht annehmen, daß Alles nach der Dekadik geſtellt ſey. Ein kleiner Abſchnitt a ſoll alſo nach jedem 10, ein größerer aa nach jedem 100 angebracht ſeyn, und unſer Auge ſoll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den erſten Abſchnitt bis a werden wir alſo, der Annahme gemäß, in Einem ſimultanen Blick überſehen, worin noch jeder einzelne Mann unterſchieden werden kann. Dieſer Abſchnitt nun iſt zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verſtand; und wenn alſo der Blick an zehn ſolchen Abſchnitten hinunter gegleitet iſt, und die Einbildungskraft ihre Comprehenſion zehnmal nach einander verrichtet hat, ſo verſucht der Verſtand abermals, ſich die Identität des Bewußtſeyns in dieſen zehn Comprehenſionen zu denken, d. h. aus dieſen zehn logiſchen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Koſten der erſten Intuition, welche in demſelben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als ſie ſich ſelbſt in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die ſucceſſiven Zuſammenfaſſungen durch den reflektirenden Verſtand ſimultan gemacht werden, ſo verlieren die ſimultanen Intuitionen der

Einbildungskraft ihre Deutlichkeit, und ſchweben nun bloß noch als Maſſen vor der Seele. Wird nun dieſe Syntheſis noch höher geſteigert und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, ſo verſchwindet das Einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert ſich bloß in eine ſtetige Länge, worin ſich nicht einmal mehr ein Abſchnitt, viel weniger ein einzelner Kopf unterſcheiden läßt. Es ergibt ſich alſo daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine beſtimmte Zahl eingeſchloſſen bleibt, daß bei allem diskurſiven Fortſchritt des Verſtandes die Einbildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der Anſchauung betrifft) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Berechnung in Millionen geht, immer nur eine beſtimmte Zahl darin die herrſchende ſeyn wird, in welcher die übrigen gleichſam untergehen. Will man nun von einem großen Quantum einen äſthetiſchen Eindruck erhalten, ſo muß man die urſprünglichen Einheiten aus dem ſie repräſentirenden Begriff ſchnell wieder herzuſtellen ſuchen, was in dem angeführten Fall z. B. dadurch geſchehen wird, daß man immer den erſten Abſchnitt in dem Auge zu behalten ſucht, während man an der ganzen Fronte hinunter ſiehet.

Eben hier aber, bei dieſem Verſuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorſtellung aus der logiſchen Repräſentation durch Zahlbegriffe wieder herzuſtellen, und ſo die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succeſſion in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Gränze dieſes Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche leztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend erſezt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwendigen Geſetzen nach, auf abſolute Totalität der Anſchauung, und ohne ſich durch

die nothwendige Begränzung der Einbildungskraft abweiſen zu laſſen, fordert ſie von ihr eine vollſtändige Comprehenſion aller Theile des gegebenen Quantums in eine ſimultane Vorſtellung. Die Einbildungskraft wird alſo genöthigt, das ganze Maß ihres comprehenſiven Vermögens auszubieten; aber weil ſie mit dieſer Aufgabe dennoch nicht zu Stande kommen, dennoch aller Anſtrengung ungeachtet ihren Kreis nicht erweitern kann, ſinkt ſie erſchöpft in ſich ſelbſt zurück, und der ſinnliche Menſch empfindet mit peinlicher Unruhe ſeine Schranken.

Aber iſt es eine äußere Gewalt, die ihm dieſe Erfahrung ſeiner Schranken gibt? Iſt der unmeßbare Ocean oder der ſternenbeſäete unendliche Himmel Schuld, daß ich mir meiner Unmacht bei Darſtellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß ſie für meine Darſtellung überſchwengliche Größen ſind, und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verſchaffen kann? Weiß ich es etwa von dieſen Objekten, daß ſie ein Ganzes der Vorſtellung ausmachen ſollten; ich könnte Dieß ja nicht anders als durch meine Vorſtellung von ihnen wiſſen, und doch wird vorausgeſezt, daß ich mir dieſelbe nicht als ein Ganzes vorſtellen kann? Sie ſind mir alſo nicht gegeben als ein Ganzes, und ich ſelbſt bin es, der den Begriff der Totalität zuerſt in ſie hineinlegt. Ich habe alſo dieſen Begriff ſchon in mir, und ich ſelbſt, das denkende Weſen, bin es, an dem ich, das darſtellende Weſen, erliege. Ich erfahre zwar bei Betrachtung dieſer großen Gegenſtände meine Unmacht, aber ich erfahre ſie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich ſelbſt überwunden.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgeſezten Quantums zumal zuſammenfaſſen will, was will ich eigentlich

thun? Ich will die Identität meines Selbſtbewußtſeyns in allen dieſen Theilvorſtellungen erkennen, ich will in allen mich ſelbſt finden. Ich will zu mir ſagen: „Alle dieſe Theile ſind vorgeſtellt worden durch mich, das immer einerlei bleibende Subjekt.“ Man muß ſich wohl erinnern, daß die Vernunft immer nur Zuſammenfaſſung derjenigen Theile fordert, die ſchon aufgefaßt, alſo ſchon im empiriſchen Bewußtſeyn vorgeſtellt ſind; denn nur alsdann fängt eine Größe an mich zu rühren, wenn ich ſie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, alſo ihre Theile aufgefaßt habe, aber ſie nicht zuſammenfaſſen kann.

Ich will alſo Vorſtellungen, die ich ſchon gehabt, in eine einzige auflöſen, und Dieß kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorſtellung dieſer Forderung und die meines Unvermögens haben. Dieſe Forderung aber iſt hier: Allheit der Theile in der Comprehenſion, oder Einheit meines Ichs in einer gewiſſen Reihe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir alſo vorſtellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen dieſen Veränderungen nicht zur Vorſtellung bringen kann; aber eben dadurch ſtelle ich mir ja dieſelbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja ſchon die Totalität der ganzen Reihe, daß ich ſie denken will, da ich Nichts wollen kann, als wovon ich ſchon eine Vorſtellung habe. Ich trage alſo ſchon dieſe Allheit in mir, die ich darzuſtellen ſuche, eben weil ich ſie darzuſtellen ſuche. Das Große alſo iſt in mir, nicht außer mir. Es iſt mein ewig identiſches, in jedem Wechſel beſtehendes, in jeder Verwandlung ſich ſelbſt wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffaſſung ins

Unendliche fortſetzen, heißt alſo nichts Anderes, als in unendlichen Veränderungen meines Bewußtſeyns iſt mein Bewußtſeyn identiſch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Die Auflöſung läßt ſich noch in eine andere Formel faſſen. Bei allen Vorſtellungen von Objekten, mithin auch der Größe, iſt das Gemüth nie bloß Das, was beſtimmt wird, ſondern es iſt immer zugleich Das, was beſtimmt. Es iſt zwar das Objekt, welches mich verändert, aber Ich, das vorſtellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht, und durch ſein Produkt alſo ſich ſelbſt verändert. In allen dieſen Veränderungen aber muß Etwas ſeyn, was ſich nicht verändert, und dieſes ewig unwandelbare Princip iſt eben das reine und identiſche Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, in ſofern ſie vorgeſtellt werden. Was alſo nur immer in den Vorſtellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir dieſe Vorſtellungen erzeugen. Welches Geſetz uns auch für unſer Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als ſinnlich beſchränkte Weſen es unerfüllt laſſen müſſen, wie hier im Theoretiſchen das Geſetz der Totalität in der Größendarſtellung, oder wenn wir als freie Weſen mit Willen es brechen, wie das Geſetz der Sitten im Praktiſchen, ſo ſind wir es doch immer, die es aufgeſtellt haben. Ich mag alſo in der ſchwindelnden Vorſtellung des allgegenwärtigen Raums oder der nimmer-endenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorſtellung der abſoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich ſelbſt bin es doch nur, der dem Raum ſeine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge gibt, ich ſelbſt bin es, der die

Idee des Allheiligen in ſich trägt, weil ich ſie aufſtelle, und die Gottheit, die ich mir vorſtelle, iſt meine Schöpfung, ſo gewiß mein Gedanke der meinige iſt.

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen.

Motto:

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
C'est le sentiment, qui le conduit.

Rousseau.

Zum erſten Briefe.

Dieſe Briefe ſind wirklich geſchrieben; an Wen? thut hier Nichts zur Sache, und wird dem Leſer vielleicht zu ſeiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man Alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas Anderes an die Stelle ſetzen mochte, ſo haben ſie von der epiſtolariſchen Form faſt Nichts als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unſchicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger ſtreng nehmen wollte.

Zum zwölften Briefe.

Ich trage kein Bedenken dieſen Ausdruck * ſowohl von Demjenigen, was nach Befolgung eines Geſetzes, als von

* Triebe. In den „Horen" nennt Schiller Das, was ſpäter „ſinnlicher Trieb" bei ihm heißt, „Sachtrieb." A. d. H.

Dem, was nach Befriedigung eines Bedürfniſſes ſtrebt, gemeinſchaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn ſonſt nur auf das Leztere einzuſchränken pflegt. So wie nämlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, ſobald man ſie überhaupt in die Schranken der Zeit ſezt, ſo werden aus dieſen Pflichten Triebe, ſobald ſie auf etwas Beſtimmtes und Wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein Abſolutes und Nothwendiges, welches die Natur allen Intelligenzen vorſchreibt, iſt in dem höchſten Weſen wirklich, weil ſie möglich iſt; denn Dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Weſens. Eben dieſe Idee, in die Schranken der Menſchheit geſezt, iſt zwar noch immer, aber moraliſcherweiſe, nothwendig, und ſoll erſt wirklich gemacht werden, weil bei einem zufälligen Weſen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht geſezt iſt. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieſer Imperativ der Wahrhaftigkeit ſich beziehen läßt, ſo erweckt er einen Trieb, ein Streben nämlich, jenes Geſetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeſchriebene Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu bewirken. Dieſer Trieb entſteht nothwendig und fehlt auch bei Demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moraliſch böſen, folglich auch keinen moraliſch guten Willen geben.

Zum vierzehnten Briefe.

In demſelben Maße, als er (der Spieltrieb nämlich) den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen (Schillers ſämmtl. Werke,

neue 12bändige Taſchenausgabe. Bd. 2, S. 60.). Unter ſeiner Herrſchaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in ſeinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechſeln, er wird in ſeinem Subjekte Nothwendigkeit in Freiheit und Freiheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf dieſe Art beide Naturen in dem Menſchen in die innigſte Gemeinſchaft ſetzen.

Es gibt ein Kartenſpiel und gibt ein Trauerſpiel, aber offenbar iſt das Kartenſpiel viel zu ernſthaft für dieſen Namen.

Je nachdem ſich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Geſtalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. (S. Schillers Werke, neue 12bändige Taſchenausgabe Bd. 12, S. 64.)

Die ſchmelzende Schönheit.

Fortſetzung der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Zum ſiebenzehnten Briefe.

Der vortreffliche Verfaſſer der Schrift: „Grundſätze der Aeſthetik u. ſ. f. Erfurt 1791.“ unterſcheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmuth und Kraft, und

ſezt die Schönheit in die vollkommenſte Vereinigung beider, welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs Genaueſte zuſammentrifft. Auch in ſeiner Definition liegt alſo ſchon der Grund der Eintheilung in eine ſchmelzende, worin die Anmuth, und in eine energiſche, worin die Kraft überwiegt.

Zum neunzehnten Briefe.

„Es gibt in dem Menſchen keine andere Macht als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtſeyns, kann die innere Freiheit aufheben.“ (Schillers Werke, neue 12bänd. Taſchenausg. Bd. 12, S. 182.)

Auf dem Willen beruht es alſo, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden ſoll. Aber, was wohl zu bemerken iſt, nicht daß wir empfinden, ſondern daß die Empfindung beſtimmend werde, — nicht daß wir zum Selbſtbewußtſeyn gelangen, ſondern daß die reine Selbſtheit beſtimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert ſich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und dieſe erwachen erſt, wenn ihre beiden Objekte, Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, gegeben ſind. Dieſe müſſen alſo nothwendig erſt da ſeyn, bevor der Wille ſich äußert und können folglich nicht durch den Willen da ſeyn.

Zum ſiebenundzwanzigſten Briefe.

Freiheit zu geben durch Freiheit iſt das Grundgeſetz dieſes (äſthetiſchen) Reichs.“ Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen ſtreiten. Nicht weil das eine nachgibt, darf das

andere mächtig ſeyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Beſiegten geben.

Da es einem guten Staat an einer Conſtitution nicht fehlen darf, ſo kann man ſie auch von dem äſthetiſchen fordern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf alſo hoffen, daß ein erſter Verſuch derſelben, den ich dieſer Zeitſchrift beſtimmt habe, mit Nachſicht werde aufgenommen werden.

Individualität und Idealität.

Individualität mit Einem Wort iſt der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es iſt alſo natürlich, daß in Allem, was zur unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung gelangen und als Individuum wirken muß, der Erſte über den Zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben ſo natürlich iſt es auf der andern Seite, daß da, wo es auf geiſtige Anſchauungen ankommt und die Sinnenwelt überſchritten werden ſoll und darf, der Erſte nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er ſich ſtreng an dieſe bindet, hinter dem Andern, der ſich davon freiſpricht, wird zurückbleiben müſſen.

Nun entſteht natürlicherweiſe die Frage (die wichtigſte, die überhaupt in einer Philoſophie der Kunſt kann aufgeworfen werden), ob und inwiefern in demſelben Kunſtwerke Individualität und Idealität zu vereinigen ſey — ob ſich

alſo (was auf Eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken laſſe, welche, wenn ſie wirklich ſtattfände, als der höchſte Gipfel aller Kunſt zu betrachten ſeyn würde. Sachverſtändige behaupten, daß Dieſes, in Rückſicht auf bildende Kunſt, von den Antiken gewiſſermaßen geleiſtet ſey, indem hier wirklich das Individuum ideal ſey oder das Ideal in einem Individuum erſcheine. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß in der Poeſie dieſer Gipfel noch keineswegs erreicht iſt; denn hier fehlt noch ſehr viel daran, daß das vollkommenſte Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach ſey, daß es nicht bloß ein wahres und ſchönes Ganze, ſondern auch das möglichſt reichſte Ganze ſey. Es ſey Dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, ſo iſt es wenigſtens die Aufgabe auch in der Dichtkunſt, das Ideale zu individualiſiren und das Individuelle zu idealiſiren. Der moderne Dichter muß ſich dieſe Aufgabe machen, wenn er ſich überall nur ein höchſtes und leztes Ziel ſeines Strebens gedenken ſoll. Denn, da er einerſeits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerſeits aber durch den Darſtellungstrieb beſtändig wieder zu derſelben zurückgenöthigt wird, ſo geräth er in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darſtellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beizulegen iſt.

Zueignung an meinen Prinzipal, den Tod.

Großmächtiſter Czar alles Fleiſches,
Allzeit Verminderer des Reichs,
Unergründlicher Nimmerſatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigſtem Hautſchauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majeſtät klappernde Phalanges zu küſſen, und dieſes Büchlein vor deinem dürren Calcaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weiſe gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichſam recht vorſätzlich zum Aerger, hart an deiner Naſe vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu laſſen, und nicht gedacht, daß ſie dir eben dadurch um ſo mehr das Maul darnach wäſſern machten; denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: „Geſtohlen Brod ſchmeckt gut.“ Nein, dediciren will ich dir's lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's weit weglegen werdeſt.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem Aeskulap'ſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt als der Sündenfall, bin ich geſtanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, ſie zu belagern mit einer Medikamenten-Heereskraft, eine Wagenburg zu ſchlagen, um die Stahliſche Seele aus dem Feld zu ſchlagen mit Sturm, die trotzige, die deine Sporteln ſchmälert und deine Finanzen ſchwächt, und auf dem Wahlplatze des Archäus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzſtandarte. — Dafür nun (denn eine

Ehre iſt werth der andern) wirſt du mir auswirken den köſtlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorüber geleitet.

Jusque datum sceleri — —

Ei ja doch! Thue Das, goldiger Mäcenas. Denn ſiehſt du, ich möchte doch nicht gerne, daß mir's ginge, wie meinen tollkühnen Kollegen und Rittern, die, mit Stilett und Sackpuffern bewaffnet, in finſtern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdiſchen Laboratorium das Wunderpolychreſt miſchen, das, wenn's hübſch fleißig genommen wird, unſere politiſchen Naſen, über kurz oder lang, mit Thronvakaturen und Staatsfiebern kitzelt. D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! Es iſt ein gut Ding um gerade Glieder. Ob du auch deinen Zahn auf Oſtern oder Michaelis gewezt haſt? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — juchheiſa Dürrer! — wird ein königlich Freſſen geben. Deine fertigen Mäckler, Völlerei und Brunſt, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbſt der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Peſt, deine gewaltigen Jäger, haben dir ſchon ſo manche fette Menſchenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurſt, deine mächtigen Kellermeiſter, trinken dir ganze ſchwimmende Städte im ſprudelnden Kelche des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die rareſten Gerichte mit Feſttags-Gepränge auf die Tafel geſezt hat. — Und doch — wer hat dich je ſatt geſehen, oder über Indigeſtion klagen gehört? — Eiſern iſt deine Verdauung, grundlos dein Gedärme!

Puh! — Ich hätte dir noch ſo Manches zu ſagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — du biſt ein garſtiger Schwager. — Geh — du machſt dir Rechnung, hör' ich, eine

Generalcollation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philoſophien und Putzwerk in den Rachen fliegen ſollen. — Guten Appetit, wenn's ſo weit kommt! — Doch Hungerwolf, der du biſt, ſiehe zu, daß du dich ja nicht übereſſeſt und deinen ganzen Fraß haarklein wieder geben müſſeſt, wie dir's ein gewiſſer Athenienſer, der dir gar nicht wohl will, prophezeiht hat.

Anthologie aus Tobolsk.

Tobolsk den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. — Blumen in Sibirien? Dahinter ſteckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf ſtelltet! Es iſt nicht anders, — wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen verſuchen. Sind nicht ſchon Europäer genug zu uns Stiefſöhnen der Sonne gekommen und durch unſern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein beſcheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unſeren Ahnen — wir wollen ſie ſelbſt ſammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet ſie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels.

Aber im Ernſt zu reden — das eiſerne Gewicht des Vorurtheils, das ſchwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, fordert einen ſtärkeren Hebel, als den

Enthuſiasmus einiger Wenigen, und auch ein feſteres Hypomochlion als die Schultern von zwei oder drei Patrioten.

Doch, wenn ſchon auch dieſe Anthologie Euch leckerhafte Europäer ſo wenig als — wenn ich den Fall ſetze — unſer Muſenalmanach, den wir — wenn ich je den Fall ſetzen wollte — hätten können geſchrieben haben, mit uns Schneemännern verſöhnen wird, ſo bleibt ihr doch mindeſtens das Verdienſt, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutſchland dem ausröchelnden Geſchmacke den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu ſprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erſchlagen — wenn Jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner auszutropfen verſteht, Das für eine Vokation auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meſſing prägten; — und zu Tobolsk werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld ſtatt ruſſiſcher Rubel finden; aber der Krieg und theure Zeit entſchuldigen Alles.

So gehe denn hin, ſibiriſche Anthologie! — Gehe — du wirſt manchen Süßling beſeeligen, wirſt von ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinem zärtlichen Kuß verrathen. — Gehe — du wirſt in den Aſſembleen und Stadtviſiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen und vielleicht eine Circaſſienne ablöſen, die ſich im Platzregen der Läſterung müde geſtanden hat. — Gehe — du wirſt die Küche mancher Kritiker berathen; ſie

werden dein Licht fliehen und ſich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! — Schon höre ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirthbaren Forſte und hülle mich angſtvoll in meinen Zobel.

Recenſionen.

1.

Schwäbiſcher Muſenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. S. Stäudlin. Zu haben bei Cotta.

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen, (Seuche darf ich ſie doch nicht nennen, denn man ſtreitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht ſchon gehabt haben, und Muſenalmanache hatten ſie doch wohl nicht) bei der ſo empfindſamen Witterung im ganzen Deutſchland iſt eine Würtembergiſche Blumenleſe kein Phänomen mehr. Man beſchuldigt ſonſt die Schwaben, daß ſie erſt anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieſer Hinſicht — Geſegnet ſey die endliche prophetiſche Ankunft des ſchwäbiſchen Muſenalmanachs!

Bücher dieſer Art laſſen ſich nur von drei Seiten anſehen. Entweder ſie ſind die Freiſtatt angehender ſchüchterner Schriftſteller, die hinter dieſer Tapete Ruf oder Abſchreckung vom Publikum erwarten. Man billigt ſie in dieſer Rückſicht, nur muß lezterer Gehorſam geleiſtet und jener — nicht

vorausgeſezt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unſer Klopſtock und ſeines gleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maß ihres Genies zu wiſſen, daß ich auch ſie in der Geſellſchaft finde, und laſſen ſie ſich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch meſſen, um zu erfahren, um wie viel ſie zurückſchlugen?) — Oder ein Almanach iſt der unflätige Kanal, der die Indigeſtionen der Muſen durch die Naſen des Publikums flößet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unſere pfiffigen Schöngeiſter, die ihren abgeſtumpften Witz gelegenheitlich bei dieſer lezten Inſtanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auktionen ſchickt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich, will man dem ſchönen Geſchlecht ein Präſent damit machen? Unnöthiger Aufwand, eben Das thut ein Bischen Seife, im Waſſer aufgelöſet; hübſch durch ein Strohhälmchen drein geblaſen, treibt Bläschen auf, blau, grün, roth, violet und — ei! da freuen ſich die Kinder!

Doch daran mag jetzo wahr ſeyn was wolle, gegenwärtiger Almanach iſt immerhin nicht der ſchlechteſte in Deutſchland. Mir ſind ſchon Kameraden von ihm zu Geſicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei ſich führten, unfruchtbar und arm, wie ſie etwa auf ihren Grabmälern ſtehen dürften. Wenn alſo ein Muſenalmanach der Maßſtab der Provinzialkultur iſt, ſo mag Schwaben ſich immerhin getroſt an die Sachſen und Rheinländer anreihen — aber der Heerführer der ſchwäbiſchen Muſen, Herr Stäudlin, gürtet ſein Schwert um, dem ganzen unſchwäbiſchen Deutſchland ein Generaltreffen zu liefern, und dieſes ſoll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entſcheiden.

Audaces fortuna juvat! Mag ſich der Ausländer verſchanzen, ſo gut er kann — heißköpfige Nordländer ſind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, ſeine eigene heroiſche Perſon einem Gärtner zu vergleichen, der einen Verſuch in ſeinem nordiſchen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genius nicht auch hier gedeihe? Wahr iſt's, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, ſehr viel Begießen und Sonnen; — viel ein wohl angebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froſchgequäcke der Reimer, hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehrſten Gedichte von Herrn Thill, die Schwermuth vom Herausgeber ſelbſt, Laura, vom Verfaſſer der Räuber, einige Arbeiten von Reinhard und Konz, einige Epigramme von ...g, O. und Armbruſter verdienen den beſten ihrer Art an der Seite zu ſtehen. ...g iſt für das Sinngedicht gemacht und ſollte dieſe Anlage nicht verſäumen. Armbruſter iſt ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhards Poeſien verrathen die zärtlichſte Empfindung und den liebenswürdigſten Charakter ihres Verfaſſers (er hat ſich auch an eine Ueberſetzung des Tibull gemacht und wird zuverläſſig darin glücklich ſeyn). Konz hat den Klopſtock ſtudirt und hat einen kühnern männlichern Ton. Die Uebrigen machen die Maſſe.

Dem Almanach iſt ein Titelkupfer vorgeſezt; es ſtellt den Aufgang der Sonne überm Schwabenland vor. Potz! was wir Zeitgenoſſen des 178ſten Jahrzehents nicht erleben! Der Städlin'ſche Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn dieſe Erſcheinung nicht zum Unſtern ein

Nordlicht iſt, das, wie die Wetterverſtändigen behaupten, Kälte prophezeiht — ſo ſehe doch der Epochmacher zu, daß ihr rother, feuriger Morgenſtrahl ihm die Augen nicht verblende und er — in der Finſterniß taumelnd — an den Schwertſpitzen der Kritik ſich ſpieße.

II.

Nanine oder das beſiegte Vorurtheil.

Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire von Pffr.

Der Ueberſetzer beweist aus dem Götz von Berlichingen, dem Hofmeiſter und den Räubern, daß Nanine das einzige Luſtſpiel in ſeiner Art ſey. Uebrigens iſt die Ueberſetzung ſo gar ſchlecht nicht, als es die Vorrede ſchließen läßt. Der Ueberſetzer iſt ein Kameraliſt und findet ſich alſo verpflichtet — den vaterländiſchen Handelsmann mit Makulatur zu verſehen.

III.

Kaſualgedichte eines Würtembergers.

Müſſen nach dem Zirkel, für den ſie urſprünglich beſtimmt waren, geſchäzt werden; jeder Andere, als der die Beziehungen und lokalen Anſpielungen verſteht, wird einſeitig und ungerecht davon urtheilen. Der Verfaſſer, ein

vortrefflicher Kopf, hat ſeine eigene komiſche Laune, die ihn unſtreitig zu etwas Beſſerm als Kaſualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen ſich ſelbſt wäre. Schade, daß er ſein herrliches Dichtertalent an den unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verſchwendet; wir hatten aus ſeiner Feder einen guten komiſchen Roman zu erwarten. Sein Witz iſt munter und treffend; ſeine Verſe fließen frei und harmoniſch; ſeine lebhafte Phantaſie arbeitet auch aus dem kärglichſten Gegenſtand Intereſſe hervor. Mehr Kaſualgedichte von dieſem Werth könnten uns mit dieſen Baſtardtöchtern der Muſen verſöhnen. Weniger glücklich iſt der Verfaſſer in Elegien; wo er tragiſch ſeyn will, wird er oft gothiſch und burlesk, proſaiſch, wo er erhaben ſeyn ſoll. Gleich das erſte Gedicht auf den Tod ſeines Vaters iſt ein Beweis davon, das, ſo kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch bibliſche Ausdrücke und gemeine Redensarten hie und da von ſeinem poetiſchen Werthe verliert.

Eben dieſes Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fordert ein Lied von den Schmerzen —

Ein Waiſenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
Der Gram ſich zeigt und Boy, wie Flitter, ſtrahlt,
Und an der Gruft, ſo lang die Lampen ſcheinen,
Die Muſe weint, wie Klageweiber weinen.

Mein Vater ſtirbt! Mein Vater! welcher Raub!
Blut, werde du, wie ſein's, zu Todtenſtaub!
Du Puls zum Erz, du fleiſchern Aug' zum Steine!
Wo nicht, o Gott — ſo dulde — daß ich weine!

Und Du — ach Du! wenn droben Pauſen ſind,
So höre jezt. — Nein! höre nicht dein Kind.
Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken,
Du flogſt zu hoch, zum Gram herab zu ſinken.

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegiſchen Gedichten auszuziehen (die komiſchen muß man ganz leſen, die Wahl würde mir auch zu ſchwer ſeyn, unter ſo vielen guten das beſte zu finden), die verſprochene Stelle kommt aus einem langen hiſtoriſchen Gedicht, worin der Verfaſſer eine unglückliche Reiſe beſchreibt. Der Wagen hatte umgeſchlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte ſein gebrochnes Rohr. —
Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:
„Herr, da ſieh' er meinen Fuß!
Sag' er, ob ich ſterben muß?"
Winſelnd ſtreckt er dann den Arm,
Mich zu faſſen: „Gott erbarm'!
Sieben Kinder! Dieſer Fuß!
Glaubt Er, daß ich ſterben muß?"

An dergleichen vortrefflichen Schilderungen iſt dieſes Gedicht, ſowie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im Ganzen eine ſtrengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfaſſer ſcheint ſich in die Alten ſtudirt zu haben und wenig auf das Leſen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entſcheid' ich nicht. — Doch iſt Das gewiß, er wird auf dieſem Wege gewiſſer zum Ziele kommen als ſein Herr Vorgänger in dieſer Bibliothek — auf dem andern.

Schließlich lege ich den Leſern eine ſchon oft gemachte Frage vor: warum unterdrücken unſere beſſeren Köpfe ſo oft ihr glücklichſtes Talent, mit deſſen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeſchrei macht? — Iſt es ſchwäbiſche Blödigkeit? Iſt es Zwang ihrer Lage?

IV.

Vermiſchte deutſche und franzöſiſche Poeſien.

Von der erſten Auflage habe ich weder geſehen noch gehört, ich nehme alſo das Buch ſo lange für neu. Der anonymiſche Verfaſſer gab nur in Nebenſtunden den Muſen Gehör, er fand an ſoliden Wiſſenſchaften mehr Geſchmack, hat Philoſophen und Mathematiker ſtudirt, und hätte, wie es ſcheint, gern, daß Dieß auch ſeine Leſer wüßten. So lang er alſo nicht für die Dichtkunſt allein vorhanden zu ſeyn ausgibt, ſo lange bleiben ſeine Verſe lobenswerth und gut, falls er aber ſeinen alten Beruf zum Helikon weiter urgiren wollte, hätten wir einige Beſtellungen an ihn wie folget:

Allerdings ſind ſeine Poeſien rein, angenehm und fließend verſificirt. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und eben ſo wenig an Gedanken — aber neu ſind ſie eben nicht, ſelbſt nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht Jedem zu, aber überraſcht will man doch ſeyn. Ich meine das ganze Buch ſchon geleſen zu haben, wenn ich den erſten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Geſicht gekommen. Dieſes weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als ſtarke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Phantaſie (nicht den feurigen heftigen unſerer Kraftmänner, der mehr umreißt als rühret), gute Lektüre und ein metriſches Ohr. Die Gedichte an ſeine Daphne ſind voll herzlicher ſüßer Empfindungen und verdienen von Jedermann geleſen und empfunden zu werden. Freilich

mag das Publikum das große und warme Intereſſe dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er ſelbſt nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode, Stimme der Philoſophie, hat etliche ſehr glückliche Strophen, die ich beinahe hier beiſetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfaſſers, ſein Daſeyn, und einige Sinngedichte haben uns ſehr wohlgefallen, ob ſie ſchon nur mir allein hätten gefallen ſollen.

Was der Verfaſſer mit Miſogallen will, verſtehen wir nur halb. Gute franzöſiſche Poeſien wird kein Deutſcher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfeſten Patrioten ſeyn, der den Geſchmack ſeines Vaterlandes mit dem Dreſchprügel rettet.

Was aber die franzöſiſchen Poeſien des Herrn Verfaſſers betrifft, ſo kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es iſt wahr, er kann ſein Franzöſiſch ſo ziemlich — und wie? wenn wir eben Das bei dieſer Gelegenheit hätten erfahren ſollen? — aber zuweilen ſcheint es auch nur ein ſchlauer Behelf zu ſeyn, Werkeltagsgedanken mit galliſchen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur.“

Das fließt ja charmant im Original! Der Deutſche hat die üble Gewohnheit, ſeine Meinung von der Bruſt weg zu ſagen, er drückt alſo dieſen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeſtändigkeit einer Schönen
Iſt kein kleines Unglück.“

Der Fuchs finde Poeſie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump deutſch:

Aber das Ding bei Nahem beſehen,
Biſt du vielleicht, wenn man Alles rechnet,
Selbſt die Urſache
Ihrer Untreu'.

Da hat's der Herr! Hätte ſich Das nicht beſſer franzöſiſch ſagen laſſen:

Mais voyons de près la chose,
Peut être, tout bien compté
Tu feras toi-même cause
De son infidelité.

Sonſt hab ich an dem Verfaſſer noch wahrgenommen, daß er ſein Publikum gar zu einfältig vorausſezt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht Alles begreiflich macht! In ſeinem Gedicht an den Genfer iſt er gar zu beſorgt geweſen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er ſich auch die Note erſpart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rouſſeau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève iſt ausgebrütet worden, ſo müſſen dort wohl nicht alle Gedanken ſo römiſch ſeyn.

V.

Anthologie auf das Jahr 1782.

Schon wieder eine würtembergiſche Blumenleſe? — Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern geſpielt, huſch! ſpringt ſchon ein zweiter, größer und trotziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren

Entreprenneurs nicht Alles verfallen! Auch den Norden verſchonen ſie nicht und beſchmutzen das ſchuldloſe Sibirien mit ihrer poetiſchen Dinte. Warum der Anthologiſt ſein Vaterland verläugnet, mag er wiſſen. Sonſt trompetet er ſich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anſpielung iſt: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“ In der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Muſenſammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geſchimpft und auf den ſchwäbiſchen Almanach, als den Amtsbruder, ſpöttiſch geſchielt. Der Herausgeber mag dem Hrn. Stäudlin nicht hold seyn und zupft ihn, wo er kann; mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeits läppiſche Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeſchrieben, und der Autor verräth ſich, daß er ein Arzt iſt.

Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleiert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Größe der Welt, in einer Bataille, die Freundſchaft, Fluch eines Eiferſüchtigen, die ſchlimmen Monarchen u. ſ. f. enthalten ſtarke, kühne und wahr poetiſche Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll ſind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe (wahrſcheinlich auf .... Veranlaſſung der Nachfeier der Venus von Bürger geſchrieben) an mein Täubchen, an Minna, Morgenphantaſie, der Unterſchied, an

Fanny, an den Frühling. In einigen anderen, als z. B. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlüpfriger Witz und petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launig und ſatyriſch, als Bacchus im Triller, der hypochondriſche Pluto, die Rache der Muſen, Baurenſtändchen u. ſ. f. Doch ſehr oft iſt der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erſtickt. Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſeyn, die Lücken zwiſchen größeren auszufüllen, und ſagen Nichts. Der wirthſchaftliche Tod, an den Galgen zu ſchreiben, Spinoza, die Alten und Neuen und einige wenige ſind treffend und gut. Auch merke ich, daß ſich ein Verfaſſer hinter mehrere Anfangsbuchſtaben verſchanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber ſo gar fein iſt dieſes Strategem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen ſind von edelm Freiheitsgeiſte belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine ſtrengere Feile wäre indeß durchaus nöthig geweſen und überhaupt unter den Gedichten ſelbſt eine ſtrengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden und ſeine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologiſten, ob er unter die Narziſſen und Nelken auch hie und da Stinkroſen und Gänſeblumen bindet? Deſſen ungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt, und zu wünſchen wäre es immer, daß Deutſchland mit keiner ſchlechtern heimgeſucht würde. Möchten ſich doch unſere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberſpannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geſchmacks und des

Wohlſtandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantaſie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht ſey, von welchem die Pfeile der Kritik ſplitternd zurückprallen; — möchten ſie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren beſcheidenen Kleiſt, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten ſie — doch was ſollen ſie nicht Alles mögen! Unſere modiſchen Scribenten wiſſen gar zu gut, was ſie dem gegenwärtigen Geſchmack auftiſchen müſſen, um Entrée zu bekommen. — Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht hätte, jedermänniglich zu gefallen, ſchlimm betrogen zu finden: denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unſern zuckerſüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.

Rheiniſche Thalia.

Nach ſo vielen Journalen, gelehrten und empfindſamen Zeitungen, welche Deutſchland von Jahr zu Jahr überſchwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum dieſe neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft ſchon geſchah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beſte die Spekulation eines Kaufmanns ſich flüchtete. — Der Rezeß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeſchreckt. Sie haben, wie Macbeth ſeine Hexen beſchuldigt, unſerm Ohr Wort gehalten,

aber es unſerer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums iſt das einzige, woran ich appelliren kann. Dieſes vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Abſchweifung.

Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel. Aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden; unbekannt mit den Menſchen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieſes Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jezt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich konvulſiviſch ſpannte, jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn — unbekannt mit Menſchen und

Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius in die Welt ſezt.

Ich meine die Räuber. Dieß Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſey das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir noch Einer begegnete.

Die Räuber koſteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung — zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle für anſtändig halte, gegen Denjenigen mich zu ſtellen, der bis Dahin mein Vater war. Mein Beiſpiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranze dieſes Fürſten reiſſen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsſchule

hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn ſie auch gerade das meinige verfehlt haben ſollte.

Nunmehr ſind alle meine Verbindungen aufgelöſet. Das Publikum iſt mir jezt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jezt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werd' ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeſchichte ſeines Verfaſſers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leſer in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntmachung des Menſchen machte, der ſie ausführen ſoll.

Die Rheiniſche Thalia wird jedem Gegenſtande offen ſtehen, der den Menſchen im Allgemeinen intereſſirt und unmittelbar mit ſeiner Glückſeligkeit zuſammenhängt. Alſo Alles, was fähig iſt, den ſittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geſchmack veredeln, Leidenſchaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, iſt in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menſchen und Handlungen. — Losgeſprochen von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſezt — ein Bürger des Univerſums, der jedes Menſchengeſicht in ſeine Familie aufnimmt und das Intereſſe des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menſchen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzuſuchen, und wenn ich mich des Bildes bedienen darf — die Magnetnadel an ſein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder

in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die ſich in irgend eine merkwürdige Verbeſſerung oder Verſchlimmerung auflöſen, ſind mir, ich geſteh' es, wichtiger als die todten Schätze im Kabinet des Antikenſammlers, oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder ſogleich ſeinen Namen in die Ewigkeit aufladet.

II. Philoſophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und ſchöne Kunſt in der Pfalz. — Reiſende, beſonders aus dem nördlichen Deutſchland, haben uns Beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunſt, mit Bewunderung verlaſſen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin ſeines Schloſſes, der Garten zu Schwetzingen, die Bildergallerie, der Saal der Antiken, die Jeſuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung intereſſant, wenn nur Geſchmack und Empfindung den Pinſel führen.

IV. Deutſches Theater. — Was die Stadt Mannheim, in Rückſicht auf ſchöne Kunſt, vorzüglich auszeichnet, iſt ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinen Geſchmack, beſſern Ton und das wahre, geiſtvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums auffordert. Dennoch iſt dieſe Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutſchland gekannt. Ihre Geſchichte und Dramaturgie wird einen anſehnlichen Platz in dieſer Thalia behaupten, und Dieß um ſo mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit ſolcher ſteht, alſo keine Rückſicht ſein Urtheil binden oder verfälſchen kann. Unter dem zahlloſen Heer deutſcher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardſpieles, oder das blinde Fatum,

wie die Atome des Epikur, zuſammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumſchleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausſtellen — iſt die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entſtanden, und durch ein gewiſſes Kunſtſyſtem dauern. Es verſteht ſich alſo, daß keiner der Krämerkniffe, womit ſonſt nur die Rädelsführer von Komödienbanden ihrer ſchlechten Sache zu Hülfe kommen (modiſche Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Spekulationen auf den herrſchenden Geſchmack, wenn dieſer auch aus Lappland und Sibirien ſtammte), daß keine der Taſchenſpielerkünſte, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofeſſioniſten ſich durch das Publikum bettelt, bei der hieſigen Bühne Statt finden kann. Der Geiſt der Kunſt muß hier natürlicherweiſe das Ganze beſeelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz erliegen. Und nach eben dieſem Maßſtabe, unter welchen ſich dieſe Bühne von ſelbſt ſchon geſtellt hat, wird auch die Kritik ſie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem ſittlichen und äſthetiſchen Werthe nach, beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zuſammenſuchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publikums ſorgfältig prüfen. In einer ſchwankenden Kunſt, wie die dramatiſche und mimiſche iſt, wo des Schauſpielers Eitelkeit den beſchimpfenden Beifall des rohen Haufens oft ſo hungrig verſchlingt, ſo gern mit der Stimme der Wahrheit verwechſelt — kann die Kritik nicht ſtreng genug ſeyn. Mehr als Einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künſtler ſein Spiel — und wenn er Schriftſteller war, ſeine Dichtung — auf die Geiſtesſchwäche ſeines Publikums ausrechnete, und ſeinen beſſern Genius

dieſer allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkoſung zu erſchleichen. Es kann ſeyn, daß er insgeheim vielleicht einer Gunſt ſich ſchämte, die ſo gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher dieſe Abtrünnigkeit und ſtieß ihn auch von ſich in einer kritiſchen Stunde.

Ueberzeugt, daß Verwunderung ſelten, gerechter Tadel immer verbeſſert; daß der größere Künſtler zugleich der beſcheidnere und mit Schamröthe zuhört, wenn die beſtochenen Zuſchauer ſich in ſeiner Gloria übereilen — feſt verſichert, daß der ſtolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur ſchlechtere Bühnen ihre todtkranken Götzen baden, werde ich in dieſer Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muſter nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauſpieler und Schauſpieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entſchiedenes Verdienſt ſoll genannt werden. Uſurpirten Ruhm werd' ich freimüthig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn ſein ſchreckliches Exempel belehren kann.

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Gränzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner ſcheiden, und eine unergründliche Kunſt, wie zuverläſſig die theatraliſche, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angeſtecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine geſunde Empfindung — über den Schauſpieler nur die Mehrheit der Kenner ſprechen. Eben darum werden die Urtheile in dieſer Thalia (wenn ſie entſcheiden) jederzeit Reſultate mehrerer Stimmen ſeyn, die ſich in Einem Ausſpruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollſtändiges Detail dieſer Bühne, ihrer Geſchichte und Einrichtung, die Charakteriſtik ihrer Künſtler und Künſtlerinnen (doch Derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derſelben merkwürdig geſtiegen oder geſunken ſind. Ich ſende Diejenigen voraus, deren Verfaſſer hier leben, die Verſchwörung des Fiesko, Verbrechen aus Ehrſucht und Franz von Sickingen — Jedem, der mir zu antworten Luſt hat, oder von meiner Kritik an das Publikum appelliren will, ſteht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht Eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapſodien, Fragmente von dramatiſchen Stücken.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geſtändniſſe von mir ſelbſt.

VIII. Correſpondenzen, Anzeigen, Miscellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in gr. 8. broſchirt und mit einem Umſchlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück iſt auswärts ein rheiniſcher Gulden, beim Verfaſſer zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löblichen Ober- und Poſtämtern kann Unterzeichnung geſchehen, und dieſe gilt bis in die Mitte des Januar. Die Exemplare empfängt man, ſoweit die kaiſerliche Reichspoſt geht, frei; im Fall ſich aber fremde Poſten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieſer Poſten beſtimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subſcribenten (denn ſie ſollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Poſtamt zu geben, ſo ihm am nächſten zur Hand iſt, und dieſes wird ſo gefällig ſeyn, jede Nachricht ſogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen

zu laſſen. Privatſendungen übernimmt der Verfaſſer nicht. Die kaiſerliche Poſt beſorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geſchieht die Bezahlung.

Eh' ich ſchließe, noch dieſes Einzige. Unterzeichnung auf dieſe Schrift wird nur dann erſt einen Werth für mich haben, wenn ich ſie perſönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als ſeine Werke — und gern geſteh' ich, daß bei der Herausgabe dieſer Thalia meine vorzügliche Abſicht war, zwiſchen dem Publikum und mir ein Band der Freundſchaft zu knüpfen.

Erklärung des Herausgebers der Thalia.

Den genannten und ungenannten Herren Verfaſſern dramatiſcher und lyriſcher Produkte, welche ſeit etlichen Jahren bei mir eingeſandt worden ſind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das ſie in mich geſezt haben wollen, unter meinem Geleite ſich bei dem Publikum einzuführen.

Unter dieſen eingeſandten Stücken befinden ſich mehrere, welche mir die Erſtlinge ihrer Autoren zu ſeyn ſcheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefordert werde, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. Dieſen alſo erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwiſſenheit ihrer Namen und Perſonen mir erleichtert, daß die Nichterſcheinung

ihrer Aufſätze in meiner Thalia dieſes entſcheidende Urtheil nicht iſt, und daß ſelbſt die Achtung, die das Talent ihrer Verfaſſer mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer erſten Verſuche ſehr gut beſtehen kann. So gern ich denſelben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünſcht hätte, ein öffentliches Urtheil über ſich zu hören, ſo wenig konnte Dieß mit den Rückſichten beſtehen, die ich den Leſern der Thalia ſchuldig zu ſeyn glaube. Mein Urtheil in kurzen Worten und ohne Beweis hinzuwerfen, würde die Abſicht, wegen welcher es verlangt und geſagt wird, ſehr ſchlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit.

Von mehreren dieſer HH. Verfaſſer werde ich, wie ich vermuthe, jezt ſchon losgeſprochen ſeyn. Zwiſchen Einſendung ihrer Beiträge und dieſer meiner Erklärung iſt bereits mehr als ein Jahr verfloſſen, und während eines Jahres pflegt ſich bekanntlich in einem guten Kopfe gar viel zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet ſeyn, durch meine ſtillſchweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, ſo wird ſich dieſes Talent ſicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritiſchen Wahl, entweder das wahre Schöne abzuſchrecken, oder das Falſche zu ermuntern, in erſterem Falle am wenigſten gewagt werde. Das wahre Genie richtet ſich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl ſeiner Kräfte macht ihm bald dieſe Krücke entbehrlich.

Vertheidigung des Recenſenten.

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Recenſent ſein Urtheil über die Bürger'ſchen Gedichte beſtimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres, als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorſätzliche Mißdeutung, pathetiſche Apoſtrophen und luſtige Tiraden widerlegt zu werden; auch ſchien ihm Hrn. Bürger's Sache in der That nicht ſo ſchlimm, um nicht eine beſſere Vertheidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er ſich gefallen, ſeine Kunſttheorie, wo es auch geſchehe, an der Bürger'ſchen zu verſuchen, wie er denn auch ſein über Hrn. Bürger gefälltes Urtheil nicht gerne für etwas Anders ausgegeben haben möchte, als für die Ueberzeugung eines einzelnen Leſers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlaſſen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe ſich gebührt, die Waffen gleich ſeyn, und wenn der eine Theil Beweisgründe gebraucht, ſo müßte der andere nicht mit Fechterkünſten ſtreiten. Es gilt hier kein hiſtoriſches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Hr. Bürger gegen ſeinen Recenſenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede iſt von Grundſätzen des Geſchmacks und deren Anwendung auf Hrn. Bürger's Produkte — Jene wie dieſe ſind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunſtrichters, wie Hr. Bürger will, ſondern nach eignem Gefühl und nach eigner Vernunft) jene Behauptungen prüfen, und den Bericht, den Hr.

Bürger davon abzuſtatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange des Recenſenten zuſammen halten kann. Dieſes Publikum, welches ſich ſeines Wielands, Göthe, Geßner's, Leſſings erinnert, dürfte ſchwerlich zu überreden ſeyn, daß die Reife und Ausbildung, welche Recenſent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menſchheit überſteige. Leſer, welche ſich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleiſt, Klopſtock, v. Salis erinnern, welche einſehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß ſie ſich zum allgemeinen Charakter der Menſchheit erheben, einer allgemeinen Mittheilung fähig — und dadurch allein, daß ſie jeden fremdartigen Zuſatz ablegen, mit den Geſetzen der Sittlichkeit ſich in Uebereinſtimmung ſetzen und gleichſam aus dem Schoße veredelter Menſchheit hervorſtrömen, zu ſchönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anſpruch zu machen), ſolche Leſer dürften nun ſchwerlich dahin zu bringen ſeyn, idealiſirte Empfindungen, wie Recenſent ſie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünſtelten naturwidrigen Abſtrakten für einerlei zu halten. Dieſe Leſer wiſſen es ſehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menſchlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealiſirenden Künſtlers ſo wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate ihr Anſpruch auf Jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menſchlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil ſie darſtellt, was ein einzelner Menſch wirklich ſo empfunden, ſondern was alle Menſchen ohne Unterſchied mit empfinden müſſen. Und kann Dieß wohl anders geſchehen, als daß gerade ſo viel Lokales und

Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mittheilbarkeit Abbruch thun würde? Wenn ſich Klopſtock in die Seele ſeiner Cidli, Wieland in die Seele ſeiner Phyſche oder Amande, Göthe in den Charakter ſeines Werther, Rouſſeau in den Charakter ſeiner Julie, Richardſohn in den ſeiner Klariſſe verſezt, und jeder dann die Liebe ſo empfindet, ſo uns ſchildert, wie ſie in ſolchen Seelen erſcheinen mußte, haben ſie nicht unter der Bedingung einer idealiſchen Seelenſtimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealiſirt? Hr. Bürger könnte vielleicht einwenden, daß der Fall ſich verändere, wenn der Dichter in ſeiner eigenen Perſon empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wiſſen, daß an der ſelbſteigenen Perſon des Dichters nur inſofern Etwas liegen kann, als ſie die Gattung vorſtellig macht, und daß es ſchlecht um ſeine Dichtungen ſtehen möchte, wenn er das Geſchäft der Idealiſirung nicht zuvor an ſich ſelbſt vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewiſſen Umſtänden ſie empfunden, bloß treu und natürlich dar, ſo kann er zwar einen hiſtoriſchen Zweck erreichen und das Publikum von Etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum ſo beſonders viel nicht gelegen iſt), das in ihm ſelbſt vorgegangen. Will er aber einen Kunſtzweck erreichen, d. h. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch dieſe Rührung veredeln, ſo entſchließe er ſich, von ſeiner noch ſo ſehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abſchied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rath zu halten und wo möglich in Einem Strahl zu concentriren; ſo bemühe er ſich, Alles was ausſchließend nur an ſeinem einzelnen, umſchränkten, befangenen Selbſt

haftet, und Alles, was der Empfindung, die er darſtellt, ungleichartig iſt, davon zu ſcheiden und ja vor allem Andern jeden groben Zuſatz von Sinnlichkeit, Unſittlichkeit und dergleichen abzuſtoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer ſo genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leſer an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenſchaft braust und wallt und mit dem Affekt des begeiſterten Dichters auch alle ſeine eigenthümlichen Geiſtesflecken ſich abſpiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unſterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch ſeinen wahren und goldenen Spruch: Weine erſt ſelbſt, wenn du weinen machen willſt, jede wilde Geburt ſeines erhizten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich iſt eine gewiſſe Ruhe und Freiheit des Geiſtes zur ſchönen Darſtellung ſelbſt der feurigſten Leidenſchaft, daß — ſogar Antikritiken, wie man ſieht, ihrer nicht entrathen können, ohne den beſten Theil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von allem Dem will Hr. Bürger nichts wiſſen? Alle dieſe Elemente der darſtellenden Kunſt klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und ſeine Leſer, daß ſein poetiſcher Genius bisher für ſeine Führerin dachte und ſich ohne Aeſthetik noch ganz leidlich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leſer entſcheide, ob der Verfaſſer der Recenſion ſich deßwegen eines groben Widerſpruchs ſchuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunſt nicht vermiſſen will und dennoch eine ungeſchlachte, ungebildete, mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht ſchön finden kann. Oder ſollte vielleicht nach Hrn. Bürgers Meinung gerade in dieſer leztern die Originalität und Eigenthümlichkeit enthalten ſeyn, die man mit Recht

jedem Kunſtwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leſer entſcheide wieder, ob Hrn. Bürger die Kunſt zu idealiſiren abgeſprochen wird, wenn Recenſent ausdrücklich nur dieſe Idealiſirkunſt bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealiſche Schöpfung des Dichters im Einzelnen auf ein inneres Ideal von höchſter Vollkommenheit beziehet?

Hrn. Bürgers Sache wäre es geweſen, die Anwendung der vom Recenſenten aufgeſtellten Grundſätze auf ſeine Gedichte, nicht aber dieſe Grundſätze ſelbſt zu beſtreiten, die er im Ernſt nicht wohl läugnen, nicht mißverſtehen kann, ohne Begriffe von der Kunſt verdächtig zu machen. Wenn er ſich gegen dieſe Forderungen ſo lebhaft wehrt, beſtärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er ſeine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige ſeiner Geiſtesprodukte hätte er nennen ſollen, welchem Recenſent durch ſeinen allgemeinen Ausſpruch Unrecht gethan hat. Wenn Hr. Bürger es für eine ſo unmögliche Sache hält, daß einer ſeiner poetiſchen Mitbrüder ſich ſo ſehr habe vergeſſen können, ein Ideal der Kunſt aufzuſtellen, welches den ſelbſteignen Produkten deſſelben das Urtheil ſpricht, ſo beweist Hr. Bürger dadurch bloß, wie ſehr ſein Kunſtideal unter dem Einfluß ſeiner Eigenliebe ſtehe, wenn er es nicht gar ſelbſt aus ſeinen eigenen Geiſtesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphiloſoph ohne Bedenken von jedem menſchlichen Subjekt und zum Theil ſchon der Erzieher von ſeinem Zöglinge fordert, darf doch wohl die Kunſt von ihren vorzüglichſten Seelen verlangen — und wenn in der Forderung des Moraliſten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Beſtrebungen, es zu erreichen, nicht niederſchlagen darf, warum ſollte mit der Kunſt eine Ausnahme

gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moraliſten großentheils ſchon enthalten iſt? — Immer könnte alſo auch ein Dichter jenes Urtheil über Hrn. Bürger niedergeſchrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht beſaß, ſeine eigenen Geiſteskinder vor der Strenge dieſer ſeiner Theorie zuvörderſt in Sicherheit zu bringen. Einen ſolchen könnte nur ſchwerlich die Furcht vor Repreſſalien abgehalten haben, offen und frei ſeine Meinung von Hrn. Bürger zu ſagen, und eiferſüchtiger auf die Hoheit ſeiner Kunſt als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er ſich in ſeinem Leben ſchon an ihr mag verſündigt haben, ertheilt er ihm hiemit uneingeſchränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung ſeines Namens gegen ſeine Geiſtesgeburten ſo viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig iſt. Um ſo mehr glaubt er ſich aber auch befugt, Das, was ihm Sache der Kunſt ſchien, gegen das Bürger'ſche Beiſpiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenſtein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wolluſt entrückt wird, zu verfechten — mit Beſcheidenheit, wie er gethan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künſtler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künſtler, wenn es nicht einer iſt, der ihr Geſetzbuch erweitert.

Geſchah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu ſpielen, daß Hr. Bürger die ganze Schaar deutſcher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Muſenberge „Feuer!“ ruft und den Geiſt eines Wieland und Seinesgleichen zu erſcheinen und zu löſchen beſchwört? Er nehme ſich ja in Acht, den Schatten Samuels zu wecken, ſonſt möchte

ihm wie weiland Saul geantwortet werden. Recenſent erinnert ſich, Hrn. **Bürger** über Alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyriſchen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht Alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeiſterung in einem Liede oder in einer Ode aus-hauchten, mit Hrn. **Bürger** um den lyriſchen Kranz, und die ihn ſchon längſt erſiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie ſehr auch endlich Hrn. **Bürgers** poetiſcher Genius über ſeine Mitkämpfer hervorragt, ſo könnte ihm doch man-cher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unweſentlichen Stücken der poetiſchen Darſtellung zum Mu-ſter dienen.

Wenn das großgünſtige Publikum Hrn. **Bürgers** ſeinen Genius für ein noch höheres Weſen halten könnte als er ſelbſt, welches viel iſt; wenn es weit mehr ſeiner Pro-dukte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn ſelbſt ſchamroth machte, den Feiertanz um ſeine Pagoden anſtellte: ſo wäre das Unglück in der That ſo groß nicht, als Hr. **Bürger** es macht, mit dem Urtheile dieſes Publikums über ihn ſich einigermaßen in Widerſpruch zu befinden. Auch iſt es nicht nöthig, daß gerade die ganze ſchreibende und leſende Welt ſich geirrt haben muß, wenn Hr. **Bürger** nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechſelt die Selbſtzufriedenheit des Künſtlers den lauten brauſenden Zuruf, der ihn gleich bei ſeiner erſten Erſcheinung umtönt, mit dem Urtheil der Welt, und ſo entſcheidet ſich oft der Ruhm eines Schriftſtellers, ehe noch die gewichtigſten Stim-men mitgeſprochen haben. Hrn. **Bürgers** poetiſcher Genius hat dieſe Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium ſchöner Muſter und etwas

mehr Strenge gegen ſich ſelbſt ankommen, daß auch ſie mit vollem Herzen das Prädikat unterſchreiben, das ihm ohne ſie ertheilt worden iſt. So wenig Recenſent ſich bei Abfaſſung ſeiner Kritik einer andern Leitung als ſeines eigenen Gefühls bewußt war, ſo angenehm überraſchte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in ſeinem Urtheile über Hrn. Bürger die Meinung einiger der kompetenteſten Geſchmacksrichter von dieſem Schriftſteller ausgeſprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Theile des Publikums etwas Ueberflüſſiges zu ſagen und bei einem andern durch ſeinen unſchuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht ſeine Gründe fanden, ſey es dem Recenſenten erlaubt, einem Inkognito getreu zu bleiben, welches ſeiner Ueberzeugung nach bei litterariſchen Kämpfen ſo lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftſteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigenen und ihres ganzen Standes Unkoſten nicht ſehr erbauliche Komödien zum Beſten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterm Intereſſe an der Wahrheit geſtritten wird, ſtreitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Perſonen die Sache verdrängen.

Vorbericht zu den kleineren proſaiſchen Schriften.

Um dem Nachdruck zuvor zu kommen und zugleich meinen Freunden in der leſenden Welt eine Auswahl Desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter kleineren proſaiſchen Verſuchen der Vergeſſenheit zu entziehen wünſche,

habe ich die Sammlung veranſtaltet, auf welche, wenn ſie anders Leſer und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verſchiedene noch ungedruckte Aufſätze enthalten würden.

Bei den meiſten der hier abgedruckten Aufſätze möchte, wie ich gar wohl einſehe, eine ſtrengere Feile nicht überflüſſig geweſen ſeyn, und es war auch Anfangs meine Abſicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorſtellungsweiſe gemäßer zu machen. Aber ein veränderter Geſchmack iſt nicht immer ein beſſerer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade Dasjenige genommen, wodurch ſie bei ihrer erſten Erſcheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen alſo auch jezt noch das jugendliche Gepräge ihrer erſten zufälligen Entſtehung und bitten dieſer Urſache wegen um die Nachſicht des Leſers.

Nicht immer iſt es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leſer feſſelt; zuweilen gewinnt ſie ihn bloß durch charakteriſtiſche Züge, in denen ſich die Individualität ihres Urhebers offenbart — eine Eigenſchaft, die oft gerade die vollendetſten Werke eines Autors verleugnen. Für Leſer alſo, welche dieſe intereſſiren kann, die, wenn ſie in dem Buche auch nicht mehr finden ſollten als den Verfaſſer ſelbſt, mit dieſem kleinen Gewinn ſich begnügen, ſind dieſe Rhapſodien beſtimmt, und eine flüchtige, für ernſthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung iſt Alles, was ich ihnen davon verſprechen kann.

Herausgabe der Horen.

Unter dieſem Titel wird mit dem Anfang des Jahres 1795 eine Monatſchrift erſcheinen, zu deren Verfertigung eine Geſellſchaft bekannter Gelehrten ſich vereinigt hat. Sie wird ſich über Alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leſer intereſſiren oder was bloß den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſeyn. Vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich Alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht. Man widmet ſie der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſch der Ideen; und indem man bemüht ſeyn wird, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich, den Kreis der Leſer durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitſchriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht ſchwer ſeyn, Gehör zu finden, und, nach ſo vielen verunglückten Verſuchen dieſer Art, noch ſchwerer, ſich Glauben zu verſchaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatſchrift gegründetere Hoffnung haben, wird ſich am beſten aus den Mitteln abnehmen laſſen, die man zu Erreichung jenes Zweckes eingeſchlagen hat.

Nur der innere Werth einer litterariſchen Unternehmung iſt es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum verſichern kann. Auf der andern Seite aber iſt es nur dieſes

Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit alſo iſt, daß der Erfolg gewiſſermaßen ſchon realiſirt ſeyn muß, um den Aufwand, durch den allein er zu realiſiren iſt, möglich zu machen. Aus dieſem Cirkel iſt kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematiſchen Erfolg ſo viel wage, als etwa nöthig ſeyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitſchriften dieſes Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieſes Publikum theilen ſich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zuſammen zählen, ſo würde ſich eine Anzahl entdecken laſſen, welche hinreichend wäre, auch die koſtbarſte Unternehmung im Gange zu erhalten. Dieſe ganze Anzahl nun ſteht derjenigen Zeitſchrift zu Gebot, die alle die Vortheile in ſich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen beſtehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denſelben beträchtlich zu überſteigen.

Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eigenen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben. So weit iſt es noch nicht mit der Kultur der Deutſchen gekommen, daß ſich Das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen finden ſollte. Treten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine litterariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publikum, und das Werk, an welchem Alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publikum haben. Dadurch aber iſt man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteſte Kreis der Leſer und Käufer einem Autor nur immer verſchaffen kann.

Ein Verleger, der dieſer Unternehmung in jeder Hinſicht gewachſen iſt, hat ſich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden, und iſt bereit, ſie ins Werk zu richten, ſobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern ſich zuſammengefunden haben wird. Jeder Schriftſteller, an den man dieſe Anzeige ſendet, wird alſo zum Beitritt an dieſer Societät eingeladen, und man hofft dafür geſorgt zu haben, daß er in keiner Geſellſchaft, die ſeiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten ſoll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern möglich iſt, ſo kann man keinem Schriftſteller zugeſtehen, ſeinen Beitritt bis nach Erſcheinung des Journals aufzuſchieben, weil man ſchon vorläufig wiſſen muß, auf Wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl ſich zuſammengefunden hat, wird Solches jedem Theilnehmer an der Zeitſchrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat iſt man übereingekommen ein Stück von neun Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit *** Louisdors in Gold bezahlt. Dafür verſpricht der Verfaſſer, von dieſen einmal abgedruckten Aufſätzen drei Jahre nach ihrer Erſcheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es ſey denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man ſich ausbittet, Nichts, was ihrer ſelbſt und einer ſolchen Zeitſchrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten iſt, ſo hat man doch aus leicht begreiflichen Gründen die Verfügung getroffen, daß kein Manuſcript eher dem Druck über geben werde, als bis es einer dazu beſtimmten Anzahl von

Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden iſt. Dieſer Convention werden ſich die HH. Theilnehmer um ſo eher unterwerfen, als ſie verſichert ſeyn können, daß höchſtens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rückſicht auf den Plan und das Intereſſe des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redakteur noch der Ausſchuß ſich in den Manuſcripten erlauben. Sollten welche nöthig ſeyn, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man den Verfaſſer erſuchen wird, ſie ſelbſt vorzunehmen. Der Abdruck der Manuſcripte wird ſich nach der Ordnung richten, in der ſie eingeſandt werden, ſo weit Dieſes mit der nöthigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsſtücken beſtehen kann. Eben dieſe Mannigfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgeſezt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als ſechszig Seiten einnehme.

Briefe und Manuſcripte ſendet man an den Redakteur dieſer Monatſchrift, der den HH. Verfaſſern für ihre eingeſandten Beiträge ſteht und bereit iſt, Jedem, ſobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieſer Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen ſey, wird kaum nöthig ſeyn zu erinnern.

(Im erſten Horenſtücke werden fünfundzwanzig Mitarbeiter namentlich aufgezählt, und dann folgt noch nachſtehende Bemerkung:)

Da ſich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geſchloſſen betrachtet, ſo wird jedem deutſchen Schriftſteller, der ſich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Inſtituts zu unterwerfen geneigt iſt, zu jeder Zeit die

Theilnahme daran offen ſtehen. Auch ſoll Jedem, der es verlangt, verſtattet ſeyn, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt, und nicht auf den Stempel ſehen wird. Aus dieſem Grunde, und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man ſich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bei den einzelnen Aufſätzen die Namen ihrer Verfaſſer, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs, verſchweigen, was der Leſer ſich um ſo eher gefallen laſſen kann, da ihn dieſe Anzeige ſchon im Ganzen mit denſelben bekannt macht.

Die Horen.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräuſch des Kriegs das Vaterland ängſtigt, wo der Kampf politiſcher Meinungen und Intereſſen dieſen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert, und nur allzuoft Muſen und Grazien daraus verſcheucht, wo weder in den Geſprächen noch in den Schriften des Tags vor dieſem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung iſt, möchte es eben ſo gewagt als verdienſtlich ſeyn, den ſo ſehr zerſtreuten Leſer zu einer Unterhaltung von ganz entgegengeſezter Art einzuladen. In der That ſcheinen die Zeitumſtände einer Schrift wenig Glück zu verſprechen, die ſich über das Lieblingsthema des Tages ein ſtrenges Stillſchweigen auferlegen, und ihren Ruhm darin ſuchen wird, durch etwas Andres zu gefallen, als wodurch jezt Alles gefällt. Aber je mehr das beſchränkte Intereſſe

der Gegenwart die Gemüther in Spannung ſezt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an Dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß iſt der Geſichtspunkt, aus welchem die Verfaſſer dieſer Zeitſchrift dieſelbe betrachtet wiſſen möchten. Einer heitern und leidenſchaftfreien Unterhaltung ſoll ſie gewidmet ſeyn, und dem Geiſt und Herzen des Leſers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüſtet bald niederſchlägt, eine fröhliche Zerſtreuung gewähren. Mitten in dieſem politiſchen Tumult ſoll ſie für Muſen und Charitinnen einen engen vertraulichen Cirkel ſchließen, aus welchem Alles verbannt ſeyn wird, was mit einem unreinen Parteigeiſte geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte und über die kommende Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideal veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zulezt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſeyn. Sowohl ſpielend als ernſthaft wird man im Fortgange dieſer Schrift dieſes einzige Ziel verfolgen, und ſo verſchieden auch die Wege ſeyn mögen, die man dazu einſchlagen wird, ſo werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet ſeyn, wahre Humanität zu befördern. Man

wird ſtreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich iſt, wird man die Reſultate der Wiſſenſchaft von ihrer ſcholaſtiſchen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigſtens einfachen Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich zu machen ſuchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wiſſenſchaft ausgehen und da nach Geſetzen forſchen, wo bloß der Zufall zu ſpielen und die Willkür zu herrſchen ſcheint. Auf dieſe Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die ſchöne Welt von der gelehrten zum Nachtheil beider trennt, gründliche Kenntniſſe in das geſellſchaftliche Leben und Geſchmack in die Wiſſenſchaft einzuführen.

Man wird ſich, ſoweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele ſetzen, aber dem frivolen Geſchmack, der das Neue bloß um der Neuheit willen ſucht, keineswegs nachgeben. Ueberhaupt wird man ſich jede Freiheit erlauben, die mit guten und ſchönen Sitten verträglich iſt.

Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden alſo der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſeyn; die drei ſchweſterlichen Horen, Eunomia, Dike und Irene werden ſie regieren. In dieſen Göttergeſtalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendſtes Sinnbild findet. Die Fabel macht ſie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Geſetzes und der Macht, des nämlichen Geſetzes, das in der

Körperwelt über den Wechſel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geiſterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborne Venus bei ihrer erſten Erſcheinung in Cypern empfingen, ſie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und ſo von ihren Händen geſchmückt in den Kreis der Unſterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne ſchon in ſeiner Geburt ſich unter Regeln fügen muß, und nur durch Geſetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unſterblichkeit und einen moraliſchen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreiſen dieſe Göttinnen die Welt, öffnen und ſchließen den Olymp, und ſchirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu verſenden. Man ſieht ſie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienſt der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanſtändigkeit und Würde unzertrennlich ſind.

Daß die gegenwärtige Zeitſchrift des ehrenvollen Namens, den ſie an ihrer Stirn führt, ſich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber ſich mit Zuverſicht verbürgen zu können. Was ihm in ſeiner eigenen Perſon nicht geziemen würde, zu verſichern, das erlaubt er ſich als Sprecher der achtungswürdigen Geſellſchaft, die zu Herausgabe dieſer Schrift ſich vereinigt hat. Mit patriotiſchem Vergnügen ſieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und ſeine Freunde ſchon ſeit Jahren beſchäftigte, aber nicht eher als jezt gegen die vielen Hinderniſſe, die ſeiner Ausführung im Wege ſtanden, hat behauptet werden können. Endlich iſt es ihm gelungen, mehrere der verdienſtvollſten Schriftſteller Deutſchlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, troz aller

Verſuche, die von Einzelnen bisher angeſtellt wurden, noch immer gemangelt hat und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine ſolche Anzahl und eine ſolche Auswahl von Theilnehmern nöthig ſeyn möchte, um bei einem Werke, das in feſtgeſezten Zeiten zu erſcheinen beſtimmt iſt, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Sammlung der Gedichte.

Vielleicht hätte bei Sammlung dieſer Gedichte eine ſtrengere Auswahl getroffen werden ſollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unſicheren Verſuche einer anfangenden Kritik und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmacks finden ſich hier mit ſolchen zuſammengeſtellt, die das Werk einer reifern Einſicht ſind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche ſich größtentheils ſchon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetiſche Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie ſind ſchon ein verjährtes Eigenthum des Leſers, der ſich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden iſt, und ſelbſt das Fehlerhafte bezeichnet wenigſtens eine Stufe in der Geiſtesbildung des Dichters.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte hat ſich, ſo wie alle ſeine übrigen Kunſtgenoſſen, vor den Augen der Nation und mit derſelben gebildet, er wüßte auch keinen, der ſchon vollendet

aufgetreten wäre. Er trägt alſo kein Bedenken, ſich dem Publikum auf einmal in der Geſtalt darzuſtellen, in welcher er nach und nach vor demſelben erſchienen iſt. Er freut ſich, daß ihm das Vergangene vorüber iſt, und inſofern er überwunden hat, mag er auch ſeine Schwächen nicht bereuen.

Möchte dieſe rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfaſſers in drei Bänden erſchienen iſt, und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines ſchmutzigen Aeußern, zur Schande des guten Geſchmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers, dennoch Käufer findet.

Morgengedanken am Sonntage.

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! zu Dir blick' ich mit dem erſten Morgenſtrahle empor, und bete dich an. Du erforſcheſt mich, Gott! du ſiehſt jedes Zittern des betenden Herzens von Fern. Ach! ſo kennſt du auch dieß heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängſtigte ſich mein Herz — Gott! du weißt's — und rang nach himmliſcher Erleuchtung von dir in die umnachtete Seele — Ich ſah den ſchrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich ſchon ſchwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich ſo wohlthätig zurückzog. Sey noch ferner bei mir, mein Gott und Vater!

denn die Tage ſind da, wo die Thoren auftreten und ſprechen in ihrem Herzen: es iſt kein Gott! — Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten raſ't und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet. Da ſteh' ich, und ſchwanke oft im Sturme, und ach! das ſchwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht empor hielteſt, mächtiger Erhalter deiner Geſchöpfe, Vater Derer, die dich ſuchen! — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne dieſe Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüſte irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führeſt uns ſicher durchs Leben, trägſt uns die Fackel vor im finſtern Thale des Todes und bringſt uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen biſt. Ach, mein Gott! ſo erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebſten beſucht. Die Sonne ſpiegelt ſich nicht in der ſtürmiſchen See, aber aus der ruhigen, ſpiegelhellen Fluth ſtrahlt ſie ihr Antlitz wider. So ruhig erhalte auch dieß Herz', daß es fähig ſey, dich, o Gott! und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen; denn nur Dieß iſt Wahrheit, die das Herz ſtärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum; hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles. Sollt ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit iſt vor dir, mein Gott! dieſes Kleinod, dieſen himmelerhebenden Troſt rauben? Nein! wer die Wahrheit haßt, ſey mein Feind; und wer ſie mit einfältigem Herzen ſucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

Die Glocke ſchallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befeſtigen, mich in der Wahrheit ſtark zu machen und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O ſo leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich ſtark genug ſey, ſie auch den Meinen zu verkündigen; dann ſind ſie glücklich. Wiſſen ſie doch, daß du ihr Gott und Vater biſt, daß du ſandteſt Jeſum, deinen Sohn, und den Geiſt, daß er die Wahrheit bezeugen ſoll. Haben ſie doch für jeden Kummer dieſes Lebens Stärkung, und für die Leiden des Todes den ſeligen Troſt einer frohen Ewigkeit.

Nun, mein Gott! du magſt mir Alles nehmen — jedes herzfeſſelnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude — laß mir nur die Wahrheit: ſo hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich dich bitten, Allgütiger! darf ich dich flehen mit dieſem bebenden Herzen und dieſer zitternden Thräne im Auge — ſo erbarme dich auch der Irrenden. — Sind ſie doch unter allen Elenden der Erde deiner Hülfe am dürftigſten. Sie können ſich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht iſt ihre Seele und voll bitteren Kampfs ihr Herz. Ach! ſo erbarme dich ihrer Angſt, laß ſie hören die Stimme der Wahrheit, daß ſie ſtehen, zittern und umlenken und ihrem himmliſchen Rufe folgen. Bring' uns Alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unſre Herzen quält, ſondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umſtrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du biſt Gott unſer Vater, und daß Jeſus ſey der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilſt.

Beſchütz' uns, Heiland, Jeſu Chriſt!
Der du zur Rechten Gottes biſt;
Sey unſer Schild und ſtarke Wehr,
Staub iſt vor Dir der Spötter Heer!

Du haſt von Ewigkeit geſehn,
Wie lange noch ihr Trotz beſtehn
Und wider Dich hier ſchnauben ſoll;
Vielleicht iſt nun ihr Maß bald voll.

Auch ſie, o Herr, haſt Du verſöhnt,
Sie, deren Spott Dich jezt verhöhnt.
Gib, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernſten Reu' ihr Geiſt erwacht. Amen.

Der Antikenſaal zu Mannheim.

(Brief eines reiſenden Dänen.)

Der heutige Tag war mein ſeligſter, ſo lang ich Deutſchland durchreiſe. — Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genoſſen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenſtrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht, und die göttlichen Früchte des Genie's und der Begeiſterung zeitigt. Ich habe vielleicht das höchſte der Pracht und des Reichthums geſehen. Der Triumph einer Menſchenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraſchte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend ſteckte bald meine wollüſtige Verwunderung an. Eine

hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigen Promenaden eines fürſtlichen Luſtgartens anbettelt — eine ſturzdrohende Schindelhütte, die einem prahleriſchen Palaſt gegenüberſteht — wie ſchnell ſchlägt ſie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemälde. Ich ſehe jezt die Flüche von Tauſenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieſer großſprechenden Verweſung wimmeln. — Das Große und Reizende wird mir abſcheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen ſiechen, hinſchwindenden Menſchenkörper, deſſen Augen und Wangen von fiebriſcher Röthe brennen und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen.

Dieß, mein Beſter, ſind ſo oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reiſenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anſtalt in Beziehung auf die Glückſeligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in dieſem Spiegel ſo klein — wie viele Schimmer erlöſchen!

Heute endlich habe ich eine unausſprechlich angenehme Ueberraſchung gehabt. Mein ganzes Herz iſt davon erweitert. Ich fühle mich edler und beſſer.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunſtliebe eines deutſchen Souveräns die edelſten Denkmäler griechiſcher und römiſcher Bildhauerkunſt in einem kurzen, geſchmackvollen Auszug verſammelt. Jeder Einheimiſche und Fremde hat die uneingeſchränkteſte Freiheit, dieſen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotiſche Kurfürſt ließ dieſe Abgüſſe nicht deßwegen mit ſo großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden,

eine Seltenheit mehr zu beſitzen, oder, wie ſo viele andere Fürſten, den durchziehenden Reiſenden um ein Almoſen von Bewunderung anzuſprechen — der Kunſt ſelbſt brachte er dieſes Opfer, und die dankbare Kunſt wird ſeinen Namen verewigen.

Schon die Aufſtellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Leſſing ſelbſt, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in dieſem Antikenſaal dem ſtudirenden Künſtler mehr Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finſter oder zu hoch, oder auch unter den ſchlechteren zu verſteckt ſtünden, als daß ſie der Kenner, der ſie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Weſen des griechiſchen Genius trittſt du in dieſen Tempel der Kunſt. Schon deine erſte Ueberraſchung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unſichtbare Hand ſcheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug' wegzuſtreifen, zwei Jahrtauſende verſinken vor deinem Fußtritt, du ſtehſt auf Einmal mitten im ſchönen lachenden Griechenland, wandelſt unter Helden und Grazien und beteſt an, wie ſie, vor romantiſchen Göttern.

Dein erſter Blick fällt auf die koloſſaliſche Figur des farneſiſchen Herkules — die ungeheuer-ſchöne Darſtellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die ſtrengſte Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet. Wer hat den ſtarren, widerſtrebenden Stein in ſo weiche, ſo geſchmeidige Fleiſchmaſſen hingegoſſen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff ſeinen Herkules im Momente ſchlafender (vielleicht erſchöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieſer Erſchlaffung das ungeübteſte

Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantaſie leiht dem Koloſſen Bewegung. Ich ſehe eine Figur wie dieſe auf den nemeiſchen Löwen fallen, und Schrecken und Erſtaunen reißen mich ſchwindelnd fort.

Zunächſt an dieſer feſſelt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über dieß Meiſterſtück der antiken Kunſt wenig Neues mehr ſagen; du kennſt ſie bereits, und der Anblick ſelbſt überwältigt alle Beſchreibungskraft. Dieſer hohe Schmerz im Auge, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Bruſt — ein Augenblick, ein Zuſtand, wo die Natur ſelbſt ſich ſo gern vergißt, ſo gern ins Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit ſo angenehm, bei aller Treue ſo delikat behandelt, daß ſich das verwöhnteſte Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie ſchmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordneten Figuren der hülfloſen Kinder, welche durch die ſchreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenſchaft und die ganze Gruppirung laſſen dem forſchenden Auge nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken dieſen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben dieſe Figuren außer dem gewaltſamen Zuſtande des Affekts, und noch immer werden ſie Muſter der höchſten Wahrheit und Schönheit ſeyn. Der griechiſche Künſtler hat nichts aufgeopfert. Die unbeſchreibliche Harmonie der Gruppe koſtet uns auch nicht das leiſeſte Mißfallen über vernachläſſigte Theile in den beiden Knaben. So ſchuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieſer Saal enthält, iſt der vatikaniſche Apoll die vollkommenſte. Zwei Blicke auf denſelben ſind genug, dir mit entſcheidender Gewißheit zu ſagen, du ſteheſt vor einem Unſterblichen. Die reizende Jünglingsfigur, die ſich eben jezt in den Mann verliert,

Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinſte Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem erſten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Dieſe himmliſche Miſchung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernſt, Majeſtät und Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Bruſt iſt nach dem übereinſtimmenden Gefühl aller Künſtler die vollkommenſte, die je ein Meiſel geſchaffen hat; Schenkel und Füße ein Muſter der edelſten Schönheit. Den geübten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontraſtirende Schlangenlinien in einander ſchmelzen, nur für das Auge nachzuahmen; denn der griechiſche Meiſter hat eben ſo delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die leztere iſt der erſteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergeſſen iſt, ſo hat doch der Künſtler die feineren Nüancen dem Gefühle entzogen und der Berührung vorbehalten. Die Statue ſchwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und ſcheinen ſie ſichtbar emporzutragen. Der Künſtler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeſchoſſen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge iſt hoher Unwille und feſte Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem ſchlank geſtreckten Halſe Triumph und göttliche Ehre.

„Das iſt Phöbus, welchen die Götter im Hauſe Kronions
Fürchten, dem ſie ſich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er ſich naht, und wenn er ſpannt den ſtrahlenden Bogen.“

Homers Hymne.

In Abſicht des Styls kann dieſer Apollo dem Torſo und Laokoon nachgeſezt werden; aber der gefühlvolle Kenner vergißt dieſe Vernachläſſigung im Genuſſe höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichſten Statuen iſt ein ſterbender Sohn der Niobe, den Apollo erſchoſſen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobiſche Familie — edel und rührend iſt der Ausdruck des Sterbens in ſeinem Geſichte; die Bruſt beſonders iſt in ſchönen und großen Maſſen emporgetrieben, der untere Leib ſinkt mit ſehr vieler Wahrheit unter den lezten Krämpfen des Todes. Der Styl iſt markig und hat mit dem äußerſt delikaten Styl des Kaſtor und Pollux ſehr viel Aehnliches.

Unter die beſten Stücke in dieſem Saale zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borgheſiſchen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelſpiels bewundere, die Zwillinge Kaſtor und Pollux, Kaunus und Biblis, den Faun, den Schleifer, beſonders wegen des forſchenden Ausdrucks des Geſichts und der Formen ſeiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die mediceiſche Venus, den ſterbenden Fechter, den Römer Germanikus und noch einige andere, von denen ich dir in meinem nächſten Briefe mehr ſagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büſten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines ſterbenden Alexander, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Caligula, der Fauſtina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Hrn. v. Voltaire neben einander geſtellt. — Ich weiß keine beißendere Satyre auf unſer Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man es jezt in Deutſchland laut ſagen darf —

Voltaire, war ein wahrhaft großer Geiſt; aber warum war mir ſein Kopf in dieſer Geſellſchaft ſo lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf dieſe Statuen. Warum zielen alle redenden und zeichnenden Künſte des Alterthums ſehr nach Veredlung?

Der Menſch brachte hier Etwas zu Stande, das mehr iſt, als er ſelbſt war, das an etwas Größeres erinnert als ſeine Gattung — beweist Das vielleicht, daß er weniger iſt, als ſeyn wird? — So könnte uns ja dieſer allgemeine Hang nach Verſchönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele erſparen. — Wenn der Menſch nur Menſch bleiben ſollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieſer Götter gegeben?

Die Griechen philoſophirten troſtlos, glaubten noch troſtloſer und handelten — gewiß nicht minder edel denn wir. Man denke ihren Kunſtwerken nach, und das Problem wird ſich löſen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menſchen und näherten ihre Menſchen den Göttern. Es waren Kinder Einer Familie.

Ich kann dieſen Saal nicht verlaſſen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergötzen, den die ſchöne Kunſt Griechenlands über das Schickſal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier ſtehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einſt hervorgrub. In dieſer zerſchmetterten Steinmaſſe liegt unergründliche Betrachtung. — Freund! Dieſer Torſo erzählt mir, daß vor zwei Jahrtauſenden ein großer Menſch da geweſen, der ſo etwas ſchaffen konnte. — daß ein Volk da geweſen, das einem Künſtler, der ſo etwas ſchuf, Ideale gab — daß dieſes Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus ſeiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieſes

Volk edel geweſen, weil Tugend und Schönheit nur Schweſtern der nämlichen Mutter ſind. — Siehe Freund, ſo habe ich Griechenland in dem Torſo geahnet.

Unterdeſſen wanderte die Welt durch tauſend Verwandlungen und Formen. Throne ſtiegen — ſtürzten ein. Feſtes Land trat aus den Waſſern — Länder wurden Meer. Barbaren ſchmolzen zu Menſchen. Menſchen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsſtrich des Peloponnes entartete mit ſeinen Bewohnern — wo einſt die Grazien hüpften, die Anakreone ſcherzten und Sokrates für ſeine Weisheit ſtarb, weiden jezt Ottomanen — und doch Freund, lebt jene goldene Zeit noch in dieſem Apoll, dieſer Niobe, dieſem Antinous, und dieſer Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwiderſprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieſes Volkes an alle Völker der Erde.

Etwas geſchaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn Alles ſich aufreibt ringsumher — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberten Länder, keine entdeckten Welten aufdringen — ich kann ſie durch kein Meiſterſtück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu dieſem Torſo erſchaffen — aber vielleicht eine ſchöne That ohne Zeugen thun!

Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuſkript des verſtorbenen Diderot gezogen.)

Der Marquis von A. . . war ein junger Mann, der ſeinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens ſo ſo von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand ſich eine Dame, die ihm ziemlich zu ſchaffen machte. Sie nannte ſich Frau v. P. . ., eine reiche Wittwe von Stand, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, und von hohem Geiſte.

Der Marquis brach alle ſeine früheren Verbindungen ab, um nur für dieſe Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Gefliſſenheit, brachte ihr alle erſinnlichen Opfer, ſie von der Heftigkeit ſeiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich ſogar ſeine Hand an. Aber die Marquiſin, die es noch nicht vergeſſen konnte, wie unglücklich ihre erſte Heirath geweſen, wollte ſich lieber jedem Ungemach, als einer zweiten ausſetzen.

Dieſe Frau lebte ſehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verſtorbenen Mannes geweſen, ſie hatte ihm damals den Zutritt geſtattet, und auch nachher verſchloß ſie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibiſche Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit ſeiner Bewerbung, von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften begleitet, ſeine Figur, ſeine Jugend, der Anſchein der wahrhafteſten Liebe und dann wiederum die einſame Lebensart dieſer Dame, ein Temperament zur zärtlichen Empfindung geſchaffen, mit Einem Worte, Alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier ſeine Wirkung. Frau v. P. . . ergab

ſich endlich nach einer monatelangen fruchtloſen Gegenwehr und dem hartnäckigſten Kampfe mit ſich ſelber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders ſein Herz den zärtlichen Geſinnungen, die es damals ſo feierlich angelobte, und die ihm ſo zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren ſo hingefloſſen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er ſchlug ihr vor, in Geſellſchaft zu gehen, ſie that's — Beſuche anzunehmen, ſie willigte ein — Tafel zu geben, auch darin gab ſie ihm nach. Endlich fing ein Tag an, fingen mehrere Tage an zu verſtreichen, und kein A... ließ ſich ſehen. Er fehlte bei der Mittagstafel, beim Abendeſſen. Geſchäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nöthig, ſeinen Beſuch Dießmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, ſtreckte ſich im Sopha, ergriff etwa dieſe oder jene Broſchüre, warf ſie weg, ſchäkerte mit ſeinem Hunde oder ſchlief zulezt gar ein. Es wurde Abend — ſeine ſchwächliche Geſundheit rieth ihm, zeitig nach Hauſe zu gehen, Das hatte ihm Tronchie ausdrücklich befohlen — und Tronchie, Das iſt wahrhaftig und wahr, Tronchie iſt ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut, und ſchlüpfte fort, vergaß in ſeiner Zerſtreuung auch wohl gar, Madame beim Abſchied zu umarmen. Frau v. P... empfand, daß ſie nicht mehr geliebt ward; aber ſie mußte ſich überzeugen, und Das machte ſie ungefähr auf folgende Art:

Einmal als ſie eben abgeſpeiſt hatten, fing ſie an:

Warum ſo in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es iſt auch wahr, und noch dazu in ſo traurigen.

Wie denn Das?

Nichts.

Das iſt nicht wahr, Madame! Frei heraus — und dabei gähnte er — geſtehen Sie mir, was iſt Ihnen? — Das wird uns beide aufmuntern.

Hätten Sie hier Das ſo nöthig?

Nicht doch — Sie wiſſen ja — man hat ſo gewiſſe Stunden —

Wo man verdrießlich ſeyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben Unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben Unrecht. Es iſt Nichts; ganz und gar Nichts. Es gibt manchmal ſo Augenblicke — ich weiß ſelbſt nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.

Lieber Freund, ſchon eine Zeitlang drückt mich ſo Etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen ſagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht, aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich unſchuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wiſſen hat ſich Das ſo nach und nach gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes ſeyn, der dem ganzen Menſchengeſchlecht gilt, weil auch ich — ich ſelbſt ſogar keine Ausnahme mache. Ach, Madame, — Sie beſorgen etwa — ha! und was iſt es denn?

Was es iſt? — O, ich bin unglücklich — Auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, beſſer ich ſchweige ſtill

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimniſſe haben? Sollten Sie nicht mehr wiſſen, daß es die erſte Bedingniß unſrer Vertraulichkeit war, einander Nichts zu verſchweigen?

Das eben iſt's, was mir Kummer macht. Was Sie mir mir jezt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit aufs Höchſte zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin iſt? — Ich habe keine Luſt zum Eſſen und Trinken mehr. Auch ſogar ſchlafen mag ich nicht mehr. Unſer vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich ſelbſt: Iſt er denn nicht mehr ſo liebenswürdig? — Er iſt, wie er war. — Haſt du Urſache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeſte. — Vielleicht beſucht er verdächtige Häuſer? — Nichts weniger. — Oder findeſt du ihn vielleicht minder zärtlich, als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn dein Freund der alte iſt, ſo müßteſt du ja verwandelt ſeyn? — Du biſt's, o geſtehe dir's, du biſt's. Da iſt kein Funke der Sehnſucht mehr, mit der du ſonſt ihn erwarteteſt, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfingſt; keine Spur der ſüßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der ſüßern Aufwallung, wenn er wieder kam, wenn du hörteſt ſeiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das Alles iſt vorbei — es iſt dahin, er iſt dir fremder geworden.

Wie, Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vor's Geſicht, ließ den Kopf herabſinken und ſchwieg eine Zeitlang ſtill. Endlich ſagte ſie wieder:

Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erſtaunt zu ſehen — mir das Bitterſte von Ihnen ſagen zu laſſen. — Aber ſchonen Sie, Marquis — doch nein, nein ſchonen Sie nicht! Sagen Sie mir Alles. Ich hab' es verdient. Ja, lieber Marquis, ſo iſt es — es iſt wahr — aber es iſt nicht ſchrecklich genug, daß es ſo weit

kommen mußte — ſollte ich auch noch zu der Schande herab- geſunken ſeyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie ſind, was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie ſo ſehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt iſt, die geheimſten Regungen Ihres Herzens zu prüfen, ſich nirgends zu täuſchen, dieſe Frau kann ſich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflo- hen iſt. Dieſes Bekenntniß — o ich fühl' es — es iſt das entſetzlichſte, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich, eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis. Verwünſchen Sie mich; brandmarken Sie mich mit den verhaßteſten Namen. Ich hab' es ſelbſt ſchon ge- than. Alles, Alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle, denn Das verdien' ich nicht.

Hier drehte ſich Frau v. P... im Sopha herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf ſich ihr zu Füßen.

Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtſchaffenheit beſchämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham ſter- ben. Wie groß ſtehen Sie in dieſem Augenblicke neben mir, wie klein ſteh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang ge- macht zu bekennen — ich machte den Anfang zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich ſeyn, wenn ich einen Augenblick anſtände, ſie zu erwi- dern. Ja, Madame, ich kann es nicht leugnen — die Ge- ſchichte Ihres Herzens iſt Wort für Wort auch die Ge- ſchichte des meinigen. Alles, Alles, was Sie ſich geſagt haben, hab' ich auch mir geſagt. Doch ich duldete und

ſchwieg — hätte vielleicht noch lange geſchwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Iſt Das wirklich wahr, Marquis?

Wahr, Madame — und wir können uns alſo Beide Glück wünſchen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenſchaft Meiſter wurden, die ſo vergänglich wie die unſrige war.

In der That, Marquis, ich würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn meine Liebe ſpäter erloſchen wäre, als die Ihrige.

Sie können ſich darauf verlaſſen, Madame — ich war der Erſte, bei dem ſie aufhörte.

Wirklich, mein Herr? Ich fühle ſo Etwas.

O, meine beſte Marquiſin! Noch nie fand ich Sie ſo reizend, ſo liebenswürdig als in dieſem Augenblicke. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht ſchüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde, als jemals.

Er nahm, indem er Dieß ſagte, ihre beiden Hände und küßte ſie lebhaft. Frau v. P... unterdrückte den tödtlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächt' ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Anſprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu ſehen? Wollen wir unſere Liebe in die zärtlichſte Freundſchaft verwandeln? — Dieß wird uns künftig alle die traurigen Auftritte erſparen, alle die kleinen Treuloſigkeiten, alle die kindiſchen Neckereien, all' den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenſchaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beiſpiel in unſerer Gattung ſeyn. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reiſen wir zuſammen durch die Welt. Sie machen mich bei

jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten; ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — verſteht ſich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte ſehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein wenig ſcheu gemacht haben — Und ſo müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterſtützen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen. — Und wer weiß, was geſchehen kann?

Allerdings, Madame, und es iſt dann ſo gut als ſchon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zulezt Alles wird überwieſen haben, die Marquiſin v. P... ſey die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, ſo iſt es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wiſſen ja, man iſt oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigenſinn — Laune — Leidenſchaft für einen Andern anwandelte, der nicht einmal ſo viel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich Das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schickſal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wiſſen wird, wenn Das ſo ſeyn ſoll.

Auf dieſes Geſpräch folgte eine langweilige Predigt über den Uebelſtand des menſchlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen ſchieden Beide von einander.

So groß der Zwang geweſen, den ſich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, ſo fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

Alſo iſt es wahr, rief ſie laut, es iſt mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre erſten Aufwallungen vorüber waren, und ſie in ſtiller Wuth über den erlittenen Schimpf gebrütet hatte, beſchloß ſie eine Rache, die ohne Beiſpiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die ſich gelüſten laſſen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und dieſe Rache führte ſie aus.

Die Marquiſin hatte ehemals mit einer gewiſſen Frau aus der Provinz in Bekanntſchaft geſtanden, die eines Prozeſſes wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung nach Paris gezogen war. Jezt hatte ſie erfahren, daß dieſe Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zuſammen, man ſpielte, man ſpeiste zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gäſten die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nur Luſt hatte, ſich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquiſin ließ durch einige Bedienten dieſen Weibsperſonen nachſpüren; ſie wurden ausfindig gemacht und zur Frau v. P... — ein Name, den ſie ſich kaum noch zurückrufen konnten — zum Beſuche gebeten. Die Frauenzimmer, welche ſich zu Paris für eine Madame und Mademoiſelle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand ſich die Mutter bei der Marquiſin ein, welche das Geſpräch ſogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider ſehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eins der ſchimpflichſten iſt. Mir ſelbſt iſt es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eiſen, wie das Sprichwort ſagt. Ich war ſchon halbwegs entſchloſſen, meine Tochter bei der Oper anzuſtellen, aber ihre Stimme taugt höchſtens für eine Kammerſängerin, und außerdem tanzt ſie ſchlecht. Auch hab' ich ſie, während meines Prozeſſes und auch nachher, bei den Vornehmen dieſer Stadt, bei den obrigkeitlichen Perſonen, bei den Pächtern und geiſtlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie Das geht, akkordirten immer nur auf eine Zeitlang, und am Ende blieb ſie mir denn ſo ſitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob ſie nicht ſchön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verſtand noch an Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunſtgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind Sie denn ſehr bekannt hier? fragte die Marquiſin.

Leider Gottes nur zu ſehr, ſagte die Alte.

Und, wie ich merke, ſcheinen Sie beide wenig Luſt und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigſten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, ſie davon wegzunehmen, oder lieber um's Leben zu bringen. Obendrein hat ſie noch ihre melancholiſchen Stunden, wo ſie vollends gar nicht zu gebrauchen iſt.

Wenn ich mir alſo z. B. in den Kopf ſetzen wollte, Ihr Schickſal auf eine glänzende Art zu verbeſſern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage iſt, ob Sie mir werden verſprechen können, allen Vorſchriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der ſtrengſten Genauigkeit nachzuleben?

Verlaſſen Sie ſich darauf.

Und Ihr Gehorſam iſt mir alſo gewiß, ſo oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Geduld darauf warten.

Das iſt gut. Jezt, Madame, gehen Sie nach Hauſe, Sie ſollen gleich meine ferneren Verfügungen hören. Unterdeſſen ſchaffen Sie Alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch Ihre Kleider ſchaffen Sie fort, die beſonders, welche von frecher oder ſchreiender Farbe ſind. Das Alles würde mir nur meinen Anſchlag vereiteln.

Jene ging. Frau v. P... warf ſich in den Wagen und ließ ſich in die Vorſtädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weiteſten entlegen ſchienen. Hier miethete ſie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine ſchlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgerhauſe und ließ ſolche auf das Sparſamſte meubliren.

Dahin lud ſie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthſchaft, und legte ihnen einen ſchriftlichen Aufſatz von den Lebensregeln vor, die ſie künftighin zu befolgen hätten. Es waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr, denn es liegt daran, daß Sie von Niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Beſuche an, auch ſelbſt aus Ihrer Nachbarſchaft nicht, denn es muß den Anſchein haben, als hätten Sie der Welt ganz entſagt.

Gleich von dem morgenden Tage an müſſen Sie andächtige Kleider tragen.

Zu Hauſe werden keine andere als geiſtliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall ſich ausſetzen.

Ihrem Gottesdienſt müſſen Sie an jedem Werk- und Feiertage mit Inbrunſt obliegen.

Sie müſſen dahin trachten, daß Sie ſich in das Sprachzimmer dieſes oder jenes Kloſters Eingang verſchaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geiſtlichen müſſen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von Ihnen verlangte.

Monatlich müſſen Sie wenigſtens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer iſt, und Nachfrage deßhalb geſchehen könnte.

Von Zeit zu Zeit ſtreuen Sie kleine Almoſen aus, aber ich verbiete Ihnen ſchlechterdings welche anzunehmen. Man ſoll Sie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hauſe beſchäftigen Sie ſich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung ſey äußerſt mäßig. Einige ſchmale Portionen aus dem Gaſthauſe ſind Alles, was ich Ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Koſten verurſacht, ſo unterlaſſen Sie es nie.

Aber einmal für allemal, weder Pfaffen noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

Gehen Sie über die Gaſſe, ſo ſchlagen Sie die Augen jederzeit ſittſam zu Boden. In der Kirche ſehen Sie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß dieſe Einſchränkung hart iſt. Aber in die Länge kann ſie nicht dauern, und die Entſchädigung wird außerordentlich ſeyn. Gehen Sie nun mit ſich ſelbſt zu Rathe. Wenn Sie beſorgen, daß Ihre Kräfte dieſen Zwang nicht aushalten, ſo geſtehen Sie es jezt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, wenn Sie ſich die Sprache der Myſtiker angewöhnten und die Redensarten der heiligen Schrift ſich recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit laſſen Sie Ihren Groll gegen die Weltweiſen aus, und Voltaire erklären Sie für den Antichriſt.

Nunmehr leben Sie wohl. Hier in Ihrem Hauſe werden wir uns ſchwerlich wieder ſehen. Ich bin ja nicht würdig, mit ſo heiligen Frauen in Geſellſchaft zu leben. Doch ſeyen Sie deßwegen unbeſorgt. Sie ſollen mich deſto öfter in der Stille beſuchen, und dann wollen wir das Verlorne bei verſchloſſenen Thüren einbringen. Aber, um was ich Sie bitte — ſehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heiligthun nicht im Ernſt heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirthſchaft wird meine Sorge ſeyn. Glückt unſer Anſchlag, ſo bedürfen Sie meines Beiſtandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verſchuldung mißlingen, ſo hab' ich Vermögen genug, Ihr Schickſal erträglich zu machen und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jezt mir zu Gefallen entſagen. Aber vor allen Dingen — Gehorſam, blinden unumſchränkten Gehorſam gegen meine

Befehle, oder ich kann Ihnen weder für Jezt noch fürs Künftige ſtehen.

Während der Zeit, daß unſere zwei Andächtigen nach Vorſchrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit ſich ringsum verbreitete, fuhr Frau v. P . . . nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundſchaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, ſo oft er ſich ſehen ließ, nie mürriſch oder ungleich von ihr empfangen, ſelbſt dann nicht, wenn er ſich lange hatte vermiſſen laſſen, kramte er alle ſeine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche ſie mit der unbefangenſten Luſtigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit ſchenkte ſie ihm ihre Theilnahme, ihren Rath — unter der Hand ließ ſie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Ton der uneigennützigſten Freundſchaft, der auf ſie ſelbſt nicht die geringſte Beziehung zu haben ſchien. Wandelte es den Marquis in gewiſſen Augenblicken an, galant gegen ſie zu ſeyn und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweiſen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von ſo genauer Bekanntſchaft ſich nie ganz hinwegſetzen kann — ſo antwortete ſie mit einem Lächeln, oder ſchien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete ſie dann, reiche zur Glückſeligkeit ihres Lebens hin — ihre erſte Jugend wäre vorüber, ihre Leidenſchaften ausgelöſcht.

Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie ſollten mir alſo nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das Mindeſte mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir ſonſt ſo gefährlich war?

Dieſem habe ich meine Thüre verſchloſſen. Ich ſeh' ihn nimmermehr.

Das iſt aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider iſt.

Geſtehen Sie, Madame, geſtehen Sie. Ich leſe in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer.

Das könnte wohl ſeyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum ſollt' ich nicht dürfen?

Und wenn mir alſo das Glück — oder das Unglück — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie ſich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gut thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit.

O, Madame, nach Dem, was Sie bereits gethan haben, trau' ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das ſoll mir unendlich lieb ſeyn.

Auf Ehre, Madame. Sie ſind eine gefährliche Frau. Das iſt ausgemacht.

So ſtanden die Sachen noch, als ſchon der dritte Monat verfloſſen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erſchienen ſey, ihre Federn einmal ſpielen zu laſſen. An einem ſchönen Sommertage, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl ſie beiden Aisnon im königlichen Garten ſpazieren zu gehen. Der Marquis erſchien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man ſpeiste koſtbarer, die Unterhaltung war die munterſte. Nachmittags brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorſchlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber verſäume. Es traf ſich gerade, daß an eben dem

Tage weder Schauſpiel noch Oper war. Dieß gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerſt auf den Einfall kam, das königliche Kabinet zu ſehen. Nichts konnte der Dame willkommener ſeyn. Die Beſtellung wird gemacht ohne Zeitverluſt. Die Pferde ſind vorgeſpannt. Man wirft ſich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet ſich auf Einmal im Gedränge von Welt, begafft Alles und ſieht Nichts, wie Das gemeiniglich zu geſchehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Kabinet verlaſſen hatten, miſchten ſie ſich unter die anderen Spazierenden. Der Weg führte ſie durch eine Allee nach der Baumſchule, wo Frau v. P . . . auf Einmal ein lautes Geſchrei erhob. — Sind Sie's? Sie ſind's! nein, ich täuſchte mich nicht! es ſind wirklich dieſelben! — Und mit den Worten entſpringt ſie dem Marquis und fliegt unſeren beiden frommen Schweſtern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der beſcheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anſchauen der Perſonen hinzuſchmelzen. —

Ah! ſind Sie es, Madame?

Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie iſt es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her gegangen?

Sie wiſſen unſer Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeſchränkt, haben uns nach der Decke geſtreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl geſagt, in welcher wir mit dem vorigen Anſtande nicht mehr auftreten konnten.

Aber mich zu verlaſſen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und ſie nachgerade ſo abgeſchmackt findet, als ſie es auch in der That iſt. Das war nicht artig, meine Kinder.

Mißtrauen, gnädige Frau, iſt von Jeher die Begleitung des Unglücks geweſen. Die Unglücklichen fürchten ſo leicht, überläſtig zu ſeyn.

Ueberläſtig? Sie mir? Wiſſen Sie auch, daß ich Ihnen Das mein Leben lang nicht vergeben werde.

Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau v. P...? Laß es gut ſeyn, meine Tochter. An uns denkt kein Menſch mehr.

Wie ungerecht! Aber ſetzen wir uns. Laſſen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen, der Marquis von A..., ein ſehr guter Freund von mir, der uns nicht im Mindeſten ſtören wird. — Aber ſieh doch, wie Mademoiſelle groß geworden iſt, wie ſchön, ſeitdem wir uns das Leztemal ſahen.

Das danken wir unſrer Armuth, Madame, die wenigſtens unſere Geſundheit behütet. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewiſſen, und das iſt auch nichts Kleines, gnädige Frau. —

Man ſezte ſich, man plauderte vertraulich zuſammen. Die ältere Aisnon ſprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geiſtlichen Demuth, doch ohne ſich zu zieren, oder zu übertreiben. Lange vorher, eh' es noch Abend wurde, brachen die beiden frommen Schweſtern auf. Man drang in ſie zu bleiben — man ſtellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre, aber die Mutter liſpelte der Marquiſin ziemlich laut, verſteht ſich — ins Ohr, daß ſie noch eine Andachtübung zu verrichten hätten, die ſie niemals verſäumten. Sie waren ſchon eine ziemliche Strecke von einander, als Frau v. P... ſich auf einmal beſann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich ſprengte der

Marquis zurück, dieß Verſehen wieder gut zu machen. Die Adreſſe der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umſonſt, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen ſeinen Wagen anzubieten, — ein Umſtand, der ihm doch, wie er Frau v. P . . . nachher ſelbſt geſtand, oft genug auf der Zunge ſchwebte.

Sein Erſtes war, daß er ſich bei der Marquiſin umſtändlicher erkundigte, wer denn eigentlich dieſe Frauenzimmer wären. — Zwei Geſchöpfe, war die Antwort, die wenigſtens glücklicher ſind, als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Geſundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angeſicht? die Unſchuld, die Sittſamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, ſieht man nicht, hört man in unſern Cirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtigen, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob ſie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht ſelbſt eine Betſchweſter werden wollen?

Warum Das nicht?

Ich beſchwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unſer Bruch, wenn es ja einer ſeyn ſoll, Sie bis zu der Raſerei führen werde?

Alſo ſehen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tauſendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch ſelbſt an?

Ohne Bedenken.

Frau v. P... erzählte dem Marquis, was ſie von dem Herkommen und den Schickſalen ihrer Freundinnen wußte

und miſchte ſo viel Intereſſantes, als nur möglich war, in dieſe Geſchichte. Endlich ſezte ſie hinzu:

Sie finden hier zwei weibliche Geſchöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Geſtalt, wie das Mädchen hat, ſehen Sie ſelbſt ein, würde ihre Beſitzerin zu Paris nie Noth leiden laſſen, wenn ſie Luſt hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber dieſe Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem ſchimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Reſt ihres Vermögens iſt ſo klein, daß ich bis dieſe Stunde nicht begreifen kann, wie ſie nur damit auskommen mögen. Da iſt Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm geboren worden, iſt eine Tugend, deren tauſend Menſchen fähig ſind. Aber von dem höchſten Ueberfluſſe plötzlich zur höchſten Nothdurft herunter zu ſinken und zufrieden ſeyn, und ſich obendrein noch glücklich ſchätzen, iſt eine Erſcheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, ſo etwas kann nur die Religion. Die Weltweiſen haben gut ſchwatzen. Die Religion iſt etwas Herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer iſt das nicht — mehr oder weniger — früher oder ſpäter?

Ich will ſterben, Marquiſin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden.

Als wenn das Unheil ſo entſetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dieß Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?

Aber Sie reden ja ſchon wie ein Apoſtel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt. Wenn uns die Freuden und Schrecken jener

Welt lebhafter vorſchwebten, wie klein würden die Reichthümer dieſer Erde vor unſeren Augen zuſammen ſchrumpfen? — Wer ſonſt, als ein Raſender, würde Luſt bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung ſterben und ewig verdammt ſeyn? —

Und doch iſt Dieß etwas Alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen iſt.

Oder, Madame, weil unſere Sitten mit unſerer Religion nichts zu ſchaffen haben. Aber, liebe Marquiſin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln ſich ja mit Hals und Kopf zu dem Beichtſtuhl?

Ich ſollte freilich wohl etwas Klügeres thun.

Gehen Sie, Sie ſind eine Närrin. Sie haben noch ſchöne zwanzig Jahre allerliebſt wegzuſündigen. Laſſen Sie die erſt genoſſen ſeyn und dann bereuen Sie meinethalben, oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unſer Geſpräch hat eine ſo ſchwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantaſie, Madame, wird ganz unerträglich finſter, und Das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abſcheulichen Kloſterleben. Folgen Sie mir, Madame, — laſſen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seel und Seligkeit, Sie ſehen weder Hölle noch Teufel mehr und ſind auf Einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen ſollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie ſich ja, einem eigenſinnigen Traum zu Gefallen, um die ſüßeſte Zeit Ihres

Lebens betrogen — und — ſoll ich's gerade herausſagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, iſt ſoviel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee und ſie ſtiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau v. P... von Neuem an:

Wie Einen Das doch alt machen kann! Ich denke noch, wie Das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum Erſtenmal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, Das erinnert mich an einen Garten, wo friſche Roſen immer die verwelkten ablöſen. Haben Sie ſie auch recht ins Auge gefaßt.

Ich habe nicht ermangelt.

Es iſt der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael auf den Leib ſeiner Galathee geſtellt — O, und die unausſprechlich melodiſche Stimme —

Und die Beſcheidenheit im Auge!

Und der Anſtand, die Grazie in jeder Gebärde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch ſonſt an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!

Ja, wenn die Anlage ſchon ſo trefflich iſt.

Der Marquis brachte Frau v. P... nach Hauſe. Dieſe konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die Zufriedenheit zu bezeigen, welche ſie über die glückliche Eröffnung des Poſſenſpiels empfand.

Seit dieſer Zeit fing der Marquis an, ſeine Beſuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie ſchien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete ſie das Geſpräch auf die beiden

Frauenzimmer, er mußte immer zuerſt davon anfangen, und Dieß that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künſtlichen Gleichgültigkeit, die ihm aber ſtets verunglückte.

Sahen Sie heute Ihre zwei Frauenzimmer?

Nein.

Wiſſen Sie aber, daß Sie gar nicht artig ſind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen, dieſe zwei Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie ſind nicht einmal ſo höflich, ihnen zuweilen Ihren Tiſch anzubieten?

Ich hätte doch gemeint, der Marquis v. A... ſollte ſich mit meiner Denkungsart beſſer bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen, jezt aber hilft mir die Freundſchaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal hab' ich ſie indeſſen zu Tiſche bitten laſſen, aber immer ſchlugen ſie es aus. Sie haben ihre beſonderen Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Beſuch gebe, ſo thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gaſſe halten laſſe, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Koſtbarkeit von mir lege. Wundern Sie ſich über dieſe grillenfängeriſche Behutſamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tage, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen beſonders.

Wo der geringſte Vorwand davon losſprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmiſchte, gleich würde es heißen: Frau v. P... iſt ihre Gönnerin — ſie brauchen keine Beiſteuer mehr — und die Almoſen hörten auf.

Was? die Almoſen?

Ja, mein Herr, die Almoſen.

Dieſe Frauenzimmer ſind Ihre Bekannte und leben von Almosen?

Dacht' ich's doch! — Lieber Marquis, da ſeh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Theil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer ſagt Ihnen denn, daß die Schuld mein ſeyn muß, wenn dieſe Frauenzimmer vom Opfergeld leben.?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung. Aber was für Urſachen hätten ſie denn, den Beiſtand einer guten Frau auszuſchlagen?

O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verſtehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; ſie halten es nicht für ſchicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterſchied anzunehmen.

Aber, da berauben ſie uns ja des einzigen Mittels, unſere unſinnigen Verſchwendungen hie und da wieder gut zu machen.

Das ſeh' ich nicht ein. Geſezt, daß der Marquis v. A... das Schickſal dieſer zwei Geſchöpfe ſich zu Herzen nähme, könnte er ſeine Gaben nicht durch würdigere Hände an ſie gelangen laſſen?

Würdigere — nicht wahr? und deſto weniger ſichere?

Das könnte wohl ſeyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis ſchicken wollte — würde man mein Geſchenk wohl zurückweiſen?

Nichts gewiſſer — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein ſolcher Eigenſinn bei der Mutter eines ſo ſchönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht ſcheinen?

Glauben Sie, daß ich in Verſuchung war hinzugehen?

O ja, ſehr gern — Marquis! Marquis! ſeyen Sie auf Ihrer Hut! Es regt ſich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir ſehr unerwartet und verdächtig ſcheint.

Mag's — aber ſagen Sie mir, hätte man meinen Beſuch angenommen?

Zuverläſſig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufſehen von Bedienten, der Anblick eines ſchönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarſchaft in Allarm zu bringen und die armen Unſchuldigen zu Grunde zu richten.

Sie thun mir weh, Madame, denn auf meine Ehre, Das waren meine Abſichten nicht. Alſo muß ich mir das Vergnügen verſagen, ſie zu ſehen und ihnen Gutes zu thun.

So ſcheint es.

Aber wenn ich meine Geſchenke durch Ihre Hand gehen ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die ſo zweideutig ausſieht.

Das iſt ja aber ganz abſcheulich.

Abſcheulich! Sie haben ganz Recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal geſehen habe —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſag' ich Ihnen. Sie ſind auf dem Wege ſich unglücklich zu machen. Laſſen Sie mich lieber jezt Ihr Schutzengel als nachher Ihre Tröſterin ſeyn. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie Sie deren ſonſt kennen lernten? — Verwechſeln Sie Nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie dieſe, verſucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man

nicht. Sie verſtehen den Wink nicht; ſie laufen nicht in die Falle.

Auf Einmal beſann ſich der Marquis, daß er noch etwas Dringendes zu verrichten habe. Er ſtand mit Ungeſtüm auf und ging mürriſch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte Das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verſtreichen, ohne Frau v. P... zu ſehen, aber er kam, warf ſich in den Sopha und gab keinen Laut von ſich. Frau v. P... führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelſtunde und verſchwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hauſe weg. Nach Verlauf deſſelben zeigte er ſich wieder, aber ſchwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau v. P... erſchrak bei ſeinem Anblick.

Wie ſehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie dieſe ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Faſt ſo, bei Gott! — Aus Verzweiflung ſtürzt' ich mich in das abſcheulichſte Schlaraffenleben.

Wie Das? Aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er haſtig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat an ein Fenſter, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf Einmal vor ihr ſtehen, ging zur Thüre, rief einen ſeiner Leute, hieß ihn wieder gehen, ſtellte ſich auf's Neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau v. P... ſaß unterdeſſen ſtill an ihrem Arbeitstiſche, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte ſie Mitleid mit ſeinem Zuſtande und fing an:

Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang ſieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und ſehen

aus wie Einer, der dem Leichentuch entſprungen iſt, und treiben ſich herum wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie ſollen Alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o ſie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, Alles hab' ich angewandt, ſie zu vergeſſen, doch umſonſt! Je mehr ich ſie bekämpfte, deſto tiefer grub ſich die Erinnerung. Dieſer Engel hat mich ganz dahin — Sie müſſen mir einen großen Dienſt erweiſen.

Nun?

Es iſt umſonſt. Ich muß — ich muß ſie wiederſehen, und Ihnen, o nur Ihnen kann ich Das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider geſteckt — ich habe ihnen auflauern laſſen. Ihr ganzer Aus- und Eingang iſt in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hauſe und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg geſtellt, ſie haben mich auch nicht Einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt; ſie zu vergeſſen, bin ich eine Zeitlang der liederlichſte Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und fünfzehn Tage hat mich keine Meſſe vermißt — O, welche Geſtalt, meine Freundin! wie reizend! wie unausſprechlich ſchön!

Frau v. P... war von Allem unterrichtet. — Das heißt, gab ſie dem Marquis zur Antwort, Sie haben Alles angewandt, um geſcheidt zu werden und Nichts unterlaſſen, um ein Narr zu ſeyn, und das Leztere iſt Ihnen gelungen.

O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verſchaffen, dieſen Engel wieder zu ſehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde ſie ſchlechterdings nicht übernehmen, ſie verſprechen mir denn aufs Heiligſte, dieſe arme Unglückliche in Ruhe zu laſſen und Ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man ſich über Ihre Zudringlichkeit ſchon ſehr empfindlich gegen mich geäußert hat. — Wollen Sie dieſen Brief ſehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände ſpielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Anſehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geſchrieben. Zugleich unterließ man nicht, ſo viel Edles und Zärtliches, ſoviel Geiſt und Geſchmack einzuweben, als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung floſſen aus ſeinen Augen.

Geſtehen Sie nun ſelbſt, Madame, daß man nicht glücklicher ſchreiben kann. O ich verehre das Frauenzimmer, das ſo ſchreibt und empfindet.

Das iſt auch Ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich ſchwöre es Ihnen, aber ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald vor als der größere Narr von Beiden. Es iſt nicht anders — Sie müſſen eine unumſchränkte Gewalt über mich haben, und Das erſchreckt mich.

Wann ſeh' ich ſie alſo?

Das kann ich Ihnen jezt noch nicht ſagen. Vor allen Dingen muß man es ſo einleiten, daß kein Verdacht dabei aufſteigt. Die Frauenzimmer wiſſen um Ihre Leidenſchaft — überlegen Sie ſelbſt, in welchem Lichte meine Freundſchaft

erſcheinen würde, wenn Sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverſtanden ſey. — Aber, offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht Das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor ſind, oder ein Kluger? — Löſen Sie ſelbſt Ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen ſpielen laſſen, iſt wahrlich auch ſehr ſonderbar.

Ich bin verloren, meine Beſte, wenn Sie mich im Stich laſſen. Ich will mich ſelbſt nicht in Anſchlag bringen — ich weiß, daß Sie es nur beleidigen würde — aber bei dieſen theuren, dieſen guten, dieſen himmliſchen Geſchöpfen will ich Sie beſchwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie ſie vor den Raſereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, Das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre ſprengen, mit Gewalt werd' ich hineintreten, ich werde mich niederſetzen, ich werde ſagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich ſagen will, was ich thun will? — aber in dieſer Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtich in das Herz der Frau v. P . . . Sie erſtickte vor Unwillen und innerer Wuth, und mit Stottern redete ſie weiter:

Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — — Ja! wenn ich — ich mit dieſer Leidenſchaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich ja eigentlich auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Hr. Marquis mir wenigſtens Zeit laſſen werde.

Die kürzeſte, die nur möglich iſt.

O ich leide, rief die Dame, als er weg war, ich leide ſchrecklich, aber ich leide nicht allein. Abſcheulichſter der

Menſchen! noch zwar iſt es ungewiß, wie lange dieſe meine Qual dauert, aber ewig, ewig ſoll deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte ſie den Marquis in der Erwartung der verſprochenen Zuſammenkunft hinzuhalten. Während dieſer Zeit hatte er volle Muſſe, ſich abzuhärmen, zu berauſchen und ſeine Leidenſchaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte ſich nach dem Vaterlande, dem Herkommen, der Erziehung und den Schickſalen dieſer Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und fragte immer wieder, und ließ ſich immer von Neuem unterrichten und hinreißen. Die Marquiſin war ſchelmiſch genug, ihn jeden Fortſchritt ſeiner Leidenſchaft bemerken zu laſſen; und unter dem Vorwande ihn zurückzuſchrecken gewöhnte ſie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieſes Romans, den ſie ihm bereitet hatte.

Sehen Sie ſich vor, ſprach ſie, Das könnte Sie weiter führen, als Sie wünſchen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundſchaft, die Sie jezt ſo unerhört mißbrauchen, weder vor mir ſelbſt, noch vor der Welt mich entſchuldigen dürfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine raſende Poſſe unter dem Monde zu Stande käme; aber ich fürchte, Marquis, iſt fürchte faſt, daß dieſes Frauenzimmer niemals, oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis Hieher wenigſtens ganz oder gar nicht nach Ihrem Geſchmacke waren.

Nachdem Frau v. P... den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich bereitet fand, kartete ſie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu ſpeiſen, und mit dem Marquis redete ſie ab, ſie in Reiſekleidern da zu überfallen, was auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gange, als der Marquis ſich

melden ließ. Er, Frau v. P... und beide Aisnon ſpielten die Rolle der Beſtürzung meiſterhaft.

Madame, ſagte er zur Frau v. P..., ich komme ſo eben an; es iſt zu ſpät, daß ich jezt noch nach Hauſe gehe, wo man ſich ſchwerlich auf mich eingerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gaſt zu ſeyn. —

Mit dieſen Worten holte er ſich einen Seſſel und nahm an der Tafel ſeinen Platz. Die Eintheilung war ſo gemacht, daß er neben der Mutter und der Tochter gegenüber zu ſitzen kam — eine Aufmerkſamkeit, wofür er der Frau von P... mit einem verſtohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten ſich von der erſten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern und ward ſogar aufgeräumt.

Der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichſten Aufmerkſamkeit, mit der feinſten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der poſſirlichſte Auftritt, die Aengſtlichkeit anzuſehen, mit welcher der Marquis Alles vermied, was ſie nur entfernt hätte in Verlegenheit ſetzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganze Stunden lang gottſelig ſchwatzen zu laſſen, und zulezt ſagte Frau v. P... zu ihm:

Ihre Geſpräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der erſten Kindheit erlöſchen doch nie. Wahrhaftig ſie ſind ſo tief in die Geheimniſſe der geiſtlichen Liebe gedrungen, das man vermuthen muß, Sie wären Ihr Lebenlang in Klöſtern geweſen. — Waren Sie nie in Verſuchung, ein Quietiſt zu werden?

Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. —

Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß unſere beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführeriſchen Grazie würzten. Nur im

Vorübergehen berührte man das Kapitel von Leidenſchaften, und Mademoiſelle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieſer Meinung ſtimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwiſchen 6 und 7 Uhr brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Verſuch, ſie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau v. P... und die Mutter Duquenoi thaten den Ausſpruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müſſe, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewiſſensbiſſen ſich endigen ſollte. Beide alſo gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hauſe, und er ſah ſich jezt wieder mit Frau v. P... unter vier Augen allein.

Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Aehnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er ſich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat ihres Gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beſchämt mich. Sie ſind die einzige wahre Freundin, die auf dieſer Erde zu finden iſt.

Sind Sie auch ſicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren ſtets ſo beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich ſeyn, wenn ich je meine Meinung änderte.

Alſo von etwas Anderem. — Wie ſteht's jezt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei herausſagen? — Dieß Mädchen muß mein ſeyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß ſie Das, aber um welchen Preis iſt die Frage.

Wir wollen ſehen.

Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne dieſe Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erſchien der Marquis nicht wieder; unterdeſſen war er thätiger als je. Er hängte ſich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit ſeiner Wolluſt durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieſer Pfaffe, verſchmizt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit ſeiner Lehre dieſem niederträchtigen Anſchlag entgegenſezte, verkaufte die Würde ſeines Amtes ſo theuer als möglich, und gab ſich endlich für die Gebühren zu Allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erſte Büberei, die der Mann Gottes ſich erlaubte, beſtand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen, und dem Pfarrherrn des Kirchſprengels vorzuſpiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau v. P... ſich widerrechtlich ein Almoſen zueigneten, deſſen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Abſicht ging dahin, ihre ſtandhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtſtuhl daran, Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Tochter zu ſtiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, ſo wußte er die Verſchuldungen der leztern immer größer zu machen und die Erbitterung der erſtern noch mehr anzureizen. Klagte die jüngere, ſo gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß die elterliche Gewalt ihre Gränzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlaſſen würden, ſo könnte die heilige Kirche für nöthig finden, ſie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einſtweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein Andermal lenkte er das Geſpräch auf ihre Geſtalt, und behauptete, daß das gefährlichſte Geſchenk, ſo der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit ſey. Unter

der Hand ließ er ein Wörtchen von einem ſichern Biedermanne fallen, der ſich davon habe hinreißen laſſen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberſchwengliche Langmuth des Himmels gegen gewiſſe Menſchlichkeiten, die das Erbtheil des Fleiſches wären — auf die gewaltige Herrſchaft gewiſſer Begierden, denen auch die heiligſten unter den Menſchen nicht ganz entrinnen könnten. Dann fragte er ſie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünſche ſich regten? — ob ſie nicht zuweilen Wallungen verſpürte? — ob ſie nicht gewiſſe Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannsperſonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob ſich ein Frauenzimmer der Leidenſchaft eines Mannes widerſetzen, oder lieber preisgeben ſolle? ob es zu wagen wäre, einen Menſchen ſterben zu laſſen, für welchen doch das koſtbare Blut des Erlöſers ſo gut als für jeden andern gefloſſen ſey? und dieſe Frage getraute er ſich nicht zu beantworten. Er ſchloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte ſeine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn ſeiner Wege gehen, und hinterbrachte dieß Alles treulich ihrer Mutter und der Frau v. P..., welche ihr noch immer mehr Geſtändniſſe einblieſen, dem frommen Heiligen deſto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewiſſeres, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang ſich brauchen laſſen würde, ſeiner geiſtlichen Tochter einen Liebesbrief zuzuſtellen, und dieſe Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutſam griff er Das an! — Erſt wußte er eigentlich ſelbſt nicht, aus welchen

Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in ſeiner Gemeine unter der Decke ſtecke, die, von ihrem Elend gerührt, ſich würde erboten haben, ihnen Beiſtand zu leiſten. Dergleichen Aufträge hätte er ſchon öfters zu übernehmen gehabt.

Im Uebrigen, Mademoiſelle, fuhr er fort, werden Sie vorſichtig handeln. Ihre Frau Mutter iſt eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beiſeyn eröffnen.

Mademoiſelle ſteckte den Brief zu ſich und händigte ihn ſogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau v. P . . . überſchickte. Die Marquiſin, jezt im Beſitz eines unverwerflichen Zeugniſſes, ließ den Beichtvater zu ſich holen, wuſch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang ſeinen Oberen zu melden, wenn ſie je noch ein Wort von ihm hören ſollte.

Der Brief floß von lauter Lobſprüchen des Marquis, in Betreff ſeiner eignen Perſon und der Mademoiſelle, über. Er malte ihr darin ſeine Leidenſchaft mit den lebendigſten und ſchrecklichſten Farben, machte ungeheure Verheißungen, und ſprach ſogar von Entführung.

Nachdem Frau v. P . . . dem Pfaffen den Text geleſen hatte, bat ſie auch noch den Marquis zu ſich, und erklärte ihm, wie ſehr ſein Betragen den Mann von Ehre beſchimpfe, und wie nachtheilig er ſie ſelbſt mit hinein miſche; dann zeigte ſie ihm ſeinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichſten Freundſchaft, die zwiſchen ihm und ihr bisher geherrſcht, ſie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit ſelbſt gegen ihn zu Hülfe zu rufen, wenn ſeine Verfolgungen weiter gehen ſollten.

Marquis, Marquis, ſezte ſie hinzu, die Liebe macht einen ſchlimmen Menſchen aus Ihnen. Sie müſſen bösartig auf die Welt gekommen ſeyn, weil Dasjenige, was jeden Andern zu großen Thaten ſpornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten ihnen dieſe armen Frauenzimmer, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieſes Mädchen ſchön iſt, und ſich entſchloſſen hat, auf ihrer Tugend ſtandhaft zu beharren, ſo wollen Sie ihr Verfolger ſeyn? ſo wollen Sie Urſache werden, daß ſie das beſte Geſchenk des Himmels verfluche? — Und womit habe ich es verdient, daß ich eine Mitſchuldige ihrer Schandthaten ſeyn ſoll? — Undankbarſter der Menſchen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, ſchwören Sie mir, meine unglücklichen Freundinnen von Jezt an in Frieden zu laſſen.

Der Marquis verſprach, ohne Vorwiſſen der Frau v. P... keinen Schritt mehr zu thun, aber dieß Mädchen müſſe er beſitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugeſagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geſchichte; daher trug er jezt kein Bedenken mehr, ſich unmittelbar an ſie ſelbſt zu wenden. Er geſtand die Abſcheulichkeit ſeines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, ſprach von den glänzendſten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete ſeinen Brief mit einem Käſtchen voll der koſtbarſten Steine.

Die drei Frauen hielten geheimen Rath unter einander. Mutter und Tochter ſchienen ſehr geneigt, den Handel einzugehen, doch dabei fand Frau v. P... ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte ſie an die erſten Artikel ihres Vertrags und drohte ſogar, den ganzen Betrug zu verrathen,

wenn ſie ſich weigern würden, ihr Gehorſam zu leiſten. Zum großen Leidweſen der beiden Heiligen, der Tochter beſonders, die, ſo langſam als ſie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr ſo ſchön ſtanden, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend ſprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau v. P... machte dem Marquis über ſeine Wortbrüchigkeit die bitterſten Vorwürfe. Er entſchuldigte ſich damit, daß er es nicht hätte wagen mögen, ſie durch einen Auftrag dieſer Art zu erniedrigen.

Lieber Marquis, ſagte ſie, ich habe Sie gleich Anfangs gewarnt, und will es Ihnen jezt wiederholen. Sie ſind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie ſtreben — nun aber iſt es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; Das würden jezt nur verlorene Worte ſeyn. Für Sie iſt ganz und gar keine Rettung mehr.

Der Marquis antwortete, daß ſeine Hoffnungen noch immer die beſten wären, und er ſich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen lezten Verſuch noch wagen zu dürfen. — Dieſer war, daß er ſich anheiſchig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, ſein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, ſo lange ſie lebten, eins von ſeinen Häuſern zu Paris und ein andres auf ſeinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen.

Machen Sie, was Sie wollen, ſagte die Marquiſin; nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtſchaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, ſind über jede Krämertaxe erhaben. Ihr neueſtes Gebot macht kein beſſeres Glück,

als Ihre vorigen — ich kenne meine Leute, und unterſtehe mich, für Ihre Tugend zu haften.

Dieſe neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung den drei Frauenzimmern vor. Madame und Mademoiſelle erwarteten ſchweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau v. P . . . — Dieſe ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saale auf und nieder. — Nein! nein! nein! rief ſie endlich, Das iſt viel zu gnädig — Nein! Das iſt viel zu wenig für mein wundes Herz — — und alſo ſprach ſie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen ſich weinend ihr zu Füßen, flehten und ſtellten vor, welche Grauſamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das ſie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau v. P . . . gab mit Kaltſinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß Das, was bis hieher geſchehen, etwa euch zu Liebe geſchehen iſt? Wer ſeyd ihr denn? Was hab' ich gegen euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht die eine ſo gut, wie die andere zu eurem Handwerk zurückſende? — Ich will gern glauben, daß dieſe Anerbietungen für euch zu viel ſind, aber für mich ſind ſie viel zu wenig. Setzen Sie ſich, Madame. — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich ſie Ihnen diktiren werde, und daß ſie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe! —

Die Beiden gingen, noch beſtürzter als mißvergnügt, nach Hauſe.

Der Marquis zeigte ſich der Frau v. P . . . ſehr bald wieder.

Nun, rief ſie ihr zu, Ihre neuen Geſchenke?

Angeboten und ausgeſchlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich ſie aus meinem Herzen reißen, dieſe unglückliche

Leidenſchaft, könnt' ich mein Herz ſelbſt mit herausreißen, mir würde wohl ſeyn! Sagen Sie mir doch, Marquiſin, finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Geſichte, dieſes Mädchens mit dem meinigen? —

Ich habe Ihnen nie davon ſagen mögen. — Freilich find' ich deren welche; aber davon iſt jezt die Rede nicht. Was beſchließen Sie?

Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt die Luſt mich an, in die erſte beſte Poſtkutſche mich zu werfen, und dahin zu eilen, ſo weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick nachher verläßt mich meine Kraft. Ich bin gelähmt. Mein Kopf ſchwindelt. Die Sinne vergehen mir. Ich vergeſſe, was ich bin, was ich werden ſoll.

Das Reiſen ſtellen Sie immer ein. Es verlohnt ſich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heim zu gehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P..., worin er meldete, daß er nach ſeinem Landgute gereiſet ſey, und ſich da aufhalten würde, ſo lange ihm ſein Herz Das verſtattete — und worin er zugleich auf das Inſtändigſte erſuchte, ſeiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ ſich bei der Marquiſin abſetzen. Sie war ausgefahren. Als ſie wiederkam, fand ſie ihn mit geſchloſſenen Augen, in der ſchrecklichſten Erſtarrung auf dem Sopha ausgeſtreckt liegen.

Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, ſcheint es, hat Ihnen nicht ganz bekommen wollen?

O, Madame, mir iſt nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, ſehen Sie mich entſchloſſen, Madame, die ungeheuerſte Thorheit zu unternehmen, die ein Mann

von meinen Umſtänden, meinem Range, meiner Geburt, meinem Gelde nur begehen kann. — Aber eher Alles, Alles, als ewig auf dieſer Folter ſeyn. — Ich heirathe.

Marquis! Marquis! der Schritt iſt bedenklich und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — ich habe nur eine gemacht, aber ſie iſt die gründlichſte von Allen — ich kann nicht elender werden, als ich jezt ſchon bin.

Das können Sie ſo gewiß noch nicht ſagen. —

Nun, Madame, Dieß, denk' ich, iſt doch endlich ein Geſchäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nur hin, beſprechen Sie ſich mit der Mutter, erforſchen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor.

Gemach, lieber Marquis! Zwar hab' ich dieſe beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade ſo für Sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückſeligkeit meines Freundes hinaus will, wird er mir wenigſtens erlauben, die Sache etwas näher zu betrachten. Ich werde mich in Ihrer Provinz nach Ihnen erkundigen, und Ihre Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit Ihres hieſigen Aufenthalts verfolgen.

Eine Vorſicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt ſcheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück ſo ſtandhaft auf Ehre hielten und meiner Verführung ſo beherzt widerſtanden, müſſen nothwendig Geſchöpfe der ſeltenſten Gattung ſeyn. Mit meinen Geſchenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchſetzen müſſen. — Und überdieß, ſagten Sie mir nicht ſelbſt —

Ja doch! ja, ja, ich ſagte Alles, was Ihnen belieben

mag; demungeachtet werden Sie aber doch ſo gnädig ſeyn, und mir meinen Willen laſſen.

Und warum heirathen Sie nicht auch, meine liebe Marquiſin?

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld und iſt von der beſten Familie.

Und wer ſteht mir für ſeine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehemann pflegt man Das nicht mehr ſo genau zu nehmen.

Meinen Sie? Vielleicht wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachſüchtig, Marquis.

Nun ja doch! Rächen ſollen Sie ſich immer; Das verſteht ſich am Rande. Wiſſen Sie was, Marquiſin? Wir wollen dann gemeinſchaftlich bei einander wohnen und den artigſten Klubb von der Welt bilden.

Das Alles läßt ſich vortrefflich hören, aber ich heirathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —

Bin doch ich nicht, Madame?

Jezt kann ich ohne Gefahr dieß Bekenntniß thun.

Jezt? Warum erſt jezt? Warum ſagten Sie mir Das nicht eher?

Daran hab' ich ſehr wohlgethan, wie die Umſtände mich jezt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betracht beſſer für Sie, als ich.

Frau v. P... brachte ihre Nachforſchungen mit großer Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptſtadt die ſchmeichelhafteſten

Zeugniſſe von ſeiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er ſich zu ernſtlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen ſollte. Dieſe vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu ſeyn, und Frau v. P... ſah ſich endlich gezwungen, ſeiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächſte Zuſammenkunft war bei den beiden Duquenoy, die Verlobung ging vor ſich, das Aufgebot geſchah, der Marquis beſchenkte die Frau v. P... mit einem koſtbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erſte Nacht ging nach Wunſch vorüber. Am andern Morgen ſchrieb Frau v. P... dem Marquis ein Billet, worin ſie ihn, eines dringenden Geſchäfts wegen, auf einen Augenblick zu ſich bat. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Man empfing ihn mit einem Geſicht, worauf Schadenfreude und Entrüſtung mit ſchrecklichen Farben ſich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lange.

Marquis, ſagte ſie zu ihm, es iſt Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn Andere meines Geſchlechts ſich ſelbſt genug hochſchätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden ſeltener ſeyn. Eine edle Frau hat ſich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben ſie nicht zu erhalten gewußt — ich bin dieſe Frau. Aber ſie hat vergolten, Verräther, und Dich auf Ewig mit einer verbunden, die Deiner würdig iſt. Geh' von hier aus quer über die Straße nach dem Gaſthof zur Stadt Hamburg — dort wird man Dir ausführlicher von dem ſchändlichen Gewerbe zu erzählen wiſſen, das Deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Demoiſelle Aisnon getrieben haben.

Keine Beſchreibung erreicht das Entſetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden ſank. Die Sinne verließen ihn

— aber ſeine Unentſchloſſenheit dauerte nur ſo lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hauſe, er ſchweifte in allen Straßen umher. Seine Gemahlin und ſeine Schwiegermutter fingen an zu ahnen, was etwa geſchehen war. Auf den erſten Schlag, der an die Thüre geſchah, entſprang die Leztere in ihr Zimmer und ſchob beide Riegel vor. Nur ſeine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Geſicht verkündigte die Wuth ſeines Herzens, als er hereintrat. Sie warf ſich ihm zu Füßen, ſtieß mit dem Angeſicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von ſich.

Fort, Nichtswürdige! rief er fürchterlich, fort von mir!

Sie verſuchte ſich aufzurichten, aber ohnmächtig ſtürzte ſie auf ihr Angeſicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden geſunken.

Gnädiger Herr, ſagte ſie, ſtoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter!

Hinweg! rief er abermals. Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Iſt es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckſt, willſt du mich auch noch zwingen ein Verbrecher zu werden? —

Das arme Geſchöpf beharrte unbeweglich und ſtumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Seſſel, den Kopf zwiſchen beide Arme geworfen und mit halbem Leibe zu den Füßen ſeines Betts hingeſunken, und brach zuweilen, ohne ſie anzuſehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, ſag' ich! — Das Stillſchweigen

dieſer Unglücklichen, die noch immer wie in todter Erſtarrung lag, erſchöpfte ſeine Geduld. Entferne dich! rief er lauter und ſchrecklicher, bückte ſich zu ihr nieder und war im Begriff, ihr einen grauſamen Schlag zu geben. — Doch in dieſem Augenblicke fand er, daß ſie ohne Bewußtſeyn und beinahe ohne Leben lag. Er faßte ſie um die Mitte des Leibes, legte ſie auf ein Kanapee und betrachtete ſie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechſelsweiſe Wuth und Mitleid hervorblickten. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein.

Nehmt eure Frau zu euch, ſagte er; ihr iſt etwas zugeſtoßen. Führt ſie auf ihr Zimmer und ſpringt ihr bei. — Bald darauf ſchickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man brachte ihm die Nachricht, daß zwar ihre erſte Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die ſo häufig kämen und ſo lang anhielten, daß man Urſache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine halbe Stunde darauf ſchickte er, ſo heimlich wie das erſte Mal wieder. Sie lag in ſchrecklichen Beängſtigungen, zu welchen ſich ein gichteriſcher Schlucken geſellte, der von der Gaſſe gehört werden konnte. Als er das dritte Mal ſchickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß ſie ſehr viel geweint und die übrigen Zufälle ſich nach und nach zu legen anfingen.

Jezt ließ er anſpannen und verſchwand vierzehn Tage lang, ohne daß Jemand von ſeinem Aufenthalt wußte. Vor ſeiner Abreiſe hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigſten verſehen wurden, und ſeine Dienerſchaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm ſelbſt zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abweſend war, wohnten

die Beiden, beinahe ohne ſich zu ſprechen, in der traurigſten Verſtimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzen und Thränen, oder fing plötzlich zu ſchreien an, rang die Hände, raufte ſich die Haare aus, ſo daß ſelbſt ihre Mutter es nicht wagen durfte, ſich ihr zu nähern und ihr Troſt zuzuſprechen. Dieſe zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigſte Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tauſendmal rief ſie: Kommen Sie, Mama, laſſen Sie uns fliehen, laſſen Sie vor ſeiner Rache uns ſchützen! Tauſendmal wiederſezte ſich die Alte und erwiderte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieſer Menſch doch nicht. — O daß er's thäte! rief jene wieder, daß er's längſt ſchon gethan haben möchte! — Schweig, ſagte die Mutter, und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück und ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an ſeine Frau den andern an ſeine Schwiegermutter ſchrieb. Die leztere reiste noch an eben dem Tage in ein Kloſter ab, wo ſie nicht lange nachher ſtarb. Die Tochter kleidete ſich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er ſie beſchieden hatte. An der Schwelle ſank ſie auf die Knie. Er befahl ihr aufzuſtehen. Sie ſtand nicht auf, ſondern wälzte ſich in dieſer Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den ſeinigen.

Ich ſehe, gnädiger Herr, rief ſie ſchluchzend, ich ſehe, Ihre Wuth iſt beſänftigt, ſo gerecht ſie war. Ich wag' es zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber

nein! — Uebereilen Sie ſich nicht! — So viele tugendhafte Mädchen wurden laſterhafte Frauen, laſſen Sie mich verſuchen, ob ich ein Beiſpiel des Gegentheils werden kann. Noch bin ich nicht würdig, die Ihrige zu ſeyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Laſſen Sie mich fern von Ihnen wohnen, ſeyen Sie wachſam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unausſprechlich glücklich werd' ich ſeyn, wenn Sie ſich's nur zuweilen gefallen laſſen wollen, daß ich vor Ihnen erſcheinen darf. Nennen Sie mir einen düſtern Winkel in Ihrem Hauſe, den ich bewohnen ſoll. Ohne Murren will ich dort gefangen ſitzen. — Schwachheit, Verführung, Anſehen, Drohungen haben mich zu dieſer ſchimpflichen That hingeriſſen; aber laſterhaft bin ich niemals geweſen. — War ich Das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jezt wagen, Sie anzuſehen — wagen, mit Ihnen zu reden? — Könnten Sie in meiner Seele leſen, könnten Sie ſich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen meinem Herzen fremd, wie abſcheulich mir die Sitten Derer ſind, die ich einſt meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat ſie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelaſſen — nur ein Wort hätt' es gekoſtet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entſcheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie Ihre Bedienten. Laſſen Sie mir dieſen Schmuck, dieſe Kleider abreißen. Laſſen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen. Alles, Alles will ich leiden. Welches Schickſal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einſamkeit auf dem Lande, die Stille eines Kloſters werden mich Ihren Augen auf Ewig entreißen. Befehlen Sie und

ich gehe. Ihre Glückſeligkeit iſt noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergeſſen.

Stehen Sie auf! rief der Marquis mit ſanfter Stimme, ich vergebe Ihnen. Stehen Sie auf. Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre Das, ſo bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören ſollen. Denken Sie ſtets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es ſelbſt zu werden. Seyen Sie edel und gut — ſeyen Sie glücklich und ſorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie ſind nicht an Ihrer Stelle, Marquiſin, ſtehen Sie auf! — Steh' auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während der Marquis Dieß ſagte, lag ſie noch immer, den Kopf auf ſeine Knie gebeugt, ihr Geſicht in ſeinen Händen verborgen. Aber auf den Namen ſeiner Gemahlin ſprang ſie lebhaft empor, warf ſich ihm um den Hals und drückte ihn mit wüthender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ ſie von Neuem ihn los, ſtürzte zur Erde, und war Willens, ſeine Füße zu küſſen.

Was wollen Sie? unterbrach er ſie ſehr bewegt. Hab' ich Ihnen nicht ſchon Alles vergeben? warum glauben Sie mir denn nicht?

Laſſen Sie, laſſen Sie! gab ſie zur Antwort. Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben.

Bei Gott! rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Dieſe Frau v. P... hat mir Verdruß und Leiden zugedacht; aber ich ſehe ein, ſie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin.

Kleiden Sie ſich an; unterdeſſen will ich Anſtalten zu unſerer Abreiſe treffen. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir ſo lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei Jahre lang lebten ſie fern von Paris — das glücklichſte Ehepaar ihrer Zeit.

Leſer oder Leſerin! Ich ſehe dich bei dem Namen der Frau v. P... unwillig ausrufen: Welche abſcheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leſer, keine Parteilichkeit! — Laß die Wage der Gerechtigkeit entſcheiden.

Schwärzere Thaten, als dieſe war, geſchehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Abſicht und Seele. Haſſen und fürchten kannſt du die Marquiſin, doch verachten wirſt du ſie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte ſie nicht. Hätte dieſe Dame eben Das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte ſie ihre Tugend einem Staatsminiſter oder auch nur ſeinem erſten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte ſie ſich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlaſſen, das Alles würdeſt du ſehr natürlich gefunden haben, die Allgewalt der Gewohnheit ſpräche dafür. Aber jezt — jezt, da ſie an einem Treuloſen Rache nimmt, empören ſich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für dieſe Handlung zu weich iſt — weil du es der Mühe

nicht werth achteſt, in die Tiefe ihres Kummers hinabzuſteigen, weil du zu ſtolz biſt, weibliche Tugend anzuerkennen, findeſt du ihre Ahndung abſcheulich. Haſt du dich auch wohl erinnert, welche Opfer ſie ihrem Liebling gebracht hatte? Ich will nicht in Anſchlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die ſeinige war, daß er Jahrelang ihre Tafel genoß, Jahrelang in ihrem Hauſe wie in dem ſeinigen aus und ein ging. Vielleicht ſpotteſt du darüber — aber ſie hatte ſich zugleich nach allen ſeinen Launen geſchmiegt, hatte ſeinem Geſchmack ſklaviſch gehuldigt; ihm gefällig zu ſeyn, hatte ſie den ganzen Plan ihres Lebens geſtört. Ganz Paris ſprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jezt war ſie, ihm zu Liebe, zu dem gemeinen Haufen herabgeſtürzt. Jezt murmelte die Verläumdung ſich in die Ohren: Endlich iſt dieſe P..., dieſes Wunder der Welt, geworden, wie unſer uns! —

Sie hatte dieſes höhniſche Lächeln mit ihren Augen geſehen, dieſe Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schamröthe den Blick zur Erde geſchlagen. Jede Bitterkeit hatte ſie verſchlungen, welche die Läſterung für eine Frau in Bereitſchaft hatte, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laſter um ſo ſichtbarer machte — ſie hatte das laute Gelächter ertragen, womit ſich der muthwillige Haufe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktſchreiernd an alle Pfeiler ſchlagen — ſtolz und unempfindlich, wie ſie war, hätte ſie lieber in todter Dunkelheit ihr Leben hinweggeſeufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verſcherzte Ehre nur ſchadenfrohe Lacher, ihre verſchmähte Liebe nur peinigende Tröſter fand. Sie näherte ſich einer Epoche, wo der Verluſt eines Liebhabers nicht ſo ſchnell mehr erſezt wird — ein

Herz wie das ihrige konnte dieſes Schickſal nur in gram-voller Einſamkeit ausbluten.

Wenn ein Menſch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederſtößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß ſie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leſer, du biſt eben ſo ſtreng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig biſt. Aber, wirfſt du ein, nicht die Rache ſelbſt, nur die Wahl der Rache find' ich ſo verdammenswerth. Mein Gefühl ſträubt ſich gegen ein ſo weitläufiges Gewebe durchdachter Abſcheulichkeit, gegen dieſe zuſammenhängende Kette von Lügen, die beinahe ſchon ein Jahr durch dauert. — Alſo der erſten augenblicklichen Aufwallung vergibſt du Alles? Wie nun aber, wenn die erſte Aufwallung einer Frau v. P... und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte?

Ich ſehe hier nichts als eine Verrätherei, die uns weni-ger alltäglich iſt, und willkommen ſey mir das Geſetz, welches jeden gewiſſenloſen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderots ganze Beredſamkeit wird dennoch ſchwerlich den Abſcheu hinwegraiſonniren, den dieſe unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieſer Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die ſchmuckloſe Eleganz der Beſchreibung haben mich in Ver-ſuchung geführt, eine Ueberſetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze iſt aus einem, ſo viel ich weiß, in Deutſchland noch unbekannten Aufſatz Diderots, Jakob

und ſein Herr, oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr v. Dalberg zu Mannheim beſizt die Originalſchrift, und ſeiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieſer Thalia Gebrauch davon machen durfte.

Funken.

I.

In das Stammbuch eines ausgezeichneten Eſſers.

Wenn du gegeſſen und getrunken haſt, und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn, deinen Gott, loben.

Friedrich Schiller.

II.

Zu einer Ode an Rieger.

Der würdige Mann, den dieſe Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit ſeinem Namen und Lob kröne. Ob ich mich ſchon nicht für den Verfaſſer davon bekennen darf, ſo glaubt' ich doch durch Aufnahme derſelben in meine Anthologie ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrückt zu haben, und ich freute mich dieſes

Anlaſſes, meine wärmſte Hochachtung gegen denſelben vor der ganzen Welt entblößen zu können. *

III.

Verweſung in der Natur.

Es iſt ein unflätiges Ungeheuer (die Natur), das von ſeinem eigenen Koth, viele tauſendmal aufgewärmt, ſich mäſtet, ſeine Lumpen in neue Stoffe zuſammenflickt, und groß thut, und ſie zu Markte trägt, und wieder zuſammenreißt in garſtige Lumpen. — — Pfui! Pfui! Die Erderſchütterer Roms, die die majeſtätiſche Welt in drei Theile riſſen, wie Knaben einen Blumenſtrauß unter ſich theilen und an die Hüte ſtecken, müſſen vielleicht in den Gurgeln ihrer verſchnittenen Enkel einer wimmernden Opern-Arie fröhnen. — — Schändlich! Schändlich! Wir haben aus der geheiligten

---

* Wir haben das Gedicht im 1. Bd. S. 62 aufgenommen, weil an dieſer Stelle darauf verwieſen und der Schiller'ſche Stempel nicht zu verkennen iſt. Schiller leugnet — warum? wiſſen wir nicht anzugeben — die Autorſchaft dieſes Gedichtes. Dennoch können wir verſichern, daß es von ihm verfaßt iſt. Gewährsmann iſt die noch lebende Schwiegertochter Riegers, welche die Verſe vom Schiller'ſchen Manuſcript abſchrieb und uns dieſe Notiz an die Hand gab. — Zu der Note im 1. Bd. S. 62 fügen wir ergänzend bei, daß Rieger wegen eines ihm fälſchlicherweiſe zur Laſt gelegten geheimen Briefwechſels mit einem fremden Staate ins Gefängniß geworfen wurde. Rieger erfuhr die Urſache ſeiner grauſamen Behandlung (einer Intrike des Miniſters Montmartin) erſt mit ſeiner Freilaſſung. Er ſaß anfänglich auf Hohentwiel, dann auf der Feſtung Hohenasberg gefangen, als deren Kommandant er am 22. Mai 1782 ſtarb. Er war geboren am 1. Okt. 1722.

Aſche unſerer Väter unſre Harlekinsmasken zuſammengeſtoppelt, wir haben unſre Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert.

IV.

Umwandlung.

Wer kann mir beweiſen, daß der ſchmerzliche Blaſenſtein unſres Nachbars nicht der Reſt eines ungeſchickten Arztes iſt, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns, ein ungebetener Pförtner, hütet, ſo lang in dieſen ſchimpflichen Körper geſprochen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünſchten Prinzen erlöst.

V.

Vergänglichkeit.

Wollmar. Man ſage es doch unſeren Fürſten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. — Man ſage es unſeren Schönen, die mit einer farbigen Landſchaft im Geſicht unſre Weisheit zur Närrin machen wollen. — Man ſage es den ſüßen Herrchen, die eine Handvoll blonder Haare zu ihrem Gott machen. — Mögen ſie zuſehen, wie die Schaufel des Todtengräbers den Schädel Yoriks ſo unſanft ſtreichelt. Was dünkt ſich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Cäſar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wo hinaus denn mit dem Allem?

Wollmar. Armſelige Kataſtrophe einer armſeligern Farce! — Sehen Sie, Edwin! das Schickſal der Seele iſt in die Materie geſchrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß.

Edwin. Gemach! Wollmar. Sie kommen ins Schwärmen. Sie wiſſen, wie gern Sie da die Natur mißhandeln.

VI.

Durch Nacht zum Licht.

Die Heilkunſt und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig ſeyn wollen, haben ihre beſten Entdeckungen und heilſamſten Vorſchriften vor Kranken- und Sterbebetten geſammelt. Leichenöffnungen, Hoſpitäler und Narrenhäuſer haben das hellſte Licht in der Phyſiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die geſetzgebende Gewalt ſollten billig dieſem Beiſpiel folgen, und ähnlicher Weiſe aus Gefängniſſen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Laſters — ſich Belehrungen holen.

VII.

Poeſie und Wirklichkeit.

Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte („Freigeiſterei der Leidenſchaft“ und „Reſignation“) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten

kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſeyn, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten.

VIII.

Zum Geiſterſeher.

Der Graf v. O..., deſſen Worten ich bis Jezt buchſtäblich gefolgt bin, verbreitet ſich mit vieler Umſtändlichkeit über die verſchiedenen Wirkungen, welche dieſe Begebenheit auf das Gemüth des Prinzen und ſeiner übrigen Reiſegefährten gehabt hat, und die Geiſtererzählungen, wozu ſie die Veranlaſſung geweſen. Ich erlaſſe ſie dem Leſer, dem es vermuthlich gehen wird, wie mir, um lieber zur Sache ſelbſt zu eilen, und dieſe Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu laſſen, und begnüge mich nur, zu ſagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge ſchloß und dem Tage mit Ungeduld entgegenſah, der dieſes unbegreifliche Geheimniß entwickeln ſollte.

IX.

Ein Genrebild.

„Ich ſehe ſie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die ſchöne Geſtalt iſt aufgerichtet — Welche liebliche Majeſtät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Weſen iſt es nicht mehr: neue Grazien, eine ganz neue Erſcheinung. Langſam gehen ſie hinab; ich folge von Weitem und ſchüchtern, ungewiß, ob ich es wagen ſoll ſie einzuholen? ob ich es nicht ſoll? — Wird ſie mir keinen Blick mehr ſchenken? Schenkte ſie mir einen Blick, da ſie an mir vorüber ging, und ich die Augen nicht zu ihr aufſchlagen konnte? — O, wie beunruhigte mich dieſer Zweifel!“

„Sie ſtehen ſtille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle ſetzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was ſie ſonſt war, bemerkt die Unordnung in den ſchönen Haaren, und iſt geſchäftig, ſie zu verbeſſern, indem ſie ihr den Paraſol zu halten gibt. O, wie viel Unordnung wünſcht' ich dieſen Haaren, und wie viel Ungeſchicklichkeit dieſen Händen! —“

„Die Toilette iſt gemacht, und man nähert ſich der Thüre. Ich beſchleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Geſtalt verſchwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie iſt weg — Nein! Sie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar, ſie bückt ſich nieder, ſie aufzuheben — ſie ſieht noch einmal zurück und nach mir — wen ſonſt kann ihr Auge in dieſen Mauern ſuchen? Alſo war ich ihr kein fremdes Weſen mehr — auch mich hat ſie zurückgelaſſen, wie ihre Blume — Lieber F..., ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, wie kindiſch ich dieſen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal mein war!“

X.

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft.

Es iſt wohl bei den wenigſten Leſern nöthig zu erinnern, daß dieſe Ideen auf Veranlaſſung eines Kantiſchen Aufſatzes in der Berliner Monatſchrift entſtanden ſind.

Anmerkung des Verfaſſers.

* * *

Das natürliche Gefühl für Billigkeit hätte ihn (den Schäfer) zwar ſchon für ſich allein davon abhalten ſollen, ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns zu treiben; aber auch dieſes Gefühl hatte zu ſeiner Ausbildung in der Bruſt des Menſchen Uebung und Anläſſe nöthig, und ſeine Stimme war für den dringendern Ruf des Bedürfniſſes noch zu leiſe.

XI.

Guſtav Adolph.

Aber ihn auf dem ſiegreichen Gang (nach Süddeutſchland) zu begleiten, verbieten mir die engen Gränzen dieſer Erzählung, die vielleicht ſchon jezt überſchritten ſind. Ungern verlaſſe ich einen Schauplatz, der an ſchimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unſterblichen Männern, überraſchenden Wechſeln des Glücks, verworrenen Schickſalen und wundervollen Kriſen. War die Vorausſetzung nicht zu kühn, die Aufmerkſamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geſchichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde

ihres Inhalts: ſo wird ihr Beifall mich ermuntern, den Faden dieſer Geſchichte im nächſtfolgenden Jahre wieder aufzunehmen.

XII.

Schluß des dreißigjährigen Krieges.

Guſtav Adolph und Wallenſtein, die Helden des kriegeriſchen Drama's, ſind von der Bühne verſchwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Ueberſicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von Jezt an vertheilt ſich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieſer Kriegsgeſchichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Intereſſe und Reiz für meine Leſerinnen deſto ärmer ſeyn. Da die engen Gränzen dieſer Schrift mir keine ausführliche Darſtellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leſerinnen durch eine dritte Fortſetzung zu mißbrauchen, ſo mache ich hier der umſtändlichen Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derſelben einem ſchicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechſelung iſt das Geſetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm dieſe Göttin ihren Schutz nicht entziehen ſoll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieſes Krieges zu werfen, um wenigſtens einen Umriß des Ganzen zu geben und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde ſchuldig bleiben muß.

XIII.

Epos und Tragödie.

Unter der rührenden Gattung in der Dichtkunſt behaupten die Epopöe und das Trauerſpiel den vorzüglichſten Rang. In der Erſteren iſt das Rührende dem Erhabenen, in dem Leztern das Erhabene dem Rührenden beigeſellt. Wollte man von dieſem Leitfaden weiter Gebrauch machen, ſo könnte man Dichtungsarten aufſtellen, die das Erhabene allein, andere, die das Rührende allein behandeln. In noch anderen würde ſich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten und zu der zweiten Ordnung der Künſte den Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht dieſen Faden auch durch dieſe, die ſchönen Künſte, fortführen, und an dem höchſt Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künſte geſchloſſen würde.

XIV.

Ueber Angelika Kaufmann.

Ich kann hier nicht unbemerkt laſſen (wie ſehr ich es auch dadurch mit dem Modegeſchmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unſrer Angelika Kaufmann zum bloß Angenehmen zu rechnen ſind und ſich ſelten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künſtlerin auf unſern Sinn als auf unſern Geſchmack angelegt, und ſie verfehlt lieber die Zeichnung, opfert lieber die Kraft auf, als daß ſie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur

zu nahe treten ſollte. Eben ſo iſt die Magie des Kolorits und der Schattirung oft bloß angenehme Kunſt, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn der erſte Blick und der große Haufe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerſt, auch bei dem Kenner, und er urtheilt allein. bei dem Nichtkenner.

XV.

Kulturfortſchritte.

Sollte nicht von dem Fortſchritte der menſchlichen Kultur eben Das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente:

1) Der Gegenſtand ſteht ganz vor uns, aber verworren und ineinander fließend.
2) Wir trennen einzelne Merkmale und unterſcheiden. Unſre Erkenntniß iſt deutlich, aber vereinzelt und bornirt.
3) Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze ſteht abermals vor uns, aber jezt nicht mehr verworren, ſondern von allen Seiten beleuchtet.

In der erſten Periode waren die Griechen, in der zweiten ſtehen wir. Die dritte iſt alſo noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünſchen.

XVI.

Ein Wortſpiel des Marſchall Vieilleville.

Am 1. Januar 1553 erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben, worauf er zu dem Herzog von Nevers ſagte: „Ich dachte es immer, der Kaiſer ſey zu alt und zu podagriſch, um ein ſo ſchönes junges Mädchen zu entjungfern.“ Der Herzog verſtand Dieß nicht; „ich machte Anſpielung,“ ſagte er, „auf die Stadt Metz, das im Deutſchen eine Metze, auf Franzöſiſch pucelle bedeutet.“ — Sie fanden dieſe Anſpielung ſo artig und erfindungsreich, daß ſie ſie in der Depeſche, die ſie ſogleich an den König abſchickten, um die Erſten zu ſeyn, die die Aufhebung der Belagerung meldeten, mit anführten.

Schiller'ſche Briefe.

I. Brief an Baggeſen.

Im Jahr 1791 wurde Schiller ſehr bedenklich krank, und im Juni verbreitete ſich an einigen Orten die Nachricht von ſeinem Tode. — Der Schmerz war tief gefühlt, denn Deutſchland hatte den Dichter bereits als ebenbürtigen Sohn deutſchen Geiſtes begriffen, und ſeiner Muſe zu viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme gezollt, als daß nicht eine ſo frühzeitige Unterbrechung ſeiner genialiſchen Arbeiten das

lebhafteſte Bedauern hätte erwecken ſollen. — Der Himmel wollte es, daß Schiller uns noch länger erhalten wurde, und der zufällige Irrthum, das falſche Gerücht von ſeinem Tode, trug die Frucht, daß der Prinz von Auguſtenburg und der däniſche Miniſter Schimmelmann zu dem ruhmwürdigen Entſchluſſe bewogen wurden, dem Dichter zu Pflegung ſeiner Geſundheit und geiſtiger freier Thätigkeit auf drei Jahre einen Jahrgehalt zu ſichern. — Bedenkt man, daß wir dieſer Unterſtützung die hohen Geiſtesprodukte, mit welchen uns Schiller noch nach 1791 beſchenkte, zu verdanken haben, ſo ſcheint es gerechtfertigt, wenn wir in einem Buche, welches die Schiller'ſchen Werke zu vervollſtändigen die Abſicht hat, die ganze Entſtehung dieſer Sache mittheilen, welche vielleicht geeignet iſt, theils zu einigem ernſten Nachdenken über das Geſetz der Cauſalität in den menſchlichen Schickſalen Anlaß zu geben, theils noch jezt die Aſche jener Biedermänner zu ſegnen, welche in der Kette dieſer Urſachen und Wirkungen ein ſo ehrenhaftes Glied bilden. Es ſind dieß die beiden Freunde und Verehrer Schillers: Baggeſen in Kopenhagen und Profeſſor Reinhold in Jena. Wir können uns nicht enthalten, als Einleitung zu dem Briefe Schillers an Baggeſen die Hauptſache von Dem, was zwiſchen Lezterem und Reinhold brieflich verhandelt wurde und die genannte Unterſtützung vorbereitete, im Auszuge mitzutheilen.

Baggeſen an Reinhold.

Juni 1791.

Liebſter Reinhold! — O! welch ein elendes, nichtiges Schattenſpiel iſt dieß Erdenleben. Wenig, ſehr wenig Blumen blühen darin

— keine reiſen. O! des ewigen Anfangs ohne Ende. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, theuerſter Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der ſchrecklichen Nachricht, die ich dieſen Augenblick erhalte. Iſts möglich? unſer Schiller iſt geſtorben? ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es ſchon fühle.

O! was haben wir mit dieſem ſeltenen Geiſte verloren! Er ſtieg herrlich den Dichterhimmel hinauf; was würde er in ſeinem Meridian geworden ſeyn! Wie hatte ich mich darauf gefreut, die neueren Revolutionen von Schiller gemalt zu ſehen! O, warum mußte dieſer Raphael vor ſeiner Transfiguration ſterben!

Ich wußte wohl, daß ich dieſen außerordentlichen Mann liebte. Aber jezt fühle ich erſt ganz, wie theuer er mir geweſen iſt, wie ſehr er mir die Erde durch ſeine Exiſtenz verſchönert hat, wie groß der Theil des Intereſſe für dieß Leben, den Er mir gab, geweſen iſt. O, ſchreiben Sie mir bald, liebſter Reinhold, wie er geſtorben iſt, wie es mit ſeiner Frau geht, was er hinterlaſſen hat. Sammeln Sie ſeine Posthuma, und ſorgen Sie, daß Nichts davon verloren gehe. Jede Zeile von Schiller iſt intereſſant; und wenn er je was ganz Schlechtes, welches ich unmöglich glaube, geſchrieben hat, iſt auch dieß intereſſant. Er war Deutſchlands Shakeſpeare — oder vielmehr: Er war Deutſchlands Schiller.

Daß der Schauſpieldichter in ihm geſtorben iſt, kann ich vielleicht vergeſſen lernen! aber daß Deutſchlands erſter — vielleicht aller künftigen erſter — Geſchichtſchreiber nicht mehr iſt, Das werd' ich nie — nie verbluten. —

Ich habe mit meiner Sophie in der Geſellſchaft des einzigen Miniſters, Grafen von Schimmelmann, ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, des Herrn Schubart (Miniſter in Haag) und ſeiner Frau, d. h. in unſerm geliebteſten, gewöhnlichſten

und faſt einzigen Kreiſe, hier drei der ſeligſten Tage meines Lebens, in faſt unaufhörlicher Begeiſterung, auf dem Lande zugebracht. Aber wir waren auch mehr im Himmel als auf der Erde. Ich muß Ihnen die ganze Geſchichte erzählen.

Die Reiſe nach Hellebeck (ein Ort, der ſchon durch ſeine Lage begeiſtert), fünf und eine halbe Meile von Kopenhagen gen Norden, am Ufer des lautaufbrauſenden Meeres, dem Kullen, einem der höchſten ſchwediſchen Felſen gegenüber, war ſchon ſeit einigen Tagen unter den drei ziemlich unzertrennlichen Paaren beſchloſſen. Alles wird endlich fertig; wir ſind im Begriff, nach Seeluſt zu fahren, wo wir die Andern mitnehmen ſollten, als ich ein Billet von der Gräfin erhalte, worin ſie mir Schiller's Tod und den Aufſchub der Reiſe, des ſchlechten Wetters wegen, meldete. Ich wurde wie vom Blitze getroffen, und wahr iſt's, ſelbſt die Nachricht von Mirabeau's Tod, ob ſie mich ſchon ſehr heftig erſchütterte, machte nicht eine ſo tödtende Wirkung auf mein Herz als dieſer Donnerſchlag. — Ich ſtürzte halb erſtarrt in die Arme meiner Sophie, die auch ſehr erſchrak und meinen Schmerz und meine — verzeihe es mir, o Vorſehung! — Verzweiflung theilte. Es ſchien mir in dieſem ſchrecklichen Augenblick, als hätte die Menſchheit einen ihrer erſten Erzieher verloren — und aufrichtig geſtanden: es ſcheint mir noch immer ſo.

Je genauer ich die Rieſenſchritte dieſes urkräftigen Genius in den Spuren ſeines kurzen, aber majeſtätiſchen Vorübergehens auf unſerer Erde betrachte und meſſe, je herrlicher ſchwebt vor meiner Phantaſie das Bild Deſſen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menſchenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umſtände, vollkommene Geiſtes- und Gemüthsruhe einſt ins Gleichgewicht mit ſeinen, vielleicht keines Zweiten Geiſteskräften nachſtehenden Fähigkeiten gekommen wären. Hier,

liebſter Reinhold, muß alle Philoſophie die Hand auf den Mund legen, und auf die Frage: warum ſollte Dieß nicht geſchehen? ſchweigen. Unſere Erde ſcheint nun einmal nach ewig unveränderlichen Geſetzen dazu verurtheilt zu ſeyn, ſehr langſam zu gehen (damit die Räder in nicht gar zu raſchen Umlauf gerathen?)

Ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres, apolloniſches — zu tief in unſre Seelen eingedrucktes Bild verfolgte uns, wie wir ihn leztens, ach, nur gar zu kurz! ſahen. Wir ſezten uns in den Wagen und fuhren im Sturm und Regen nach Seeluſt.

Es iſt ein Troſt, bei Jemanden zu ſeyn, der unſern Schmerz mitempfinden kann. Dieſen Troſt fanden wir hier, „Und da liegen ſeine Werke — die ich eben mitgebracht hatte. Iſt es nicht ſonderbar, Reinhold, daß in den vorhergehenden Tagen ich, ohne im Geringſten an was zu denken, Schiller geleſen — und wenn man mich etwas zu leſen bat — immer aus Schiller vorgeleſen hatte, ſo daß wir Alle beim Empfang dieſer Nachricht ſo ganz im Schiller'ſchen Ton und Andenken waren.

„Wir haben nach Hellebeck gehen wollen", ſagte der Graf und die Gräfin, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode: An die Freude, zu ſingen — Jezt wollen wir troz dem Wetter hingehen und ſie in aller Wehmuth von Ihnen geleſen hören." Es wurde ſogleich angeſpannt und wir fuhren weg.

Stellen Sie ſich den romantiſchſten, erhabenſten, naturgrößeſten Ort vor, den man dießſeits der Alpen finden kann, weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer. Hier lagerten ſich drei einander liebende Paare, ſechs, wenigſtens das Gute wollende, das Schöne liebende Seelen, im vertrauten

Kreiſe neben einander. Am Tiſche ſprudelte der geiſtige Champagner, mein und des Grafen Lieblingswein. Plötzlich fing Ihr Baggeſen an zu leſen:

Freude! ſchöner Götterfunken ꝛc.
— — — — —
Wo dein ſanfter Flügel weilt —

und Inſtrumente — Clarinetten, Hörner und Flöten (es war durch mich und den Grafen veranſtaltet) fielen ein, indem Alle wie durch Zauber zum Mitſingen hingeriſſen wurden:

Chor. Seyd umſchlungen Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

und ſo, nach jeder Strophe — bis nach der lezten, wo ich, als man glaubte zu Ende zu ſeyn, noch zu leſen fortfuhr, und bei dem darauf folgenden Chor (welches ich doch nicht verheimlichen kann):

Unſer todter Freund ſoll leben!
Alle Freunde ſtimmet ein!
Und ſein Geiſt ſoll uns umſchweben
Hier in Helle's Himmelhain!

Tutissimi. Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei dieſem freien Wein:
Seinem Geiſte treu zu ſeyn
Bis zum Wiederſehn dort oben!

die Thränen Allen aus den Augen ſtürzten.

Nachher kamen vier Knaben und vier unſchuldige Mädchen mit Blumenkränzen, in weißen Kleidern als Hirten und Hirtinnen. Man tanzte. Das Wetter wurde ſchöner und ſchöner. So verfloſſen drei Tage, wie drei Minuten, in unaufhörlichem feierlichem Genuß. So feierten wir Schiller's Tod — und ſo freuten wir uns, daß Sie noch leben.

Meine Lieblingsſcenen in Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus der leider unvollendeten Geſchichte des Abfalls der Niederlande, und die Künſtler, das reichhaltigſte Gedicht von gleicher Länge, das ich kenne, und das allein hinreichen würde, Schiller in meiner Seele unſterblich zu machen, alles Dieß wurde geleſen. O! bei jeder Zeile rief mein Geiſt ihn zurück. Und wäre nicht die Hoffnung der Unſterblichkeit ſo unerſchütterlich feſt auf unumſtößlichen Prinzipien des Wunſches in meiner Seele gegründet, daß ſie, der älteſten Ueberzeugung gleich, niemals wanken kann, ich würde troſtlos ſeyn, und in nie verſiegenden Thränen beweinen, daß ich ihm auf dieſer Erde nicht näher kam, da ich ihm doch hätte näher kommen können.

Reinhold an Baggeſen.

Jena, Juni 1791.

Schiller's Todtenfeier macht dem Gefeierten und den Feiernden gleiche Ehre und hat mich in Ihrem Gemälde davon bis zu Thränen gerührt. Wenn Schiller völlig hergeſtellt ſeyn wird, dann ſoll er Ihre Briefe leſen, und ich weiß, daß ihm ſein gefriſtetes Leben dann noch einmal ſo lieb ſeyn wird. Ja! es verlohnt ſich reichlich der Mühe, in einer Welt zu leben, in welcher auch nur Ein ſolcher Menſch lebt, wie mein Baggeſen, ſeine Sophie, ſein Schimmelmann u. ſ. w.

Schiller ſchickt ſich eben mit ſeiner Frau an, nach Karlsbad zu reiſen, um ſeine ſehr geſchwächten Verdauungswerkzeuge zu ſtärken. Jezt iſt er ſo ſchwach, daß er nicht einmal eine Lektüre wie Peregrinus Proteus, den er ſich vorleſen laſſen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beſchwerlichkeiten der Reiſe überſteht, ſo glaubt ſein Arzt, daß ihm geholfen werde.

Baggeſen an Reinhold.

Kopenhagen den 26. Juli 1791.

Die Freude, welche mir des unſterblichen und ungeſtorbenen Schiller's Auferſtehung wiedergab, ob ſie gleich im Anfang höchſt mögliche Entzückung war, iſt doch noch lange nicht mit dem Maß meines Kummers über ſeinen vermeinten Tod ins Gleichgewicht zu bringen, ſo lange er noch nicht ganz wiederhergeſtellt iſt. Wenn das Gebet Das wäre, wofür unſer wahnſinniger Engel, Lavater, es ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und die ganze Gegend herum würden dann geſund geworden ſeyn, ſo viele Segen hätte ich vom Himmel, der drei theuren Seelen wegen, Louiſa's, Friedrich Chriſtians und Friedrich Schiller's, auf dieſen Ort heruntergebeten.

Reinhold an Baggeſen.

Jena den 16. September 1791.

Schiller hielt ſich nach ſeiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie ſchlimm es noch immer mit ſeinen Geſundheitsumſtänden ſtehen müſſe, können Sie daraus ſchließen, daß er ſowohl, als ſein Arzt damit zufrieden ſind, und es für ein gutes Zeichen anſehen, daß er durchs Bad nicht ſchlimmer geworden iſt, als er vorher war. Seine Eingeweide ſind, ich befürchte faſt, unheilbar zerrüttet. Doch arbeitet er, aus geiſtigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomiſchem Bedürfniſſe, an der Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Bei ſeinem Beſuche habe ich ihm Ihre, ihn und ſeinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgetheilt, und ich zweifle, ob irgend eine

Arznei heilſamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihn Ihre übrigen Briefe leſen laſſen, und er behauptet mir nun gerade ins Geſicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher ſchätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich ſoll Ihnen ſagen, daß ihm ſeine Exequien auf Hellebeck ein unausſprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unſerer übrigen kleinen Klubgeſellſchaft bei ihm. Seine Frau zog mich bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben", ſagte ſie, „ſo ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm —" und nun erſtickte ein Thränenguß ihre Stimme, die ſie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr ſagte: daß ich Baggeſen nichts Rührenderes, Intereſſanteres ſchreiben könnte, als was ich ſo eben von ihr geſehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über dieſe Materie ein Wort weiter zu ſagen, und wir ſprachen von andern Dingen . . .

Tief beugt ſich mein Geiſt vor Ihrem Schimmelmann, wie vor keinem andern Miniſter in der Welt. Wer für Schiller's Geiſt ſo fühlt, iſt ſein Geiſtesverwandter.

Reinhold an Baggeſen.

Jena den 17. Oktober 1791.

Schiller iſt leidlich wohl; vielleicht könnt' er ſich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang ſich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber Das erlaubt ſeine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank ſind, nicht wiſſen, ob wir ſie in die Apotheke, oder Küche ſenden ſollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch beſſer gekonnt, aber kann es jezt kaum, ohne ſeine Exiſtenz

Baggeſen an Reinhold.

Kopenhagen den 26. Juli 1791.

Die Freude, welche mir des unſterblichen und ungeſtorbenen Schiller's Auferſtehung wiedergab, ob ſie gleich im Anfang höchſt mögliche Entzückung war, iſt doch noch lange nicht mit dem Maß meines Kummers über ſeinen vermeinten Tod ins Gleichgewicht zu bringen, ſo lange er noch nicht ganz wiederhergeſtellt iſt. Wenn das Gebet Das wäre, wofür unſer wahnſinniger Engel, Lavater, es ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und die ganze Gegend herum würden dann geſund geworden ſeyn, ſo viele Segen hätte ich vom Himmel, der drei theuren Seelen wegen, Louiſa's, Friedrich Chriſtians und Friedrich Schiller's, auf dieſen Ort heruntergebeten.

Reinhold an Baggeſen.

Jena den 16. September 1791.

Schiller hielt ſich nach ſeiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie ſchlimm es noch immer mit ſeinen Geſundheitsumſtänden ſtehen müſſe, können Sie daraus ſchließen, daß er ſowohl, als ſein Arzt damit zufrieden ſind, und es für ein gutes Zeichen anſehen, daß er durchs Bad nicht ſchlimmer geworden iſt, als er vorher war. Seine Eingeweide ſind, ich befürchte faſt, unheilbar zerrüttet. Doch arbeitet er, aus geiſtigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomiſchem Bedürfniſſe, an der Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Bei ſeinem Beſuche habe ich ihm Ihre, ihn und ſeinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgetheilt, und ich zweiſle, ob irgend eine

Arznei heilſamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihn Ihre übrigen Briefe leſen laſſen, und er behauptet mir nun gerade ins Geſicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher ſchätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich ſoll Ihnen ſagen, daß ihm ſeine Exequien auf Hellebeck ein unausſprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unſerer übrigen kleinen Klubgeſellſchaft bei ihm. Seine Frau zog mich bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben", ſagte ſie, „ſo ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm —" und nun erſtickte ein Thränenguß ihre Stimme, die ſie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr ſagte: daß ich Baggeſen nichts Rührenderes, Intereſſanteres ſchreiben könnte, als was ich ſo eben von ihr geſehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über dieſe Materie ein Wort weiter zu ſagen, und wir ſprachen von andern Dingen . . .

Tief beugt ſich mein Geiſt vor Ihrem Schimmelmann, wie vor keinem andern Miniſter in der Welt. Wer für Schiller's Geiſt ſo fühlt, iſt ſein Geiſtesverwandter.

Reinhold an Baggeſen.

Jena den 17. Oktober 1791.

Schiller iſt leidlich wohl; vielleicht könnt' er ſich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang ſich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber Das erlaubt ſeine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank ſind, nicht wiſſen, ob wir ſie in die Apotheke, oder Küche ſenden ſollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch beſſer gekonnt, aber kann es jezt kaum, ohne ſeine Exiſtenz

in Gefahr zu ſetzen. — Ein ſchreckendes Beiſpiel für mich! Und doch — wäre nur Schiller einſtweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Verſorgung begnügen, die mir jezt meine Geſundheit gewährt.

Reinhold an Baggeſen.

Jena den 9. Dezember 1791.

Ueberraſcht hat mich Ihre, unſern Schiller betreffende Nachricht, und erfreut über alle Maßen hat mich der glückliche Erfolg Ihrer Verwendung für ihn. Es wird auch keinen Ehrenmann bei uns und bei Ihnen befremden, Das, was Dänemark ſchon einmal an einem Klopſtock gethan hat, an einem Schiller wiederholt zu finden.

Hier hat er Nichts als 200 Thaler — und wenn ihm der Herzog, wie es leicht möglich iſt, dieſe Kleinigkeit laſſen will — gar Nichts zu verlieren. Seine Geſundheit geht langſam, aber doch immer vorwärts auf dem Wege der Beſſerung, und ich habe ihn vorgeſtern bei unſerm wöchentlichen Kränzchen um Vieles heiterer als vor acht Tagen gefunden.

Reinhold an Baggeſen.

Jena — — Dezember 1791.

Mein Baggeſen! Heut frühe hat mir unſer Schiller, weil er wegen ſeinen etwas verſchlimmerten Geſundheitsumſtänden nicht kommen konnte, die höchſt merkwürdigen Depeſchen (von denen Sie mir in Ihrem lezten Briefe Winke gaben) zugeſendet und mich auf den Abend zu ſich gebeten. Der

Eindruck, den der große, herrliche, alle meine hochgeſpannte Erwartung überſteigende Inhalt auf mich gemacht hat, iſt unbeſchreiblich, und die Handlung Friedrich Chriſtians und Ernſt Schimmelmanns iſt und bleibt in meinen Augen ein um ſo viel größeres Wunderwerk, je mehr ſich dieſelbe in ihren Briefen als das natürlichſte Reſultat ihrer gewöhnlichen Weiſe zu denken und zu handeln ankündigt.

Mit Freudenthränen in den Augen lief ich ſogleich zu Schillern. — Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraſchenden tiefen Eindrucks, von dem er ſich nur allmälig wieder erholt hat; aber doch noch nicht ſo ganz, daß er nicht ſeine Antwort auf einen der nächſten Poſttage verſchieben müßte. Das Geſchenk, deſſen Annehmung auch ſchon durch die Art allein, wie es ihm angeboten wurde, ihm zur Pflicht gemacht wird, überraſcht ihn durch die Erfüllung ſeines alten Wunſches, ein paar Jahre gänzlicher Unabhängigkeit und Muße auf die Grundlegung zu einem beſtimmten Plane ſeines geiſtigen Lebens verwenden zu können. Vom Annehmen kann wohl gar keine Frage ſeyn. Auch davon nicht, ob er nach Kopenhagen reiſen will. Dieß iſt nun zu einem ſeiner innigſten Wünſche geworden. Wie bald es ihm aber durch ſeine Geſundheit möglich werden dürfte, weiß er noch nicht. Da er vom Herzog von Weimar Penſion (200 Thlr. als Profeſſor extraord.) zieht, die er nur gegen ein anderes lebenswieriges Appointement aufgeben kann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er, wenn es zu ſeiner Abreiſe kommt, nur auf die Zeit eines beſtimmten Aufenthalts in Kopenhagen Urlaub nimmt. Gerne wird ihm dann auch unſer Herzog die Penſion auf immer laſſen, wenn nach den drei Jahren ſich nicht eine hinlängliche Verſorgung in Kopenhagen finden ſoll; denn die beſte Verſorgung für dieſen ganz zum Schriftſteller berufenen Genius dürfte freilich in einer oder mehreren Penſionen

beſtehen, die ihm Freiheit (das einzige Element, in dem er mit voller Kraft wirken kann) zuſichert. Schiller ſelbſt hat bisher im Gedränge ſeiner Empfindungen noch nicht genug zu ſich ſelbſt kommen können, über alle dieſe Dinge, über die ich nur flüchtig und kurz mit ihm geſprochen habe, nachzudenken. Ich ſchreibe daher Nichts in ſeinem Namen, als daß er ſowohl durch das Geſchenk, als noch vielmehr durch die Art, wie es ihm gemacht wurde, entzückt iſt. O, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edeln Paares hätten leſen können!

Baggeſen an Reinhold.

Kopenhagen den 19. Dezember 1791.

Den Auftrag an Schiller haben Sie vermuthlich jezt geleſen. Der Prinz und Graf Schimmelmann bieten ihm für drei Jahre 1000 Thaler jährlich an — um ſein Leben zu retten. Sie würden das Nämliche für Sie gethan haben, wenn Sie in Schiller's Umſtänden geweſen wären. Daß ſie es für Schiller thun, daran haben Sie mehr Schuld als ich.

Sie thun es übrigens aus wahrer Freundſchaft — und die ganze Sache iſt nichts als eine partikulare Freundſchaftshandlung.

Schiller hat bei dieſer ganzen Sache mir Nichts zu verdanken. Ich bin nur ſehr entfernte, gelegentliche Veranlaſſung dazu. Alles, was ich für Schiller gethan habe, beſteht darin, daß der Prinz und Schimmelmann durch mich die Bekanntſchaft ſeiner Schriften gemacht haben.

Ich läugne es nicht, daß Schiller in der Poeſie und in der Geſchichte mein Lieblingsſchriftſteller iſt und ſchon lange —

in der Ahnung — geweſen iſt. Schon vor fünf Jahren, als ich nur ſeine Räuber kannte, urtheilte ich — freilich, daß es ein höchſt wildes, geſchmackloſes Stück ſey, aber auch — daß der Verfaſſer deſſelben vielleicht mehr Genie als irgend ein anderer mir bekannter Schriftſteller (den einzigen Shakſpeare ausgenommen) im noch unaufgeſchloſſenen Innerſten ſeiner Seele beſitzen müſſe. Ich fand in dem Chaos der tobenden Empfindungen und blitzenden Ideen deſſelben einzelne Strahlen einer noch nicht hervorgetretenen, aber unverkennbaren Sonne. Ich fing ſchon damals an, ihm langes Leben mit Leidenſchaft zu wünſchen.

Sein Fiesco und ſein Kabale und Liebe waren noch immer chaotiſche Erſcheinungen; aber jezt war mir ſchon eine Dämmerung da, die meine Erwartung auf den höchſt möglichen Grad ſpannte. Was ich vorzüglich darin bewunderte, anbetete, möchte ich ſagen, waren die Spuren von einem damals noch höchſt ungewöhnlichen Seelenmuth, der freilich als phantaſtiſche Kühnheit erſchien, aber im Grunde ächt philoſophiſche (obſchon nicht raiſonnirte) Gemüthsfreiheit verrieth. Nun trat ſein Don Carlos hervor, und mit ihm die Sonne, die ſich jezt mit Rieſenſchritten in der hiſtoriſchen Ekliptik dem Meridian nähert.

Wenige in Dänemark, und vielleicht Niemand mit ſolcher Aufmerkſamkeit, hatten dieſes Schauſpiel mit mir von Anfang mit eigenen Augen angeſehen. Schiller war, wie an manchen Orten in Deutſchland, verſchrieen als ein Kraftgenie. Kraftgenie war vorher (zum Theil mit Recht, weil die Sache nur in England ſich fand) übel berüchtigt. Die Sache war, daß die Dänen, und ſelbſt die Deutſchen, noch nicht Geiſtesſtärke genug beſaßen, um ſeine eigentliche Kraft zu ſchätzen und zu ertragen, ſowie die Franzoſen noch nicht moraliſch genug ſind, um

Freiheit . . . und die ganze Erde noch nicht vernünftig genug iſt, um Philoſophie zu ertragen.

Ich wagte es, mich zum Apoſtel dieſes Meſſias aufzuwerfen, ſo wie ich es that für Rouſſeau, für Wieland (der aber viele andere — und ſehr natürlich! — hatte und allenfalls meiner propagirenden Bemühungen entbehren konnte) und ſpäterhin für Sie, Kant und Mirabeau . . . Natürlicherweiſe ſucht ein gewöhnlicher gutherziger Menſch Andern ſeinen Genuß mitzutheilen, zumal wenn dieſer Genuß ſelig ſüß iſt und er ihn veredelnd glaubt; und dabei hat er nicht das geringſte Verdienſt. Ich war ſehr glücklich in meinen Vorleſungen, Apologien und Apotheoſen von Schiller, um ſo viel mehr, da man mein Urtheil höchſt unbefangen und unparteiiſch finden mußte, weil ich gerade in den Kleinigkeiten, die ich geſchrieben, nichts weniger als Kraftgenie verrathen habe.

Dieß kann Hornemann (mein treuer Kollege in Schiller's Apoſtelgeſchichte) Ihnen bezeugen. Wo ich hinkam, las ich Schiller vor. Ueberhaupt bin ich der ewige Vorleſer, ein herumwandelnder Lektor, der ſeine Kollegien überall hält, wo Damen ſind. Vielleicht iſt dieß auch das Einzige, was ich einigermaßen mit guter Art machen kann.

Der Prinz von Auguſtenburg war wider Schiller eingenommen und verkannte ganz ſeinen Genius. Mit ſehr vieler Mühe brachte ich es dahin, daß er mir erlaubte, ihm Don Karlos vorzuleſen. „Ich zweifle ſehr“, ſagte er, „daß wir dieſe Lekture zu Ende bringen werden; indeſſen — weil Sie gewettet haben“ — — Ich las. Ich hatte mir im Voraus bedingt, daß er ſchlechterdings den erſten Akt aushören müſſe. Er wurde hingeriſſen — ich las nicht den Don Karlos aus — aber als ich den folgenden Tag dieß Ausleſen anfing, hatte er ſchon in der Nacht alles Uebrige geleſen. Jezt weiß er die vorzüglichſten

Scenen auswendig. Nun wurde Alles von Schiller geleſen und wieder geleſen. Was iſt natürlicher?

Bei Schimmelmanns war es die nämliche Geſchichte, nur einige Jahre früher. Welche ſelige Stunden haben uns nicht Don Karlos, die Geſchichte des Abfalls der Niederlande; die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die hiſtoriſche Ueberſicht und das ſchönſte Lehrgedicht, faſt möchte ich ſagen (und in mehr als einer Rückſicht Recht haben) das ſchönſte Gedicht überhaupt, das exiſtirt: Die Künſtler, hingezaubert!

Ich weiß nicht, wie es zuging, ich fing auf einmal an Schiller — und wieder und wiederum Schiller zu leſen, und von ihm zu ſprechen in unſerem Zirkel, als — die Nachricht von ſeinem Tode hieherkam. Keine Nachricht hat mich ſo erſchüttert. War es, weil er wirklich nicht geſtorben war, daß ſie mein Herz gewiſſermaßen empörte; genug, ich wurde halb wahnſinnig bei dieſem Donnerſchlag, ich habe Ihnen von den rührenden Exequien in Hellebeck ſchon geſchrieben. Schimmelmann, der Prinz und ihre Frauen, ſo wie die meinige, theilten meine Wehmuth. Durch Erhard wurde ich endlich (nachdem er es ſelbſt einige Zeit, mit mir unerreichbarer philoſophiſcher Gelaſſenheit, geglaubt hatte) anders belehrt. Aber ſo entzückend die Nachrichten von ſeinem Leben waren, ſo betrübten uns wieder ſeine phyſiſchen und ökonomiſchen Umſtände. Da kommt der ſchöne Brief von Ihnen, mein Reinhold, worin Sie mit ſo vieler Wärme Schiller's traurige Lage ſchildern und nach der rührendſten Erzählung davon ſchließen: „ich würde noch für mich ruhig ſeyn, wenn nur er glücklicher würde ꝛc.“ Ich las dem Prinzen dieſen Brief, und von dieſem Augenblick datirt ſich der Entſchluß jener Anerbietung.

Ich habe Ihnen den ganzen Gang der Sache ſo weitläufig

erzählt, damit Sie wiſſen, daß die Einladung an Schiller kein „glücklicher Erfolg meiner Verwendung für ihn", ſondern eine höchſt natürliche Folge der Umſtände geweſen iſt, wobei ich keine andere Rolle gehabt habe, als die ich für Jemanden, den ich gar nicht gekannt hätte, geſpielt haben würde. Ich will nicht haben, was mir nicht gehört. Ich habe nicht die Rolle des Freundes in dieſer Sache geſpielt. Denn ob ich zwar Schiller's Freund bin, ſo iſt er doch der meinige nicht, kann es nicht ſeyn, da er mich gar nicht kennt, außer inſofern Sie zu meinem Vortheil geſprochen haben: ein Gewinn, den Sie ſehr wahrſcheinlich dadurch, daß Sie ihm meine elenden Briefe zeigten, wieder vernichteten. Ich habe ihm geſchrieben; ich habe es ihm, ſo ſehr ich es vermochte, auf's Herz gelegt, die Einladung anzunehmen. Es wird Ihnen, ſowie mir, eine der ſeligſten Freuden ſeyn, ſein Schickſal verſchönert zu ſehen.

Wie hat mich und uns Alle Ihre Nachricht von ſeiner wiederkehrenden Geſundheit, vom Wiederaufblühen ſeiner liebenswürdigen Frau und von ſeiner heitern Laune gefreut! Wie ſehne ich mich nach der neuen Thalia! Möchte er nur Alles vollenden, was er angefangen hat! Dieß iſt aber ſo viel und von der Art, daß das längſte Erdenleben dafür zu kurz ſcheint.

Schiller an Baggeſen.

Jena den 16. Dezember 1791.

Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeſchätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ſeit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden ſind? So überraſcht und betäubt, als ich durch ihren

Inhalt geworden bin und noch bin, erwarten Sie nicht viel Zuſammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jezt noch reden, und auch dieſes wird von einem ſo kranken Kopf, als der meinige noch immer iſt, nur ſchlecht unterſtüzt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schickſale meines Geiſtes nimmt, nicht ſchöner belohnen, als wenn ich das ſtolze Vergnügen, das Ihnen dieſe edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an ſich ſelbſt ſchon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten, wohlwollenden Zweck zu der ſüßeſten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Auguſtenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet, Dasjenige zu leiſten und zu ſeyn, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſeyn kann, und mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten iſt. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir Dieß ſchlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unſichere Zukunft machte mir beſſere Hoffnungen. Der großmüthige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſezt mich auf Einmal in die Lage, ſo viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu Dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir alſo noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der ſich aus freien Stücken entſchließt, Dasjenige bei mir zu verbeſſern, was mir das Schickſal zu wünſchen übrig gelaſſen hat, durch die edle Art, womit er dieſe Sache behandelt,

zugleich alle Empfindlichkeiten ſchont, die mir meinen Entſchluß hätten ſchwer machen können, daß er mich dieſe wichtige Verbeſſerung meiner Umſtände durch keinen Kampf mit mir ſelbſt erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigſten Wünſche mit der ſchönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine ſittlich-ſchöne Handlung aus der Klaſſe derjenigen, welche dieſen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erſt von ihrem Erfolge; auch wenn ſie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt ſie, was ſie war. Aber wenn dieſe Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schickſalen iſt, wenn ſie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn ſie, die ſchöne Geburt der Freiheit, als wäre ſie von der Vorſehung ſchon längſt zu dieſer Abſicht berechnet worden, ein verworrenes Schickſal entſcheidet: dann gehört ſie zu den ſchönſten Erſcheinungen, die ſich einem fühlenden Herzen darſtellen können. Wie ſehr Dieſes hier der Fall ſey, werd ich' und muß ich Ihnen ſagen.

Von der Wiege meines Geiſtes an bis Jetzt, da ich Dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſale gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf Immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich Dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen

Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſezte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höheren Fortſchrittes offen hielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jezt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfang dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen

zugleich alle Empfindlichkeiten ſchont, die mir meinen Entſchluß hätten ſchwer machen können, daß er mich dieſe wichtige Verbeſſerung meiner Umſtände durch keinen Kampf mit mir ſelbſt erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigſten Wünſche mit der ſchönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine ſittlich-ſchöne Handlung aus der Klaſſe derjenigen, welche dieſen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erſt von ihrem Erfolge; auch wenn ſie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt ſie, was ſie war. Aber wenn dieſe Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schickſalen iſt, wenn ſie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn ſie, die ſchöne Geburt der Freiheit, als wäre ſie von der Vorſehung ſchon längſt zu dieſer Abſicht berechnet worden, ein verworrenes Schickſal entſcheidet: dann gehört ſie zu den ſchönſten Erſcheinungen, die ſich einem fühlenden Herzen darſtellen können. Wie ſehr Dieſes hier der Fall ſey, werd ich' und muß ich Ihnen ſagen.

Von der Wiege meines Geiſtes an bis Jezt, da ich Dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſale gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf Immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich Dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen

Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſezte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höheren Fortſchrittes offen hielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jezt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Foderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfang dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen

Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geſchwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, dieſe Ausführlichkeit über mich ſelbſt, ich will Sie dadurch nur in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gemacht hat. Ich ſehe mich dadurch auf Einmal fähig gemacht, den Plan mit mir ſelbſt zu realiſiren, den ſich meine Phantaſie in ihren glücklichſten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirkſamkeit. Ich gewinne Muße, und durch ſie werde ich meine verlorne Geſundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, ſo wird künftig Trübſinn des Geiſtes nicht mehr meiner Krankheit neue Nahrung geben. — Ich ſehe heiter in die Zukunft — und geſezt, es zeigte ſich auch, daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Täuſchungen waren, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unſeres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verſtattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, ſo will ich es doch auf die einzige Art verſuchen, die mir verliehen iſt, und möchte der Keim, den ſie ausſtreuten, ſich mir zu einer ſchönen Blüthe für die Menſchheit entfalten!

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunſches, theurer, vortrefflicher Freund. Warum kann ich dieſe nicht eben ſo ſchnell erfüllen, als die erſte? Unter der Unmöglichkeit, die Reiſe zu Ihnen, ſo bald als Sie wünſchen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich ſelbſt. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer ſchönen veredelten Humanität, das hier ſo wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis ſolcher Menſchen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entſchluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch ſo ganz unentſchiedene Geſundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt beſtimmen läßt, wo ich eine ſo wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich, wahrſcheinlich kommenden Sommer, den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müſſen, ſo ſtehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an deſſen Willen es wenigſtens nicht liegt, daß ich nicht einer beſſern Muße genieße, in Verhältniſſen, die mir auflegen, mich wenigſtens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweiſen, ſo gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches ſeyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunſche nicht entgegen ſeyn, die Univerſität auf einige Zeit zu verlaſſen. Bin ich bei Ihnen, ſo wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das Weitere ſorgen.

Bis dahin, theurer Freund, laſſen Sie uns einander ſo nahe ſeyn, als das Schickſal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterhalten und meinen halb erſtorbenen Geiſt an Ihrem friſchen, feurigen Genius zu wärmen, wird ſtets ein Bedürfniß meines Herzens ſeyn. Nie, ſo lange ich bin, vergeſſe ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienſt, den Sie mir, wiewohl ohne dieſe

Abſicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleiſtet haben. Kaum fing ich an, mich etwas wieder zu erholen, ſo erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck, und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren friſche, nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beſchreiben, was ſie mir waren — Und jener Vorgang ſelbſt! Er war für den Abgeſchiedenen beſtimmt, und der Lebende wird ſich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie dieſen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu faſt allein von mir ſelbſt handelt. Aber zur Eröffnung unſerer Correſpondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einemmale mit mir bekannt werden, und das Ich dann auf immer abgethan ſey! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundſchaft gegen Sie Beſitz nehme, die ich erſt durch eine Reihe von Proben verdienen lernen ſollte.

In einer Welt, wie diejenige iſt, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Geſetze, als die Vorſchriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuern Sophie ſagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß ſie ſich bereit halten möge, eine Correſpondenz gütig anzuhören, die ſich ihr nächſtens darſtellen wird. Wie zwei glänzende Erſcheinungen ſchwebten Sie Beide, ſchnell, doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Geſtalten ſind lange verſchwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

II. Familienbriefe.

Ueber einige in dieſen Briefen vorkommende perſönliche Verhältniſſe haben wir nur weniges nicht allgemein Bekannte voranzuſchicken.

Nach dem Tode ihres Gatten, Johann Caſpar Schillers, herzoglich würtembergiſchen Hauptmanns auf dem Schloſſe Solitude, wohnte die Mutter unſers Dichters kurze Zeit in dem benachbarten Städtchen Leonberg, und zog hierauf zu ihrer, an den Pfarrer Franckh verheiratheten Tochter Louiſe nach Cleverſulzbach, einem Dorfe bei Heilbronn, wo ſie, laut der hieſigen öffentlichen Bücher, am 29. April 1802, im neunundſechszigſten Lebensjahre ſtarb. Sie ruht auf dem hieſigen Begräbnißplatz; ein Baum und ein ſchmuckloſes ſteinernes Kreuz bezeichnet die Stätte. Aeltere Bewohner des Dorfes erinnern ſich ihrer noch als einer lebhaften, muntern, leutſeligen Frau.

Die älteſte Tochter, Chriſtophine, Witwe des Sachſen-Meiningen'ſchen Hofraths Reinwald, eine ehrwürdige Matrone von achtzig Jahren und darüber, geſund und immer regen Geiſtes, lebt zu Meiningen.

Die jüngſte, Nanette, durch innere Vorzüge, ſo wie durch jungfräuliche Schönheit ausgezeichnet, ſtarb ſchon im achtzehnten Jahre.

Louiſens lezter Aufenthalt war zu Möckmühl, woſelbſt ihr Gatte, als erſter Geiſtlicher des Orts, ihr im Tode voranging. Die gegenwärtigen Briefe befanden ſich in ihrem Nachlaß. Von ihr immer als Heiligthum bewahrt, in welches kaum den nächſten Angehörigen ein Blick erlaubt wurde, vererbten ſich dieſelben an ihren Schwiegerſohn, Hrn. Kaufmann Kühner in Möckmühl, der ſie in amtlich

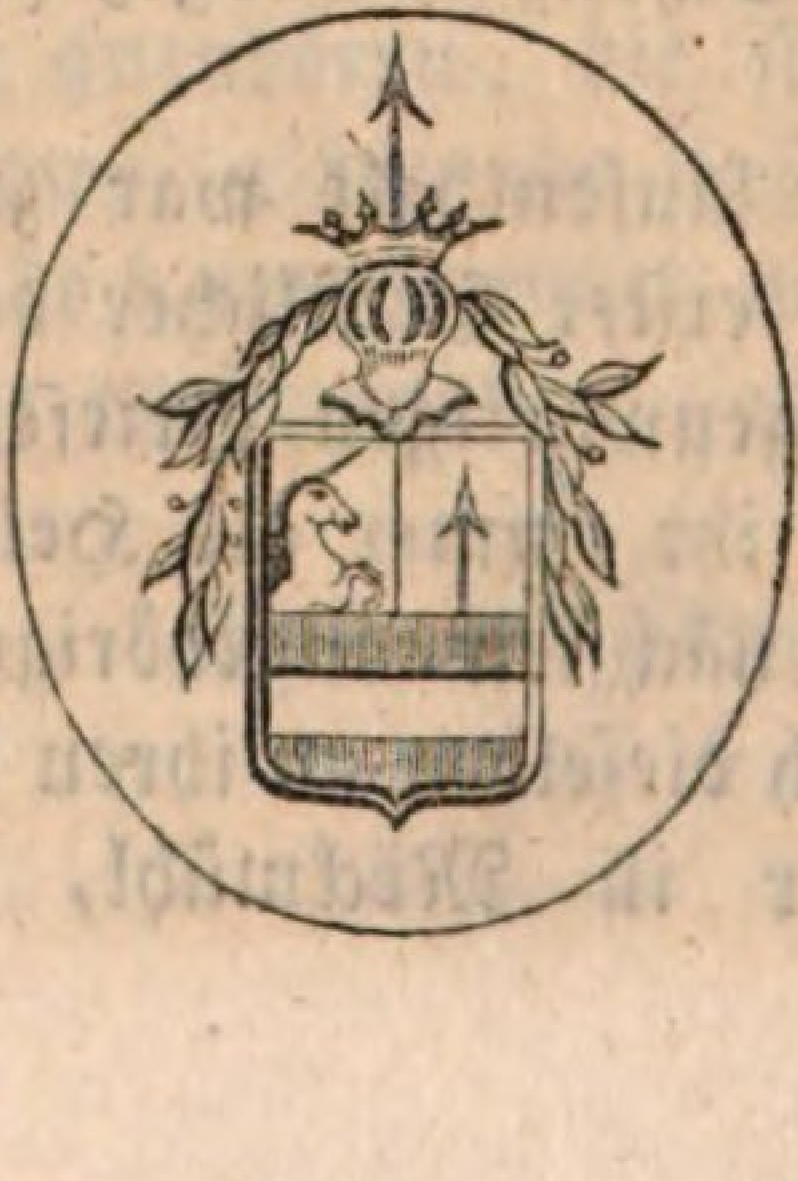
beglaubigter Abſchrift nunmehr erſtmals der Verlagshandlung käuflich überließ und zum Druck mittheilte. Der Zufall wollte es, daß wir, nachdem die Herausgabe nur geſtern erſt beſchloſſen worden, heute, als an dem Tag, der, wie man finden wird, dem Dichter doppelt bedeutſam wurde, die Blätter mit dieſen Zeilen von hier aus begleiten ſollten. Gewiß wird die kleine Sammlung das Ihrige dazu beitragen, daß der Mann, deſſen erhabene Geſtalt, durch Künſtlerhand erſchaffen, eben jezt der Welt für alle Zeiten vor Augen geſtellt wird, zugleich als ächter Menſch, treuherzig, fromm, in ſchlichter Liebenswürdigkeit uns nahe rückte.

Cleverſulzbach, den 29. April 1839.

M.

Die Verlagshandlung erlaubt ſich bei dieſer Gelegenheit an Diejenigen, welche Briefe von Schiller in Händen haben die Bitte, ihr dieſelben, wofern ſie für den Druck geeignet erſcheinen, zu überlaſſen, und die etwa gewünſchten Bedingungen mitzutheilen.

Schillers Familienwappen.



Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herzog und Herr!

Stuttgardt, den 1. Sept. 1782. Friedrich Schiller, Medicus bei dem löblichen General-Feldzeugmeiſter vom Augé'ſchen Grenadierregiment, bittet unterthänigſt um die gnädigſte Erlaubniß, ferner litterariſche Schriften bekannt machen zu dörfen.*

Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürſt und unumſchränkter Herr zugleich auch mein Vater ſey, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchſtdenenſelben einige unterthänigſte Vorſtellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Litterariſches mehr zu ſchreiben, oder mit Ausländern zu kommuniciren, zur Abſicht haben.

Eben dieſe Schriften haben mir bishero zu der, mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigſt zuerkannten jährlichen Beſoldung noch eine Zulage von fünfhundert und fünfzig Gulden verſchafft, und mich in den Stand geſezt, durch Korreſpondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anſchaffung der zum Studieren benöthigten Subſidien ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieſes Hülfsmittel aufgeben müſſen, ſo würd' ich künftig gänzlich außer Stand geſezt ſeyn, meine Studien planmäßig fortzuſetzen, und mich zu Dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Verſuche vom ganzen Deutſchland aufgenommen wurden, welches ich

---

* Dieſes Schreiben wurde, ſo viel wir wiſſen, vom Herzog nicht geleſen; daher die Wiederholungen in dem nächſtfolgenden.

Höchſtdenenſelben unterthänig zu beweiſen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, ſtolz ſeyn zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der Erſte und Einzige geweſen, der die Aufmerkſamkeit der großen Welt angezogen, und ihr wenigſtens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die litterariſche Freiheit zu weit getrieben, ſo bitte ich Ew. Herzogl. Durchl. allerunterthänigſt, mich öffentliche Rechenſchaft davon geben zu laſſen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer ſcharfen Zenſur zu unterwerfen.

Noch einmal wage ich es Höchſtdieſelbe auf das Submiſſeſte anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine unterthänigſte Vorſtellungen zu werfen, und mich des einzigen Wegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann.

Der ich in aller devoteſter Submiſſion erſterbe
Ewr. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſttrengehorſamſter

Frid. Schiller.
Regimentsmedicus.

Durchlauchtigſter Herzog
Gnädigſter Herzog und Herr!

Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem Fürſten und Vater niemals gleichgültig ſeyn. Ich habe einen ſchröklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigſten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei ſchwerer Ahndung unterſagt worden ſind. Höchſtdieſelbe haben mir auf das ſtrengſte verboten, litterariſche Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulaſſen. Ich habe mir geſchmeichelt E. H. D. Gründe von Gewicht dagegen vorbringen zu können, und die gnädigſte Erlaubniß erbeten, Höchſtdenenſelben meine unterthänigſte Bitte in einem Schreiben vortragen zu dürfen. Da mir dieſe Bitte bei Androhung des Arreſts verweigert ward, meine Umſtände aber eine gnädigſte Milderung des mir gemachten Verbots höchſt nothwendig machten, ſo zwang mich die Verzweiflung, den izigen Weeg zu ergreifen.

Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand geſezt, den Jahrgehalt, welchen mir Höchſtdieſelbe gnädigſt zu ertheilen geruhten, jährlich mit ohngefähr 500 fl. zu verſtärken, welche anſehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfniſſe höchſt nothwendig war. Zu gleicher Zeit glaubte ich, es meinen Talenten, und der Welt, die ſie ſchäzte, ſchuldig zu ſeyn, eine Laufbahn fortzuſetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen, und meinem durchlauchtigſten Erzieher, der erſten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewiſſeſte Ausſicht hatte. Da ich bisher nach dem Urtheil anderer mich als den erſten und einzigen Zögling E. H. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, ſo fürchtete ich mich um ſo weniger, meine

Gaben in Ausübung zu bringen, und ſezte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu ſeyn, das den Meiſter lobte. Daß ich eine Laufbahn verlaſſen ſoll, welche mir außerdem, daß ſie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als daß ich nicht das lezte gewagt haben ſollte, das Herz meines durchl. Fürſten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und E. H. D. ſchreiben würde, darum bin ich hieher geflüchtet, feſt überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz E. H. D. zur Gnade zu lenken. Ich weiß, daß ich in der großen Welt nichts gewinnen kann, daß ich mich in mein Unglück ſtürzte, ich habe keine Ausſichten mehr, wenn E. H. D. die höchſte Gnade nicht haben ſollten, mich zurückkommen zu laſſen und mir zu vergeben. Würden .... *

Mannheim, den 19. Nov. 1782.

Beſte Eltern!

Da ich gegenwärtig zu Mannheim bin, und in fünf Tagen auf Immer weggehe, ſo wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns zu ſprechen. Heute iſt der 19te, am 21ſten bekommen Sie dieſen Brief, wenn Sie alſo unverzüglich (Das müßte ſeyn) von Stuttgart weggehen, ſo könnten Sie am 22. zu Bretten im Poſthaus ſeyn,

---

* Der Reſt dieſes auf der Flucht entworfenen Concepts iſt verloren.

welches ungefähr halbwegs von Mannheim iſt, und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Chriſtophine könnten am füglichſten, und zwar unter dem Vorwand nach Ludwigsburg zu Wohlzogen zu gehen, abreiſen. Nehmen Sie die Fiſcherin Wohlzogen auch mit, weil ich beide auch noch, vielleicht zum Leztenmal, die Wohlzogen ausgenommen, ſpreche. Ich gebe Ihnen eine Carolin Reiſegeld, aber nicht bälder als zu Bretten. An der ſchnellen Befolgung meiner Bitte will ich erkennen, ob Ihnen noch theuer iſt

Ihr ewig dankbarer Sohn

Schiller.

Jena, den 7. Januar 90.

Wie willkommen, liebſter Vater, war mir Ihr lezter Brief und wie nöthig war er mir! Ich hatte den Tag zuvor die traurige Nachricht von Chriſtophinen erhalten, daß die Umſtände meiner liebſten Mutter ſich ſo ſehr verſchlimmert hätten, und welche geſegnete Wendung hat dieſe langwierige Krankheit jezt genommen! Wenn in dem künftigen regimen vitae der liebſten Mutter Vorſicht beobachtet wird, ſo ſind ihre langen vielen Leiden mit der Quelle gehoben. Dank ſey der gütigen Vorſicht, die uns die liebe theure Mutter unſrer Jugend rettet und erhält. Meine Seele iſt von Rührung und Dank bewegt. Ich mußte ſie für auf Immer für uns verloren halten, und ſie iſt uns wieder geſchenkt worden!

Ich war in Weimar unter den Weihnachtsferien, als die beiden Briefe von Meinungen und der Solitude ankamen, und nur der erſtere wurde mir nachgeſchickt. Wie zerriß es mein Herz, daß meine theuerſte Mutter das Glück ihres Sohnes nicht mehr erleben ſollte. Ich hoffe, liebſter Vater, der Brief, den ich vor ungefähr drei oder vier Wochen an Sie abſchickte, und worin ich Ihnen von meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld Nachricht gab, iſt jezt in Ihren Händen, und er hat etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen. Der Herzog intereſſirt ſich ſehr für meine Heirath. Ich war kürzlich bei ihm, und habe eine jährliche Penſion von 200 Reichsthalern von ihm erhalten; die ſchöne Art, womit er mir dieſelbe gab, muß ihren Werth bei mir erhöhen. Lottchen, die mit ihrer Schweſter dieſen Winter in Weimar zubringt, und ihn dort öfters bei Hofe ſpricht, begegnet er mit ſehr viel Theilnahme und Achtung.

Daß ich auch jezt ſehr darauf denke, meine Umſtände immer beſſer zu machen, können Sie nicht mißbilligen. Ich bin mir ſelbſt ſchuldig, Alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch die äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meinen jetzigen Umſtänden darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbeſſerung zu ſtreben. Ich betrachte meine jetzige Verſorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreis, und dieſen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen.

Vielleicht kann ich Ihnen ſchon in einem Monat ſchreiben, daß ich getraut bin. Aeußerliche Hinderniſſe gibt es jezt keine mehr; wenn meine Schwiegermutter mit der Einrichtung ihrer Tochter bis dahin fertig iſt, ſo kann die Verbindung vor ſich gehen. Sonſt iſt Oſtern der

längſte Termin. Werden Sie meinen Wunſch wohl genehmigen, und mir die Nanette hieher ſchicken? Jezt, da die liebſte Mutter beſſer iſt, wird es weniger Schwierigkeiten damit haben.

Ich lege Ihnen einen Brief von meiner künftigen Frau bei, die ſich unbekannterweiſe Ihre Liebe ausbittet. Sie iſt jezt Ihre Tochter und gewiß eine gute Tochter, die Ihnen Freude machen wird.

Der Himmel ſegne Sie mit tauſendfältigem Segen, beſter Vater, und ſchenke meiner theuren Mutter ein heiteres, ſchmerzenfreies Leben. Darum bittet mit vollem Herzen

Ihr

gehorſamer und ewig dankbarer Sohn

Fritz.

Meinen lieben Schweſtern tauſend Grüße!

Jena, den 13. Jan. 90.

Meine zwei lezten Briefe, liebſter Vater, ſind hoffentlich jezt richtig in Ihren Händen. Ich erwarte mit Ungeduld die Beſtätigung vom beſſern Befinden meiner geliebteſten Mutter. Reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit darüber, und ſchreiben Sie mir mit dem Bäldeſten. Ebenſo ſehr ſehne ich mich, von Ihnen zu hören, daß Sie ſich meines Glückes freuen. In vierzehn Tagen laſſe ich mich trauen, hier in Jena. Meine Schwiegermutter will hieher kommen.

O, daß Sie nicht auch zugegen ſind, liebſte Eltern, unſre Freude zu theilen, und uns Ihren Segen zu geben.

Meine Schwiegermutter iſt eine vortreffliche Frau, die Sie gewiß verehren und lieben würden, wenn Sie ſie kennen lernen ſollten. Sie liebt mich wie ihren Sohn, und ſie brachte mir kein geringes Opfer, da ſie mir ihre Tochter gab, denn ſie hatte ſchon Ausſichten für ſie, die im äußerlichen Glück unendlich mehr verſprachen, als ich ihrer Tochter anbieten kann. Aber ſie vertraute das Glück ihrer Tochter meinem Herzen an.

Da Sie an meinem Trauungstage nicht ſelbſt zugegen ſeyn können, liebſte Eltern, ſo ſeyen Sie es wenigſtens durch einige Zeilen, und erhöhen Sie mir dieſen freudigen Tag durch die Verſicherung, daß Sie meine Freude mit mir theilen.

Der Herzog von Meinungen hat mir mit dem Hofraths-Charakter ein Geſchenk gemacht, ſo daß ich meiner Frau doch wenigſtens einen anſtändigen Rang anzubieten habe, und Das, was ſie verliert, weniger fühlbar wird. Dieß konnte mir nicht ganz gleichgültig ſeyn, wenn auch meine Frau und ihre Verwandte ſich nicht darum bekümmern.

Ich ſchreibe dießmal nur in Eile, leben Sie tauſendmal wohl, liebſte Eltern. Gott ſchenke meiner guten Mutter und Ihnen allen Geſundheit und erhalte mir Ihre elterliche Liebe. Herzliche Grüße meinen lieben Schweſtern.

Ihr

ewig gehorſamer Sohn

Fritz.

Jena, den 4. Febr. 90.

Ich erwarte mit Ungeduld weitere Nachrichten von dem Befinden meiner lieben Mutter. Ein Brief, den ich heute von Meinungen erhalte, beunruhigt mich aufs Neue. Sollte ein ſchleichendes Fieber dazu gekommen ſeyn, ſo müßte man die Chinarinde in reichlicher Doſis gebrauchen. Doch hoffe ich, daß Hr. D. C . . . . * Dieß bereits verordnet haben wird. Schreiben Sie mir bald, liebſter Vater, oder wenn Sie nicht Zeit haben, laſſen Sie mir durch die Louiſe ſchreiben. Ihren lezten Brief nebſt dem Einſchluß an meine Braut habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich für die Freude, die Sie mir und meiner Lotte durch Ihren liebevollen Antheil gemacht haben. Lotte iſt voll Vergnügen, daß ſie Hoffnung hat, ihrem neuen Papa lieb zu werden. Gewiß wird ſie Ihre ganze Zärtlichkeit verdienen und eine recht gute Tochter ſeyn. Mit herzlicher Freude willigt ſie ein, Ihnen recht oft zu ſchreiben.

Unſere Hochzeit hat ſich um einige Wochen verzögert, weil meine Schwiegermutter unterdeſſen nicht vom Rudolſt. Hof hat abkommen können. Sie wird aber in acht oder zehn Tagen hier ſeyn, und dann wird die Trauung geſchehen. Sie müſſen ſeit vier oder fünf Wochen noch einen Brief von mir erhalten haben, der noch nicht in Ihren Händen war, als Sie Ihren lezten Brief an mich abſchickten.

Wegen des jungen Buchhändlers in Stuttgart ließe ſich ſchon noch Etwas machen. Fragen Sie ihn aber gelegenheitlich, ob er im Stande iſt, drei Louisdors für den Bogen zu geben, wenn ich ihm Manuſcripte von Werth anbiete.

---

* Unleſerlich. Wahrſcheinlich Dr. Consbruch.

Um weniger thue ich es nicht, da mir andere Buchhändler für wichtige Arbeiten ſo viel bezahlen.

Schon längſt wollte ich Sie bitten, liebſter Vater, mir die kleinen Sachen, die während meines Aufenthalts in Stuttgart von mir gedruckt worden ſind, zuſammenſuchen zu laſſen, und hieher zu ſchicken, auch was ſie noch extra in Manuſcript von mir hätten oder aufzubringen wüßten. Unter den gedruckten Sachen, wovon ich alle Carmina, die ich machte, z. B. das über Wiltmeiſter, über Rieger,* über Weckherlin und andere mehr, meine Diſſertation über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen ꝛc., und wenn Sie das Manuſcript meiner andern mediciniſchen Diſſertation noch hätten, die nicht gedruckt worden iſt, ferner diejenigen Stücke vom ſchwäbiſchen Magazin, worin Aufſätze und Gedichte von mir ſtehen. Vielleicht finden Sie noch frühere Arbeiten von mir unter Ihren Papieren. Dieſe Dinge intereſſiren mich jezt, und ich brauche ſie als Belege zur Geſchichte meines Geiſtes. Haben Sie ja die Güte und ſuchen mir ſolche zu bekommen.

Vor Allem aber erfreuen Sie mich bald mit glücklichen Nachrichten von der Geſundheit meiner liebſten Mama, die ich und meine Braut herzlichſt grüßen. Leben Sie wohl, beſter Vater. Tauſend Grüße meinen Schweſtern.

Ihr gehorſamer Sohn

Fritz.

---

* Siehe oben die Note S. 412. Die Briefe ſind uns erſt nach dem Druck dieſer Note zugekommen.

Jena, den 10. März 90.

Ihr Stillſchweigen, liebſter Vater, beunruhigt mich aufs Aeußerſte. Auf zwei Briefe, die ich Ihnen ſchon ſeit dem Januar ſchrieb, und worin ich Sie bat, mich auch nur in einigen Zeilen von dem Geſundheitszuſtand meiner lieben Mutter zu benachrichtigen, habe ich keine Antwort erhalten. Weil ich jeden Poſttag darauf wartete, um Ihnen wieder zu ſchreiben, ſo unterblieb Dieſes immer. Ich kann aber nicht länger in dieſer peinlichen Ungewißheit ſeyn. Laſſen Sie mich doch mit der erſten Poſt etwas Entſcheidendes von dem Zuſtand meiner lieben Mutter wiſſen, und wenn Sie ſelbſt nicht Zeit haben zu ſchreiben, ſo kann es ja Louiſe thun.

Seit dem 22. Februar bin ich mit meiner lieben Lotte verheirathet, und Nichts fehlt nun zu meinem Glücke, als daß ich wegen der lieben Meinigen außer Sorgen geſezt bin. Ich lebe die glücklichſten Tage, und noch nie war mir ſo wohl, als wie jezt in meinem häuslichen Kreiſe.

Unſre ökonomiſche Einrichtung iſt über alle meine Wünſche gut ausgefallen, und die Ordnung, der Auſtand, den ich um mich herum erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern. Könnten Sie ſich, beſte Eltern, nur auf einen Augenblick zu mir verſetzen, Sie würden ſich des Glücks ihres Sohns erfreuen.

Meine Schwägerin, die Hofräthin von Beulwitz, iſt gegenwärtig auch bei mir, und wird den Frühling und den Anfang des Sommers, ſo lange ihr Mann noch auf Reiſen iſt, bei mir zubringen. Meine Schwiegermutter war auf acht Tage hier bei der Hochzeit, und ſie verſichert Sie und meine liebe Mutter ihrer herzlichen Achtung; an der Geſundheit der Mama nimmt ſie großen Theil und wünſcht

ihr von Herzen baldige Beſſerung. In drei Wochen gehen meine Oſterferien an, und dann werde ich einen Monat in Rudolſtadt leben. Meine Frau und ich ſind Gottlob! bei beſter Geſundheit; meine Frau wird einige Zeilen an Sie beilegen.

Unſre Trauung geſchah ganz in der Stille auf einem Dorfe bei Jena; eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, ſo daß die Unkoſten ſehr gering waren. Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben. Die ganze Familie gab mir Verſicherungen ihres herzlichſten Antheils, und auch von dieſer Seite habe ich alle Urſache, zufrieden zu ſeyn.

Ich erwarte bloß Nachrichten von Ihnen, beſte Eltern, um Ihnen mehr zu ſchreiben. Der Himmel nehme Sie in ſeinen gnädigen Schutz und ſchenke Ihnen und meinen lieben Schweſtern Freude und Geſundheit.

Herzlich umarme ich Sie Alle, und bin mit der zärtlichſten Liebe

Ihr

ewig dankbarer Sohn

Fritz.

Jena, den 29. Dez. 1790.

Liebſter Vater!

Heute am 29. Dez. bringt mir des Hofjägers Sohn aus Ludwigsburg den Brief von Ihnen, der vom 10. Aug. datirt, alſo ſchon 4½ Monat unter Wegs iſt. Ich reiſe morgen früh mit meiner Lotte nach Erfurt ab, um 8 oder 10 Tage lang bei dem Coadjutor zu leben, und habe daher kaum ſo viel Zeit, Ihnen vom Empfang der Krankengeſchichte meiner lieben Mutter Nachricht zu geben. Sobald ich ſolche werde durchleſen haben, will ich mich bemühen, Sie auf eine ſchickliche Art ins Publikum zu bringen, wenn es Hrn. Leibmedikus (Consbruch) nicht angenehmer iſt, ſie ſelbſt in den Druck zu geben. Darüber will ihm mit eheſter Poſt ſchreiben, und ihm den großen Dienſt, den er uns allen, durch ſeine meiſterhafte Kur an der lieben Mama, geleiſtet hat und für ſeine uneigennützige freundſchaftliche Geſinnung den wärmſten Dank abſtatten.

Wie herzlich, meine theuerſten Eltern, erfreute uns beide die gute Nachricht von der immer fortfahrenden Beſſerung unſrer liebſten Mutter. Aus voller Seele ſtimmen wir in den Dank ein, den ſie dem gütigen Himmel dafür brachten, und unſer Herz gibt jezt den ſchönſten Hoffnungen Raum. Die Vorſehung, die hierin unſere Erwartungen ſo herrlich ſchon übertraf, hat uns Allen gewiß noch das fröhlichſte Wiederſehen aufbewahrt.

Wir beide ſind geſund und glücklich, wie wir es nur wünſchen können. In unſeren beſten Stunden denken wir der lieben Unſrigen, und tragen uns mit allerlei ſchönen Entwürfen für die Zukunft. Ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth, und der

Himmel ſegnet ſie. Die Niederländ. Geſchichte kann ſo ſchnell nicht fortgeſezt werden, weil andere Arbeiten dazwiſchen kamen, aber ſo viel ſpäter ſie erſcheint, ſo viel reifer und vollendeter ſoll ſie werden. Es iſt mir überaus lieb, daß mein hiſtor. Kalender in Schwaben ſehr verbreitet wird. Eine Reputation in hiſtoriſchem Fach iſt mir des Herzogs wegen nicht gleichgültig. Auch vor ſeine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache, und wenn er dadurch zu einer beſſeren Geſinnung von mir wird vorbereitet ſeyn, dann iſt es Zeit, daß ich mich ſelbſt an ihn wende. Geſchähe Dieß früher, ſo möchte ein Brief von mir allzuwenig Eindruck bei ihm machen, und der ganze Schritt wäre vergeblich. Von meinem Kalender ſind jezt über 7000 Stück verkauft; ſeit vielen Jahren hat keine Schrift nur die Hälfte ſo viel Abgang gefunden.

Hier, liebſte Eltern und Schweſtern, ſchicken wir Ihnen Etwas zum Neujahr, mit unſerm herzlichſten Wunſch begleitet, daß dieſes 91ſte Jahr ein Segnungsjahr für uns alle ſeyn möchte. Mein und meiner Frauen Bild, das ich unſrer liebſten Mutter verſprochen habe, iſt nicht vergeſſen, nur hat es uns bisher an einem Maler gefehlt, der es nur irgend leidlich hätte machen können; aber jezt wird einer hier erwartet, von dem man viel Gutes ſagt, und dann ſoll es gewiß zu Stande kommen. Leben Sie wohl und glücklich, theuerſte Eltern und Schweſtern, ewig geliebt von Ihrem

Fr.

Jena, den 30. Dec. 1790.

Heute, liebſte Eltern, haben wir Ihre Nachrichten erhalten, die Sie dem Hrn. Jäger mitgaben, er war bei uns, und mir war es eine ſehr große Freude, Jemanden zu ſehen, der von Ihnen erzählen konnte. Auch mein Schiller hat ſich ſehr gefreut von Ihnen und ſeinen übrigen Freunden und Bekannten in Würtemberg etwas zu hören. Hr. Graß iſt noch nicht wieder hier, auch der ſoll uns willkommen ſeyn, da er Sie geſehen hat liebe theuren Eltern.

Daß Sie alle ſo wohl ſind, iſt ein ſehr erfreulicher Gedanke, behalte Sie der Himmel noch lange Jahre ſo, und ſchenke uns einmal die Freude uns zu ſehen. Nun iſt es ein Jahr, daß ich zuerſt Ihnen ſchrieb, meine liebe Mutter, und Sie um Ihren Segen, Ihre Liebe bat. Schön und glücklich iſt dieſe Zeit verfloſſen, und Schillers Herz, meine treue innige Liebe, Alles verkündet mir, daß jedes Jahr unſres Lebens ſo ſchön ſeyn wird, und immer ſtärker und feſter wird ſich das Band unſrer Liebe knüpfen. Ich weiß nicht, wie die Zeit hingeeilt iſt, wenn man ſo glücklich iſt, vergeht die Zeit ſo ſchnell.

Von der lieben Schweſter in Meinungen erwarte ich einen Brief; wir reiſen morgen nach Erfurt, es wäre ſchön, wenn wir uns da wiederfänden, wenn ſie wieder reiſen wird, hoffe ich, wird ſie Jena nicht übergehen.

Daß Sie unſre Bilder noch nicht haben, liebe Mutter, iſt nicht unſre Schuld, wie gern wüßten wir etwas von uns in Ihren lieben Händen, aber es fand ſich noch kein Maler, der ſie nach Wunſch gemacht hätte, Sie ſollen uns haben, wie wir ſind, daß ſie ſich eine treue Vorſtellung von mir machen können, die Maler, die ich hier gefunden habe,

machen es gar nicht gut und treffen nicht. Ich hoffe aber, künftiges Jahr gewiß im Bilde bei Ihnen zu ſeyn.

Nun, liebſte Eltern, leben Sie wohl, gebe uns der Himmel in dem neuen Jahr immer erwünſchte Nachrichten von Ihnen Allen, meine lieben Schweſtern umarme ich zärtlich und bitte Sie um die Fortdauer ihrer Liebe.

Ihre treue Tochter

Lotte.

Meine Lotte ſchreibt Ihnen dießmal, liebſte Eltern. Ich bin ganz von dringender Arbeit überhäuft, und kann Ihnen bloß meine herzlichſten Grüße ſagen. Für die Beſſerung der lieben Mama ſey dem guten Gott herzlich gedankt. Möchte er Ihnen beiden die Geſundheit auf die ſpäteſten Tage verlängern.

Dieſen Abend erwarte ich Reinwald's in Erfurt bei dem Coadjutor zu ſprechen und freue mich ſehr darauf, Chriſtophinen und meine Lotte mit einander bekannt zu machen. Ich umarme Sie und meine liebe Schweſtern tauſendmal

Ihr

gehorſamſter Sohn

Fr.

Ludwigsburg, den 8. Nov. 93.

Recht leid thut es mir, liebſte Eltern, daß ich meinen Geburtstag nicht mit Ihnen ſoll feiern können. Aber ich ſehe wohl ein, daß der liebe Papa es jezt nicht gut wagen kann, ſich von der Solitude zu entfernen, da alle Tage ein Beſuch vom Herzog erwartet wird. Es kommt überhaupt ja gar nicht juſt auf den Tag an, wenn man zuſammen fröhlich ſeyn will, und jeder Tag, wo ich mit meinen lieben und beſten Eltern zuſammen bin, ſoll mir feſtlich und willkommen, wie ein Geburtstag ſeyn.

Wegen des lieben Kleinen darf die gute Mama ſich keine Sorge machen. Eine Diarrhöe, die ihn ſeit einigen Tagen plagt, hat ihn etwas angegriffen, aber davon wird er ſich ſchnell wieder erholt haben.

Hiren ſagt, daß Dieß bei Waſſerkindern gar nichts Seltenes ſey, und da er auf der Haut keine Unreinigkeiten hat, ſo iſt kein Wunder, wenn ſie ihren Weg durch die Därme nehmen. Es geht ihm Nichts an Wartung und Pflege ab, Das können Sie glauben, und er iſt auch, ein bischen Magerkeit abgerechnet, noch ſehr munter und hat guten Appetit.

Ich bin, ſeitdem ich nach Stuttgart eine Excurſion gemacht habe, ziemlich leidlich geweſen, und habe dieſe günſtige Zeit benuzt, in meinen ſo lange liegen gebliebenen Geſchäften ein wenig vorwärts zu kommen. Ich war dieſe ganze Woche ſehr fleißig, und es ging mir von der Hand Dieß iſt auch Urſache, daß ich Ihnen nicht früher geſchrieben habe. Es iſt mir immer himmliſch wohl, wenn ich beſchäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.

Für Ihr, mir ſo werthes, Bildniß danke ich Ihnen tauſendmal, liebſter Vater; ſo froh ich indeß bin, daß ich dieß Andenken von Ihnen habe, ſo viel froher bin ich doch, daß die Vorſehung mir vergönnt hat, Sie Selbſt zu holen und in Ihrer Nähe zu leben. Wir müſſen aber dieſe Zeit etwas beſſer nützen und keine ſo lange Pauſen machen, ehe wir wieder zuſammen kommen. Wenn Sie den Herzog einmal auf der Solitude gehabt haben, und wiſſen, wie ſie daran ſind, ſo ſoll, denke ich, eine kurze Abweſenheit von einigen Tagen, in dieſer Jahreszeit beſonders, gar keine Schwierigkeit haben. Meinen Wagen will ich mit nächſter Gelegenheit hinauf ſchaffen und bei Ihnen ſtehen laſſen, daß Sie ſich ſeiner immer bedienen können.

Jezt meine und unſer Aller herzlichſte und kindlichſte Grüße an Sie beide, und an die gute Nane meinen brüderlichen Gruß.

Auf baldiges frohes Wiederſehen

Ihr

gehorſamer Sohn

Fr. Schiller.

P. S. Madame Simanowitz habe ich, da das Wetter ſo ſchlecht war, nicht hieher bitten wollen. Vor einer Stunde aber hat es ſich aufgehellt, und es kann noch bis Sonntag recht ſchön werden. Ich will ſie alſo mit der heutigen Poſt einladen, uns auf den Sonntag zu beſuchen.

Jena, den 26. Okt. 1791.

Eben, liebſter Vater, komme ich mit meiner lieben Lotte von Rudolſtadt zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte, und finde Ihren Brief. Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir darin von der zunehmenden Geſundheit unſrer lieben Mutter geben, und von Ihrem allſeitigen Wohlbefinden. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohl geht und daß von den liebſten Meinigen keines leidet, erhöhet mir die Glückſeligkeit, die ich an der Seite meiner theuren Lotte genieße.

Sie ſorgen auch in noch ſo großer Entfernung für Ihre Kinder und beſchenken unſre kleine Haushaltung. Den herzlichſten Dank von uns beiden für den überſchickten Wein. Heute iſt er wohlbehalten angekommen und mit der nächſten fahrenden Poſt ſollen Reinwalds ihr Deputat erhalten. Wir wollen übermorgen Ihren Geburtstag feiern, als wenn ſie gegenwärtig wären, und von ganzem Herzen Ihre Geſundheit trinken.

Hier ſchicke ich Ihnen ein kleines Produkt meiner Feder, welches meiner lieben Mutter und Schweſtern vielleicht Freude macht; denn für Damen ſoll es wenigſtens geſchrieben ſeyn. Im Jahr 1790 hat Wieland den hiſtoriſchen Kalender herausgegeben, in dieſem 1791 und im nächſten 1792 hab' ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am Weiteſten verbreiten können, und das ihnen deßwegen auch am Beſten bezahlt wird. Daher können ſie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir iſt dieſer Aufſatz vom 30jährigen Krieg mit 80 Louisdors bezahlt worden, und ich hab ihn neben

meinen Vorleſungen innerhalb von vier Monaten ausgearbeitet. Druck, Kupferſtiche, Band und Honorar kommen den Verleger auf 4,500 Rthlr. zu ſtehen, er rechnet aber auf einen Abſatz von 7,000 Exemplar und darüber.

Die Nachrichten von Mylius freuten mich, und es iſt mir angenehm, einen alten guten Freund von Ihnen und mir in meine nähere Nachbarſchaft zu bekommen, denn wir werden ſchwerlich über 10 Meilen von einander ſeyn. Er hätte eben ſo gut auch am Weimariſchen Hof Dienſte bekommen können, weil unſer Herzog gern Fremde anzieht, die Vermögen in ſeinem Land verzehren. Ich ſelbſt hätte mir getraut, es bei dem Herzog anhängig zu machen, denn ich ſtehe ziemlich gut mit ihm und ſeinen vertrauten Räthen.

Den 28. heute iſt Ihr Geburtstag, liebſter Vater, den wir beide mit innigſter Freude feiern, daß uns der Himmel Sie geſund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über ihr theures Leben und ihre Geſundheit wachen, und Ihre Tage bis in das ſpäteſte Alter verlängern, daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten und die Schulden der kindlichen Pflicht an ſie abzutragen.

Leben Sie wohl, mein theuerſter Vater; herzliche Küſſe unſrer liebſten Mutter und meinen geliebten Schweſtern. Bald werden wir wieder ſchreiben.

Der Wein iſt glücklich angekommen und noch einmal empfangen Sie unſern herzlichen Dank.

Ihr

dankbarer gehorſamer Sohn

Fridrich.

Jena, den 21. November 1794.

Schon ſeit vier Wochen, liebſte Eltern, haben wir jeden Poſttag auf Nachrichten von Ihnen gewartet, da wir auf zwei Briefe, die ſeitdem an Sie abgegangen ſind, noch keine Antwort erhielten. Hoffentlich bedeutet dieſes Stillſchweigen nicht, daß Sie krank ſind, denn ſonſt würde doch eine von den Schweſtern geſchrieben haben.

In meinem lezten Briefe ſchrieb ich Ihnen, daß der Buchhändler Michaelis Ihr Buch angenommen. Vierundzwanzig Carolins ſind accordirt. Es wird 20 bis 21 Bogen, klein Oktav, betragen, und der erſte davon iſt ſchon gedruckt.

Bei uns iſt Alles leidlich wohl auf. Zwar iſt es mit meiner Geſundheit im Ganzen noch eins, aber die Beſchwerungen ſind doch noch ſo ſtark, daß ſie mich an meinen Geſchäften hindern, deren jezt eine ſo große Menge iſt. Ich bin auch Gottlob munter an Geiſt und voll Muth, und liebe die Arbeit troz dem Geſündeſten.

Der kleine Goldſohn wird jezt charmant. Er geht ſeit fünf Wochen und jagt ſchon im Zimmer herum, als ob er es ſchon ein Jahr lang getrieben hätte. Auch fängt er an, viel zu plappern, und verſteht ſchon recht Vieles. Er zeigt ein ſehr lenkſames weiches Herz, denn, wenn er Etwas gethan hat, was ihm verboten worden, ſo darf ich ihn nur ernſthaft anſehen, und er kommt gelaufen und küßt mich, mich wieder gut zu machen. Ich zeige ihm oft Ihre beiden Bilder, und er weiß ſie zu finden, und zeigt darauf, wenn ich ihn nach Großpapa und Großmama frage. Sobald ich aufſtehe, erhalte ich einen Beſuch von ihm; Mittags ißt er mit uns am Tiſche, und des Abends haben wir auch unſre

Freude mit ihm. Ich kann nicht beſchreiben, wie viel mir das Kind iſt.

(Nun folgen 16 Zeilen, welche eine zarte Familienangelegenheit betreffen und ſich nicht für den Druck eignen.)

Geben Sie uns doch bald Nachricht von Ihrem Befinden und von Ihrer Lage, bei den jetzigen Zeitumſtänden. Meine Frau ſagt Ihnen die herzlichſten Grüße, wie auch meinen Schweſtern, die ich auch brüderlich grüße.

Der Himmel erhalte Ihre Geſundheit, liebſte Eltern, und Ihre Liebe Ihrem

gehorſamen Sohn

Fr. Schiller.

Jena, den 21. März 96.

So tröſtlich es mir war, liebſter Vater, von Ihrer zunehmenden Beſſerung zu hören, ſo herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zuſtand meiner guten Nanette. Ach vielleicht haben wir ſie ſchon verloren, indem ich ſchreibe! Ich geſtehe, daß ich das Schlimmſte fürchte, weil ſie ſchon vor dem Anfall dieſer Krankheit nicht ganz geſund geweſen iſt. Wie ſchmerzt es mich, ſo entfernt von Ihnen zu leben und ſo ganz außer Stande zu ſeyn, Ihre Beſchwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schweſtern zu theilen, und ſo viel möglich zu erleichtern. Hier kann ich Nichts als wünſchen und bitten, daß der Himmel noch Alles gut lenken möge. Wie dauert mich

unſre gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden ſo zuſammen ſtürmen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott iſt es auch wieder, daß die gute liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter dieſen Umſtänden nicht zu erliegen und Ihnen noch ſo viel Beiſtand leiſten zu können. Wer hätte es vor ſechs und ſieben Jahren gedacht, daß ſie, die ſo ganz hingefallen und erſchöpft war, Ihnen Allen jezt noch zur Stütze und Pflege dienen würde. In ſolchen Zügen erkenne ich eine gute Vorſicht, die über uns waltet, und mein Herz iſt auf's Innigſte davon gerührt.

Wie ängſtlich ſehe ich Ihrem nächſten Brief entgegen, liebſter Vater, der mir von Nanettens Zuſtand wahrſcheinlich die entſcheidende Nachricht bringt. Wie werde ich es ertragen, eine ſo liebe und ſo hoffnungsvolle Schweſter zu verlieren, zu deren künftigen Ausſichten ich gerade jezt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten.

Ich wiederhole meine Bitte nochmals auf das Nachdrücklichſte, liebſter Vater. Thun Sie Alles, was Sie können, zu Wiederherſtellung Ihrer eigenen Geſundheit und zu Stärkung unſerer guten Mutter und Schweſtern. Schenkt uns der Himmel die Freude, daß es ſich mit Nanette wieder beſſert, ſo verändern Sie, ſobald es nur die Kräfte der Kranken und Ihre eigenen zulaſſen, den Wohnort, und beſuchen auf eine Zeitlang mit der ganzen Familie ein geſundes Bad, ſowohl um ſich zu zerſtreuen, als ſich körperlich zu ſtärken.

Der Himmel erhalte Sie, und mache es mit uns Allen beſſer, als wir gegenwärtig hoffen können. Meine Frau iſt herzlich bekümmert um die liebe Nanette, und grüßt Sie voll Theilnahme und Liebe. Der kleine Karl iſt Gottlob

recht wohl, und auch mit mir geht es jezt recht leidlich. Tauſend herzliche Grüße an Alle.

Ihr

ewig gehorſamer Sohn

F. S.

Ohne Datum.

Nur zwei Worte zum Gruß, liebſte Eltern. Ich habe heute eine fürchterliche Brief-Expedition, die mich kaum frei athmen läßt. Möchte Ihnen und uns Allen das Neujahr recht viel Geſundheit und Freude bringen! Die Krankheit des lieben Vaters hat mich erſchreckt, und ich danke Gott, daß es ſich ſo bald gegeben hat. Mit mir geht es ganz leidlich, und der Goldſohn iſt friſch und geſund. Auch meine Frau iſt wieder beſſer nach einigen Anfällen von Kränklichkeit.

Tauſend herzliche Grüße an Sie und die lieben Schweſtern.

Ihr

gehorſamer Sohn

Fr. Sch.

Ohne Datum.

Liebſte Mutter!

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schweſtern den ſchweren Verluſt zu beweinen, den wir zuſammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich ſchon eine Zeitlang Nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten iſt, ſo iſt es immer ein erſchütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns ſo theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß ſo Etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſern Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches. Und wenn man erſt, wie Sie, theuerſte liebſte Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten ſo lange, ſo viele Jahre getheilt hat, ſo iſt die Trennung um ſo ſchmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns Allen geweſen iſt, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beſchluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete, und das er ſo redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten, und ſo wie er noch im 73ſten Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden als Er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorſehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den

wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schweſtern nicht tröſten, Ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieſes lange Leiden endigen konnte. Unſerm theuren Vater iſt wohl, und wir Alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird ſein Bild aus unſerem Herzen erlöſchen, und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas ſeyn zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr verſichern. Wir kennen einander Alle auf dieſem Punkt und ſind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.

Sie, theure Mutter, müſſen ſich Ihr Schickſal jezt ganz ſelbſt wählen, und in Ihrer Wahl ſoll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie ſich ſelbſt, wo Sie am Liebſten leben, hier bei mir, oder bei Chriſtophinen, oder im Vaterland mit der Louiſe. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dazu ſchaffen. Vor der Hand müſſen Sie ja doch, der Umſtände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt ſich unterdeſſen Alles arrangiren.

In Leonberg, glaube ich, würden Sie die Wintermonate noch am Leichteſten zubringen, und mit dem Frühjahr kämen Sie mit der Louiſe nach Meinungen, wo ich aber ausdrücklich rathen würde, eine eigene Wirthſchaft zu treiben. Doch davon das Nächſtemal mehr. Ich würde darauf beſtehen, daß Sie hieher zu mir zögen, wenn ich nicht fürchtete, daß es Ihnen bei mir viel zu fremd und zu unruhig ſeyn

würde. Sind Sie aber nur erſt in Meinungen, ſo wollen wir Mittel genug finden, uns zu ſehen und Ihnen die lieben Enkel zu bringen.

An Reinwald habe ich wieder geſchrieben, und ihm vorgeſtellt, daß Chriſtophine ſich jezt nicht ſogleich auf den Rückweg machen kann. Ohnehin kann ja jezt noch Niemand durch jene Gegend reiſen. Iſt alles Unangenehme der Geſchäfte vorbei und ſind Sie, liebſte Mutter, etwas beruhigt, ſo kann ſie dem Wunſche ihres Mannes nachgeben.

Ein großer Troſt wäre mir's, Sie, liebſte Mutter, wenigſtens in den erſten drei, vier Wochen nach der Trennung von Chriſtophinen bei Bekannten zu wiſſen, weil die Geſellſchaft unſerer Louiſe Sie doch immer an die vorigen Zeiten zu ſehr erinnern wird.

Sollte aber keine Penſion von dem Herzog gegeben werden und der Verkauf der Sachen Sie nicht zu lange aufhalten, ſo könnten Sie vielleicht mit den Schweſtern gleich nach Meinungen reiſen, und würden ſich dort in der neuen Welt um ſo eher beruhigen.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beſte Mutter, und es iſt nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach ſo viel ſchwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig ſeyn, und ich hoffe, Sie ſollen im Schoße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.

Alles, was unſer theurer Vater an Briefſchaften und Manuſkripten hinterlaſſen, kann mir durch Chriſtophinen mitgebracht werden. Ich will ſuchen, ſeinen lezten Wunſch zu erfüllen, der auch für Sie, liebſte Mutter, Nutzen bringen ſoll.

Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schweſtern. Meine Lotte würde ſelbſt geſchrieben haben; aber wir haben heute das Haus voll Gäſte und in dieſer Zerſtreuung war's unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den ſie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr tiefer Antheil an dieſem Verluſt hat ſie mir noch lieber und theurer gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogens, die gerade hier ſind, ſind ſehr davon gerührt worden und laſſen tauſendmal grüßen.

Ihr

ewig dankbarer Sohn

F. Sch.

Meiner guten Louiſe wünſche ich zu ihren guten Ausſichten und dem braven jungen Mann Glück, der ihr ſeine Hand anbietet und durch ſein edles Betragen an dem Krankenlager unſeres Vaters ſeine rechtſchaffene Geſinnung an den Tag gelegt hat. Vielmals ſoll ſie mich ihm, als meinem künftigen Schwager, empfehlen, und ihn im Voraus meiner Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichern.

Jena, 8. Oktober 99.

Mit großer Freude, liebſte Mutter, haben wir die guten Ausſichten, die ſich unſerer lieben Louiſe endlich geöffnet haben, vernommen, und wünſchen ihr herzlich dazu Glück. Da ſie Gelegenheit gehabt hat, den Mann, mit dem ſie ſich

entſchließt, ihr Leben künftig zuzubringen, genau kennen zu lernen, ſo wird ſie in dieſen Stand keine anderen Erwartungen mitbringen, als die auch erfüllt werden können; ſie wird ſich in ſeine Gemüthsart zu ſchicken und Alles, was an dieſen Stand anhängig iſt, zu ertragen wiſſen. Ein eigener Heerd und die hausfräuliche Würde werden ihr viel Freude machen, wie ich nicht zweifle, und auch Das wird ihr kein geringes Vergnügen ſeyn, daß ſie ihre gute liebe Mutter im eigenen wohlbeſtellten Hauſe bewirthen und pflegen kann.

Ihnen, liebſte Mutter, muß es zu großem Troſt gereichen, alle Ihre Kinder jezt verſorgt zu ſehen und in einem jungen Geſchlecht wieder aufzuleben. Meine zwei Kleinen ſind Gottlob bisher immer geſund geblieben, und dem neuen Ankömmling, der nicht über drei Wochen mehr ausbleiben kann, ſehen wir mit froher Hoffnung entgegen. Wir haben eine gute Amme ausfindig gemacht; ohne eine ſolche hätten wir das Kind nicht mehr aufzuziehen gewagt, denn der kleine Ernſt hat zwei ganze Jahre gebraucht, um ſich von ſeiner Schwächlichkeit zu erholen, und hat uns mehrmal durch gefährliche Zufälle in Schrecken geſezt.

Wir werden nach überſtandenen Wochen meiner Frau nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geſchäfte dort, und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe meine Beſoldung verdoppelt, ſo daß ich jezt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es iſt freilich noch ein kleiner Theil Deſſen, was unſere Wirthſchaft jährlich braucht; indeſſen iſt es doch eine große Erleichterung, und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir ſtehen uns jezt doch, mit Dem, was

uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dieſes nehme ich ein, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient. Weil das Holz in Weimar theurer iſt als hier, ſo ſind mir noch vier Meß Holz für dieſen Winter unentgeldlich angewieſen worden, und ich habe noch allerlei kleine Vortheile zu hoffen, denn ich ſtehe ſehr gut beim Herzog und der Herzogin.

Das Präſent in Silber, von dem ich dieſen Sommer ſchrieb, iſt auch angekommen und ſehr prächtig. Es wird auf 25 Louisdors geſchäzt. Weil wir künftig nur den Sommer in Jena zubringen und im Garten wohnen, ſo habe ich nun kein Quartier mehr in der Stadt und dafür eines in Weimar, welches ſehr geräumig und hübſch iſt. Binnen einem Jahr hoffe ich mich doppelt meublirt zu haben, daß ich des Herumziehens mit meinen Sachen nicht bedarf.

Lottchen und Karl grüßen Sie herzlich, liebſte Mutter. Ich hoffe im nächſten Brief das Nähere zu erfahren, wann Louiſe Hochzeit macht. Tauſendmal umarme ich Sie, ewig mit der herzlichſten Liebe

Ihr

dankbarer Sohn

Schiller.

Hr. Profeſſor Abel ſchrieb mir kürzlich und erzählte mir, daß er Sie in Leonberg geſprochen. Grüßen Sie ihn aufs Beſte von mir.

An Hrn. Pfarrer M. Franckh in Kleverſulzbach.

Weimar, 28. Auguſt 1800.

Ich kann es nicht länger anſtehen laſſen, Ihnen, mein lieber Herr Schwager, für Ihre gütigen Zeilen zu danken und Sie meiner brüderlichen Liebe zu verſichern.

Mit Verlangen ſeh ich der Zeit entgegen, wo wir einander von Perſon näher werden kennen lernen, um dieſes Freundſchaftsbündniß, das wir jezt ſchriftlich ſchließen, mündlich zu beſtätigen und zu befeſtigen.

Mögen wir immer mit guten Nachrichten von Ihnen und meiner lieben Mutter und Schweſter erfreut werden, und beſonders mit der willkommenen Botſchaft von der Erfüllung Ihrer nächſten Hoffnung, der wir mit Sehnſucht entgegen ſehen. Umarmen Sie meine Schweſter in meinem Namen aufs Herzlichſte und grüßen Sie meine liebe Mutter tauſendmal von mir. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen Allen aufs Herzlichſte und wird bald ſelbſt ſchreiben. Sie iſt ſeit einigen Wochen nicht recht wohl geweſen, auch unſer Kleinſtes hat noch immer viel von einem Ausſchlag zu leiden, der eine Folge der Kinderblattern war. Meine zwei Jungen aber und ich ſelbſt ſind dieſen Sommer Gottlob immer recht wohl geweſen.

Um mein Gedächtniß unter Ihnen zu ſtiften, lege ich eine neu herausgekommene Sammlung meiner Gedichte bei, und habe in beiliegendem Briefe, den ich nach Tübingen zu beſorgen bitte, Hrn. Cotta aufgetragen, Ihnen mein Schauſpiel von Wallenſtein zu übermachen. Empfangen Sie Beides als ein Pfand meiner aufrichtigen Freundſchaft, bis ich Gelegenheit habe, Ihnen thätigere Beweiſe von derſelben zu geben.

uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dieſes nehme ich ein, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient. Weil das Holz in Weimar theurer iſt als hier, ſo ſind mir noch vier Meß Holz für dieſen Winter unentgeldlich angewieſen worden, und ich habe noch allerlei kleine Vortheile zu hoffen, denn ich ſtehe ſehr gut beim Herzog und der Herzogin.

Das Präſent in Silber, von dem ich dieſen Sommer ſchrieb, iſt auch angekommen und ſehr prächtig. Es wird auf 25 Louisdors geſchätzt. Weil wir künftig nur den Sommer in Jena zubringen und im Garten wohnen, ſo habe ich nun kein Quartier mehr in der Stadt und dafür eines in Weimar, welches ſehr geräumig und hübſch iſt. Binnen einem Jahr hoffe ich mich doppelt meublirt zu haben, daß ich des Herumziehens mit meinen Sachen nicht bedarf.

Lottchen und Karl grüßen Sie herzlich, liebſte Mutter. Ich hoffe im nächſten Brief das Nähere zu erfahren, wann Louiſe Hochzeit macht. Tauſendmal umarme ich Sie, ewig mit der herzlichſten Liebe

Ihr

dankbarer Sohn

Schiller.

Hr. Profeſſor Abel ſchrieb mir kürzlich und erzählte mir, daß er Sie in Leonberg geſprochen. Grüßen Sie ihn aufs Beſte von mir.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar, 28. Auguſt 1800.

Ich kann es nicht länger anſtehen laſſen, Ihnen, mein lieber Herr Schwager, für Ihre gütigen Zeilen zu danken und Sie meiner brüderlichen Liebe zu verſichern.

Mit Verlangen ſeh ich der Zeit entgegen, wo wir einander von Perſon näher werden kennen lernen, um dieſes Freundſchaftsbündniß, das wir jezt ſchriftlich ſchließen, mündlich zu beſtätigen und zu befeſtigen.

Mögen wir immer mit guten Nachrichten von Ihnen und meiner lieben Mutter und Schweſter erfreut werden, und beſonders mit der willkommenen Botſchaft von der Erfüllung Ihrer nächſten Hoffnung, der wir mit Sehnſucht entgegen ſehen. Umarmen Sie meine Schweſter in meinem Namen aufs Herzlichſte und grüßen Sie meine liebe Mutter tauſendmal von mir. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen Allen aufs Herzlichſte und wird bald ſelbſt ſchreiben. Sie iſt ſeit einigen Wochen nicht recht wohl geweſen, auch unſer Kleinſtes hat noch immer viel von einem Ausſchlag zu leiden, der eine Folge der Kinderblattern war. Meine zwei Jungen aber und ich ſelbſt ſind dieſen Sommer Gottlob immer recht wohl geweſen.

Um mein Gedächtniß unter Ihnen zu ſtiften, lege ich eine neu herausgekommene Sammlung meiner Gedichte bei, und habe in beiliegendem Briefe, den ich nach Tübingen zu beſorgen bitte, Hrn. Cotta aufgetragen, Ihnen mein Schauſpiel von Wallenſtein zu übermachen. Empfangen Sie Beides als ein Pfand meiner aufrichtigen Freundſchaft, bis ich Gelegenheit habe, Ihnen thätigere Beweiſe von derſelben zu geben.

Noch einmal empfehle ich mich und die Meinigen Ihnen Beiden ſowie auch meiner lieben Mutter herzlich, und bin mit der aufrichtigſten Freundſchaft

der Ihrige

Schiller.

Weimar, 10. April 1802.

Liebſte Schweſter!

In der traurigen Lage, worin ſich unſre gute Mutter befindet, iſt es mir ein wahrer Troſt, daß ſie bei Dir und Deinem lieben Mann eine ſo liebevolle Pflege findet. Anfangs fürchtete ich freilich, ſie würde Euch bei einem engen Hausweſen zu viele Beſchwerlichkeiten machen; aber Deine kindliche Liebe und die edle Denkart Deines Mannes haben dieſe Bedenklichkeiten überwunden, wofür ich Euch ewig danken werde. Und da auch der Arzt in Eurer Nähe ein ſo geſchickter und gefälliger Mann iſt, ſo iſt keine Frage, daß die liebe leidende Mutter nirgends ſo gut aufgehoben ſeyn kann, als bei Euch. Du wirſt mir aber erlauben, liebe Schweſter, daß ich auch an meiner Seite Etwas beitrage, Dir dieſe Beſchwerlichkeit zu erleichtern; ich werde daher mit Cotta aus Tübingen die Uebereinkunft treffen, daß er die liebe Mutter mit dem nöthigen Gelde verſorgt, um die außerordentlichen Ausgaben, die ihre Krankheit erfordert, gemächlich beſtreiten zu können. Ich bin, nach dem lezten Brief der lieben Mutter, doch etwas ruhiger über ihre Umſtände, und halte es nicht für unmöglich, daß ihr Zuſtand

erträglicher iſt, als die Aerzte meinen. Haben wir doch bei ihr ſchon die Erfahrung gemacht, vor zwölf Jahren, als es ſo weit mit ihr gekommen war, wie ihre gute Natur ſich auch aus den hoffnungsloſeſten Umſtänden helfen kann, alſo wollen wir auch jezt nicht verzagen.

Erfreue uns ja bald mit guten Nachrichten, und laß uns auch wiſſen, wie Du und Dein lieber Mann leben. Wir hören ſo wenig von euch. In meinem Hauſe geht es jezt Gottlob wieder gut; aber dieſen Winter haben wir von den Maſern, woran meine Frau und die drei Kinder darnieder lagen, viel ausgeſtanden.

Dieſes Frühjahr beziehen wir ein neues und ein eigenes Haus, das ich mir hier gekauft habe; es iſt gar nicht größer, als wir gerade brauchen, und doch koſtet es 7200 Gulden, ſo hoch ſind hier die Häuſer im Preis, und nach dieſem Preiſe reguliren ſich verhältnißmäßig alle anderen Lebensbedürfniſſe. Ach, welche Freude würde es für mich ſeyn, die liebe Mutter und Euch, meine Schweſtern, einmal unter meinem eignen Dach bewirthen zu können!

Die Kinder ſind gar gut und machen uns zunehmende Freude. Beſonders iſt die kleine Karoline ein gar angenehmes Kind, und wer ſie ſieht, hat ſeine Freude an ihr. Die Knaben wachſen friſch heran, und mir wird manchmal Angſt, wie ich am Beſten für ihren Unterricht ſorgen ſoll, da die Zeit des Lernens heran naht.

Umarme die liebe Mutter auf's Herzlichſte und ſag' ihr, daß ich den innigſten Antheil an ihren Leiden nehme, und die beſten Wünſche für ſie zum Himmel ſende. Auch Lotte iſt ihretwegen herzlich bekümmert und dankt Dir und Deinem lieben Mann aufs Innigſte für Alles, was Ihr an ihr

thut. Verſichere ihn meiner brüderlichen Liebe, und ſey verſichert, daß ich ewig von ganzer Seele bin

Dein treuer Bruder

F. Schiller.

An die Frau Pfarrerin Frankh, geb. Schiller, zu Kleverſulzbach.

Weimar den 8. Mai 1802.

Dein lezter Brief, liebſte Schweſter, läßt mich für unſre theure Mutter keine Hoffnung mehr faſſen. Seit vierzehn Tagen ſchon habe ich der ſchmerzlichen Nachricht von ihrer Auflöſung mit Furcht entgegen geſehen, und daß du ſeitdem nicht geſchrieben haſt, iſt mir eher ein Grund der Furcht als der Beruhigung. Ach, unter den Umſtänden, worin ſie ſich befunden, war das Leben für ſie kein Gewinn mehr; ein ſchneller und ſanfter Hingang war das Einzige, was man für ſie wünſchen und erflehen konnte. Aber ſchreibe mir, theure Schweſter, wenn Du ſelbſt Dich erſt von dieſen traurigen Tagen ein wenig erholt haſt, ſchreibe mir ausführlich ihren Zuſtand und ihre Aeußerungen in den lezten Stunden ihres Lebens. Es tröſtet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beſchäftigen und mir das Bild der theuern Mutter lebendig zu erhalten.

Und ſo ſind ſie denn Beide hingegangen, unſre theuren Eltern, und wir Drei ſind nun allein übrig. Laß uns einander deſto näher ſeyn, gute Schweſter, und glaube, daß

Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schweſter noch ſo weit getrennt, euch Beide innig an ſeinem Herzen trägt, und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit ſeiner brüderlichen Liebe herzlich entgegenkommen wird.

Aber ich kann heute nicht weiter ſchreiben. Schreibe mir bald einige Worte. Ich umarme Dich und den lieben Schwager auf's Herzlichſte, und danke dieſem nochmals für die Liebe, die er unſrer verewigten Mutter bewieſen hat.

Euer treuer Bruder

Schiller.

An Hrn. Pfarrer Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar den 23. Mai 1802.

Hochgeehrteſter Herr Schwager!

Ob ich gleich auf die traurige Nachricht von dem Hinſcheiden meiner theuren Mutter vorbereitet war, und mir nichts Anderes verſprechen konnte, ſo hat mich doch die Gewißheit davon, die mir Ihr Schreiben, mein wertheſter Herr Schwager, überbrachte, innig betrübt, und mit Schmerzen ergreife ich die Feder, um Ihren Brief zu beantworten.

Möge der Himmel der theuren Abgeſchiedenen Alles mit reichen Zinſen vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich, ſie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn ſie war ſelbſt eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die ſie ſelbſt gegen die Leztern

bewies, verdient es wohl, daß ſie von uns ein Gleiches erfuhr. Sie, mein theurer Schwager, haben die Sorgfalt meiner Schweſter für die Verewigte getheilt, und ſich dadurch den gerechteſten Anſpruch auf meine brüderliche Liebe erworben. Ach, Sie hatten ſchon meinem ſeligen Vater dieſen kindlichen Dienſt und Ihren geiſtlichen Beiſtand geleiſtet, und die Pflichten ſeines abweſenden Sohnes auf ſich genommen. Wie innig danke ich Ihnen dafür! Nie werde ich mich meiner verewigten Mutter erinnern, ohne zugleich das Andenken Desjenigen zu ſegnen, der ihr ihre lezten Leidenstage ſo gütig erleichterte.

Alles Uebrige, mein verehrter Herr Schwager, überlaſſe ich ganz Ihrer gütigen Veranſtaltung, und werde ſogleich nach empfangener Aufforderung vom Amte Leonberg in der Perſon Ihres Herrn Onkel meinen Mandatarius ernennen, welchen ich einſtweilen in meinem Namen um Uebernehmung dieſes Dienſtes gütigſt zu erſuchen bitte. Da ich in drei Tagen den Buchhändler Cotta, der von ſeiner Leipziger Meßreiſe zurückkommt und hier durchpaſſirt, erwarte, ſo werde ich mit Dieſem das Weitere beſprechen wegen der Verlaſſenſchaft, und wie es etwa anzuſtellen, daß ich und meine Schweſter in Meinungen keine Abzugsgelder zu bezahlen brauchen. Dieſer wird Ihnen, mein wertheſter Herr Schwager, alsdann von Stuttgart aus Nachricht von mir geben, wo er wahrſcheinlich am 6. Juni wieder eingetroffen ſeyn wird.

Wenn meine ſelige Mutter keine anderweitigen Dispoſitionen gemacht hat, und wenn Sie, mein wertheſter Herr Schwager, und meine Schweſter Louiſe nichts dawider haben, ſo wünſchte ich von den Effekten der lieben Mutter wo möglich Etwas, das mir ein bleibendes Andenken an die

Verewigte ſeyn kann, zu erhalten, wenn ſich Etwas dergleichen vorfinden ſollte, wofür ich gerne auf die uns zugedachten Kleidungsſtücke Verzicht thun will. Die Sache brauchte ſonſt keinen Werth zu haben, als daß mir ihr Andenken dadurch erneuert wird.

Herzlich empfehlen wir uns, meine Frau und ich, Ihrer und meiner Schweſter Louiſe fernerer Liebe, und ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft

Ihr

ganz ergebenſter Schwager
F. Schiller.

P. S. Den Betrag der Doktor- und Apothekerrechnung bitte ich nicht von der ganzen Erbſchaftsmaſſe, ſondern bloß von meinem Antheil abzuziehen, denn ich hatte dafür ſchon eine Summe beſtimmt gehabt, und rechne dieſen Artikel zu denjenigen, welche ich mir gleich Anfangs zur Pflicht gemacht.

Meine liebe Louiſe, die ſo viel für die gute Mutter gethan, muß auch mir dieſen kleinen Antheil an der Erleichterung ihrer lezten Tage erlauben. Nur die Pflicht für meine Kinder bindet mir die Hände, daß ich den beiden lieben Schweſtern meine brüderliche Liebe nicht in größerem Umfang zeigen kann.

Adreſſe nach Hrn. Kühners Angabe:

An Hofrath Reinwald in Meinungen.

(Ort und Zeit ſind nicht genannt.)

Ihr ſollt uns herzlich willkommen ſeyn, meine Lieben, und kein Geſchäft, auch keine Krankheit, wie ich hoffe, ſoll mich abhalten, Eurer Gegenwart recht herzlich froh zu werden. Bringe immer das ganze Geräthe deiner Launen mit, lieber Reinwald: ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch iſt bei mir, Das ſey zu Eurem Troſt geſagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Bruſt als im Gemüth, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank ſey dem guten Gott, noch leidlich frei geblieben iſt.

Sorget übrigens dafür, daß einige Tage über die Zeit, die ihr bei uns zu bleiben beſtimmt habt, nichts verſchlagen: denn wahrhaftig, wir laſſen euch ſo bald nicht wieder gehen.

So bringe ich alſo in dieſem glücklichen Sommer meine zwei lieben Schweſtern zuſammen, und kann meinem guten Reinwald zeigen, daß bei allen Gott weiß nicht zu entſchuldigenden Sorgloſigkeiten von meiner Seite meine Liebe und herzliche Hochachtung für ihn ſich immer gleich geblieben iſt.

Aber das Alles wird ſich am Beſten ausmachen laſſen, wenn wir uns von Angeſicht zu Angeſicht ſehen. Lebt wohl, und gebet uns bald Nachricht, wie Euch die Einrichtung gefällt, die meine Frau vorgeſchlagen hat. Euer liebender Bruder

Schiller.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar, 21. Aug. 1802.

Verzeihung, mein liebſter Schwager und Schweſter, für mein langes Stillſchweigen. Die Haupturſache war ein bösslichter Krampfhuſten, der mich mit den Kindern über Wochen geplagt und elend gemacht hat. Seitdem ich mich wieder davon erholt habe, habe ich alle Hände voll zu thun gehabt, um die dringendſten Sachen, die verſäumt worden waren, abzuthun.

Meine Inſtruktion wegen der Erbſchaftsangelegenheit hat Hr. Cotta und wird dieſes Geſchäft beſorgen, ohne den lieben Schwager oder ſeine Verwandten damit zu beläſtigen.

Wir ſehnen uns nach erfreulichen Nachrichten von dem Befinden der lieben Louiſe, und wünſchen von Herzen, daß die bevorſtehende Epoche glücklich vorübergehen möge. Was ich aber der lieben Schweſter dringend anempfehle, iſt Dieß, ſich in den erſten zwei Wochen nach der Entbindung, wenn dieſe auch recht gut abgelaufen, aufs Sorgfältigſte in Acht zu nehmen, denn das Beiſpiel meiner guten Lotte und verſchiedene andere aus unſrer Nachbarſchaft haben mich gelehrt, daß Dieß die gefährlichſte Zeit iſt, wenn man ſich zu viel zutraut. Ich danke dem lieben Schwager aufs Beſte, daß er mir aus dem Nachlaß der verewigten Mutter ihren Ring beſtimmt hat. Es iſt das Wertheſte, was er für mich hätte auswählen können, und es ſoll mir ein heiliges Vermächtniß ſeyn.

Die Veränderungen in unſerm neuerkauften Hauſe, welche beträchtlich waren, haben uns indeſſen viele Unruhe und Geräuſch gemacht; erſt in dieſer Woche wird es von Arbeitsleuten

leer, und wir genießen nun erſt die Annehmlichkeiten einer bequemern und geſunden Wohnung. Aber es war ein unglücklicher Tag, als wir ſie zum Erſtenmal bezogen; denn es war der Sterbetag meiner theuren Mutter. Ich bin nicht wenig erſchrocken, als ich Dieſes aus dem Brief des lieben Schwagers erſah, und es iſt immer eine ſonderbar traurige Verkettung des Schickſals.

Lotte wird das Taufzeug mit nächſter Poſt abſenden und grüßt die liebe Schweſter, wie auch den würdigen Schwager aufs Beſte.

Mit unveränderlicher Liebe umarme ich die gute Louiſe und den lieben Schwager, und bin von ganzem Herzen

der Ihrige

Schiller.

An Frau Pfarrerin Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar 11. Februar 1802.

Liebſte Schweſter!

Wir ſehen jeden Tag mit herzlichem Verlangen einer guten Nachricht von deiner Entbindung entgegen. Möge Alles glücklich überſtanden ſeyn, wenn du dieſen Brief empfängſt, und du mit deinem lieben Mann dich eines geſunden und geliebten Kindes erfreuen.

Heute feiern wir den Geburtstag meiner kleinen Karoline, die jezt drei Jahre alt iſt. Heute vor drei Jahren ſtand ich auch große Angſt um meine Lotte aus, und noch

größere in den zwei Monaten, die darauf folgten. Darum, liebe Schweſter, denke ich mit doppeltem Antheil an dich und wünſche dir von Herzen recht glückliche Wochen. Mit meinem Antheil an der Erbſchaft unſerer verewigten Mutter bin ich vollkommen zufrieden, der Unterſchied unſerer Portionen iſt ja kaum nennenswerth. Da mir nun aber von meinem Antheil 44 fl. für Doktor- und Apothekerkoſten ſind abgezogen worden, und du dieſe Ausgabe von dem lezten Quartal der ſeligen Mutter beſtritten haſt, ſo magſt du mir dieſe Summe gelegentlich zuſchicken. Unſere zwei Knaben ſind dieſe lezte Zeit über auch unpaß geweſen, beſonders Karl, der von Würmern viel leidet. Auch meine Lotte iſt oft von Krämpfen geplagt, und mir geht es nicht beſſer; aber man wird nach und nach auch das Krankſeyn gewohnt. Die Kleine blüht aber wie die Geſundheit und macht uns unbeſchreibliche Freude.

Lottchen grüßt dich herzlich und nimmt innigen Antheil an deinem Befinden. Deinem lieben Mann empfiehl uns aufs Beſte; ich bitt ihn um recht baldige Nachricht von dir.

Mit brüderlicher Liebe der Deinige.

Schiller.

Zu deiner Aufheiterung lege ich eine kleine Poſſe bei, die ich dieſen Herbſt habe drucken laſſen.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar 29. Okt. 1802.

Die glückliche Entbindung der lieben Schweſter hat uns alle herzlich erfreut, und mich, ich darf es jezt wohl ſagen, von einer großen Furcht befreit. Dem Himmel ſey Dank für den erfreulichen Ausgang.

Doch will ich Sie, liebſter Hr. Schwager, recht inſtändig gebeten haben, die Wöchnerin ein Bischen kurz zu halten, daß ſie ſich nicht zu früh herauswagt und ſich überhaupt aufs Aeußerſte in Acht nimmt, weil wir gar zu viele Beiſpiel gehabt, daß die Wochen übel abgelaufen.

Zu dem lieben Sohn und Stammhalter wünſche ich herzlich Glück; ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie groß die Freude des Vaters iſt, ſich in einem Sohn fortleben zu ſehen. Mögen alle gute Engel über dem kleinen Söhnlein wachen, daß er alle Perioden des Lebens glücklich durchwandle und die Freude ſeiner Eltern ſey. Ich werde als Onkel und als Pathe meine Pflicht redlich an ihm erfüllen, wenn ich die Freude erlebe, ihm nützlich ſeyn zu können.

Der Pack mit der Leinwand und den Geſchenken für die Kinder, die die liebe Schweſter einſchloß, haben wir erhalten, und danken beſtens dafür; möchte nur die liebe Mutter dieſe Zeit auch noch erlebt haben!

Die Zeitungen haben mir den Adel von Wien aus zuerkannt; ich ſelbſt aber habe noch Nichts von Dorther erhalten. Indeſſen mag an dem Gerüchte etwas Wahres ſeyn, denn ich habe Urſache zu vermuthen, daß mein Herzog mir damit ein Geſchenk machen wollte.

Herzlich, beſter Schwager, umarme ich Sie. Der lieben Schweſter tauſend brüderliche Grüße.

Ihr

aufrichtig ergebener

Schiller.

An Frau Pfarrerin Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar 7. Jan. 1803.

Die guten Nachrichten von deinen und des guten Pathchens Befinden haben uns auf das Innigſte erfreut, liebſte Schweſter. Möge Alles noch ſeinen guten Fortgang haben und die nächſten Nachrichten recht erfreulich lauten. Auch wir befinden uns in dieſem gelinden Winter ganz erträglich, die Kinder und das Kleine beſonders am Allerbeſten. Ich wollte, daß du die kleinen Närrchen ſehen könnteſt, ſie würden dir viele Freude machen. Aber du ſelbſt wirſt dieſe Freude jezt an deinem eignen Kinde reichlich empfinden und eine ganz neue Exiſtenz in den mütterlichen Sorgen und Beſchäftigungen kennen lernen. Wer weiß, ob wir dich dieſes Jahr nicht in deiner Kinderſtube einmal überraſchen, denn es könnte kommen, daß ich mit meiner Frau eine Reiſe nach jenen Gegenden machte, die uns dir auf einige Tagereiſen näher brächte, und dann würden wir dem Wunſch ſchwer widerſtehen können, dich mit deinem lieben Mann zu beſuchen. Schenke uns der Himmel nur bis Dahin Geſundheit, ſo kann ſich Vieles ſchicken und fügen.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar 29. Okt. 1802.

Die glückliche Entbindung der lieben Schweſter hat uns alle herzlich erfreut, und mich, ich darf es jezt wohl ſagen, von einer großen Furcht befreit. Dem Himmel ſey Dank für den erfreulichen Ausgang.

Doch will ich Sie, liebſter Hr. Schwager, recht inſtändig gebeten haben, die Wöchnerin ein Bischen kurz zu halten, daß ſie ſich nicht zu früh herauswagt und ſich überhaupt aufs Aeußerſte in Acht nimmt, weil wir gar zu viele Beiſpiel gehabt, daß die Wochen übel abgelaufen.

Zu dem lieben Sohn und Stammhalter wünſche ich herzlich Glück; ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie groß die Freude des Vaters iſt, ſich in einem Sohn fortleben zu ſehen. Mögen alle gute Engel über dem kleinen Söhnlein wachen, daß er alle Perioden des Lebens glücklich durchwandle und die Freude ſeiner Eltern ſey. Ich werde als Onkel und als Pathe meine Pflicht redlich an ihm erfüllen, wenn ich die Freude erlebe, ihm nützlich ſeyn zu können.

Der Pack mit der Leinwand und den Geſchenken für die Kinder, die die liebe Schweſter einſchloß, haben wir erhalten, und danken beſtens dafür; möchte nur die liebe Mutter dieſe Zeit auch noch erlebt haben!

Die Zeitungen haben mir den Adel von Wien aus zuerkannt; ich ſelbſt aber habe noch Nichts von Dorther erhalten. Indeſſen mag an dem Gerüchte etwas Wahres ſeyn, denn ich habe Urſache zu vermuthen, daß mein Herzog mir damit ein Geſchenk machen wollte.

Herzlich, beſter Schwager, umarme ich Sie. Der lieben Schweſter tauſend brüderliche Grüße.

Ihr

aufrichtig ergebener

Schiller.

An Frau Pfarrerin Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar 7. Jan. 1803.

Die guten Nachrichten von deinen und des guten Pathchens Befinden haben uns auf das Innigſte erfreut, liebſte Schweſter. Möge Alles noch ſeinen guten Fortgang haben und die nächſten Nachrichten recht erfreulich lauten. Auch wir befinden uns in dieſem gelinden Winter ganz erträglich, die Kinder und das Kleine beſonders am Allerbeſten. Ich wollte, daß du die kleinen Närrchen ſehen könnteſt, ſie würden dir viele Freude machen. Aber du ſelbſt wirſt dieſe Freude jezt an deinem eignen Kinde reichlich empfinden und eine ganz neue Exiſtenz in den mütterlichen Sorgen und Beſchäftigungen kennen lernen. Wer weiß, ob wir dich dieſes Jahr nicht in deiner Kinderſtube einmal überraſchen, denn es könnte kommen, daß ich mit meiner Frau eine Reiſe nach jenen Gegenden machte, die uns dir auf einige Tagereiſen näher brächte, und dann würden wir dem Wunſch ſchwer widerſtehen können, dich mit deinem lieben Mann zu beſuchen. Schenke uns der Himmel nur bis Dahin Geſundheit, ſo kann ſich Vieles ſchicken und fügen.

Meine Lotte grüßt dich und den lieben Schwager aufs Freundſchaftlichſte und wird bald ſelbſt ſchreiben.

Ich umarme dich von ganzem Herzen

Dein treuer Bruder

Sch.

Das Geld und die anderen Sachen habe richtig erhalten und danke dir aufs Schönſte dafür.

An Frau Pfarrerin Frankh.

Weimar 27. März 1805.

Ja, wohl iſt es eine lange Zeit, gute liebe Louiſe, daß ich dir nicht geſchrieben habe, aber nicht vor Zerſtreuungen habe ich dich vergeſſen, ſondern weil ich in dieſer Zeit ſo viel harte Krankheiten ausgeſtanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Geneſung aufgegeben. In einer ſolchen Stimmung theilt man ſich nicht gern mit, und nachher, da ich mich wieder beſſer fühlte, befand ich mich meines langen Stillſchweigens wegen in Verlegenheit, und ſo wurde es immer aufgeſchoben. Aber nun, da ich durch deine ſchweſterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er ſoll, ſo Gott will, nicht wieder abgeriſſen werden.

Deines lieben Mannes Verſetzung nach Möckmühl, die ich vor acht Tagen von unſrer Schweſter erfahren, hat uns große Freude gemacht, nicht allein deßwegen, weil ſie eure Lage ſo viel verbeſſert, ſondern auch darum, weil ſie ein ſo ehrenvolles Zeugniß für das Verdienſt des lieben Schwagers iſt.

Möchtet ihr euch recht glücklich in dieſen neuen Verhältniſſen fühlen und ſie recht lange genießen. Auch wir ſind uns dadurch um einige Meilen näher gerückt, und bei einer künftigen Reiſe nach Franken, die wir alle Jahr projektiren, können wir uns deſto leichter zu euch hin verſetzen.

Wie betrübt es mich, liebe Schweſter, daß deine Geſundheit ſo viel gelitten hat und daß es dir mit deiner Niederkunft wieder ſo unglücklich gegangen.

Vielleicht erlauben dir eure jetzigen Verhältniſſe, dieſen Sommer ein ſtärkendes Bad zu gebrauchen, welches dir gewiß ſehr wohl bekommen würde. Sorge ja recht für deine Wiedergeneſung, denn jezt iſt es noch Zeit, da die natürlichen Kräfte der Kunſt zu Hülfe kommen können. Auch deiner Kinder wegen wünſchen wir euch zu dem neuen Aufenthalt Glück. Auf dem Lande muß es gar ſchwer ſeyn, die Kinder für eine beſſere Beſtimmung zu erziehen, da es ſowohl an Lehrern, als an einer ſchicklichen Geſellſchaft fehlt.

Von unſerer Familie wird dir meine Frau weitläufiger ſchreiben. Unſre Kinder haben dieſen Winter alle die Windblattern gehabt, und die kleine Emilie hat viel dabei ausgeſtanden. Gottlob, jezt ſteht es wieder ganz gut bei uns und auch meine Geſundheit fängt wieder an, ſich zu befeſtigen.

Tauſendmal umarme ich dich liebe Schweſter und auch den lieben Schwager, den ich näher zu kennen von Herzen wünſchte. Küſſe deine Kinder in meinem Namen, möge

euch Alles recht glücklich von Statten gehen und recht viel Freude zu Theil werden. Wie würden unſere lieben Eltern ſich eures Glückes gefreut haben, und beſonders die liebe Mutter, wenn ſie es hätten noch erleben können.

Adieu, liebe Louiſe. Von ganzer Seele

Dein

treuer Bruder

Schiller.

Anmerkungen.

1) Selbſtkritik der Räuber.

1782. Mit Gefahr ſeiner perſönlichen Freiheit hatte Schiller ſich heimlich von Stuttgart nach Mannheim begeben, um hier die Räuber aufführen zu ſehen. Zwar drückten ihn nach der Rückkehr ſeine Feſſeln noch empfindlicher, doch war er ganz begeiſtert, und damals ſchrieb er an Dalberg, den 17. Januar 1782: „Beobachtet hab' ich ſehr Vieles, ſehr Vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ — Die mitgetheilte Beurtheilung war abgedruckt in dem Würtembergiſchen Repertorium der Literatur (Stück I. Nr. 9. S. 134 u. f.), welches Schiller mit dem Profeſſor Abel und dem Bibliothekar Peterſen vereinigt herausgab, und der Verfaſſer hatte ſie „K....r“ unterzeichnet. Dieſe Autokritik iſt höchſt intereſſant, denn wohl noch nie hat ein Dichter ſein eigenes Werk mit ſolcher Schärfe zergliedert und alle Schwächen deſſelben ſo ſchonungslos herausgeſtellt. Schiller ſelbſt war immer der bitterſte Recenſent ſeiner Stücke.

thut. Verſichere ihn meiner brüderlichen Liebe, und ſey verſichert, daß ich ewig von ganzer Seele bin

Dein treuer Bruder

F. Schiller.

An die Frau Pfarrerin Frankh, geb. Schiller, zu Kleverſulzbach.

Weimar den 8. Mai 1802.

Dein lezter Brief, liebſte Schweſter, läßt mich für unſre theure Mutter keine Hoffnung mehr faſſen. Seit vierzehn Tagen ſchon habe ich der ſchmerzlichen Nachricht von ihrer Auflöſung mit Furcht entgegen geſehen, und daß du ſeitdem nicht geſchrieben haſt, iſt mir eher ein Grund der Furcht als der Beruhigung. Ach, unter den Umſtänden, worin ſie ſich befunden, war das Leben für ſie kein Gewinn mehr; ein ſchneller und ſanfter Hingang war das Einzige, was man für ſie wünſchen und erflehen konnte. Aber ſchreibe mir, theure Schweſter, wenn Du ſelbſt Dich erſt von dieſen traurigen Tagen ein wenig erholt haſt, ſchreibe mir ausführlich ihren Zuſtand und ihre Aeußerungen in den lezten Stunden ihres Lebens. Es tröſtet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beſchäftigen und mir das Bild der theuern Mutter lebendig zu erhalten.

Und ſo ſind ſie denn Beide hingegangen, unſre theuren Eltern, und wir Drei ſind nun allein übrig. Laß uns einander deſto näher ſeyn, gute Schweſter, und glaube, daß

Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schweſter noch ſo weit getrennt, euch Beide innig an ſeinem Herzen trägt, und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit ſeiner brüderlichen Liebe herzlich entgegenkommen wird.

Aber ich kann heute nicht weiter ſchreiben. Schreibe mir bald einige Worte. Ich umarme Dich und den lieben Schwager auf's Herzlichſte, und danke dieſem nochmals für die Liebe, die er unſrer verewigten Mutter bewieſen hat.

Euer treuer Bruder

Schiller.

An Hrn. Pfarrer Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar den 23. Mai 1802.

Hochgeehrteſter Herr Schwager!

Ob ich gleich auf die traurige Nachricht von dem Hinſcheiden meiner theuren Mutter vorbereitet war, und mir nichts Anderes verſprechen konnte, ſo hat mich doch die Gewißheit davon, die mir Ihr Schreiben, mein wertheſter Herr Schwager, überbrachte, innig betrübt, und mit Schmerzen ergreife ich die Feder, um Ihren Brief zu beantworten.

Möge der Himmel der theuren Abgeſchiedenen Alles mit reichen Zinſen vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich, ſie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn ſie war ſelbſt eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die ſie ſelbſt gegen die Leztern

bewies, verdient es wohl, daß ſie von uns ein Gleiches erfuhr. Sie, mein theurer Schwager, haben die Sorgfalt meiner Schweſter für die Verewigte getheilt, und ſich dadurch den gerechteſten Anſpruch auf meine brüderliche Liebe erworben. Ach, Sie hatten ſchon meinem ſeligen Vater dieſen kindlichen Dienſt und Ihren geiſtlichen Beiſtand geleiſtet, und die Pflichten ſeines abweſenden Sohnes auf ſich genommen. Wie innig danke ich Ihnen dafür! Nie werde ich mich meiner verewigten Mutter erinnern, ohne zugleich das Andenken Desjenigen zu ſegnen, der ihr ihre lezten Leidenstage ſo gütig erleichterte.

Alles Uebrige, mein verehrter Herr Schwager, überlaſſe ich ganz Ihrer gütigen Veranſtaltung, und werde ſogleich nach empfangener Aufforderung vom Amte Leonberg in der Perſon Ihres Herrn Onkel meinen Mandatarius ernennen, welchen ich einſtweilen in meinem Namen um Uebernehmung dieſes Dienſtes gütigſt zu erſuchen bitte. Da ich in drei Tagen den Buchhändler Cotta, der von ſeiner Leipziger Meßreiſe zurückkommt und hier durchpaſſirt, erwarte, ſo werde ich mit Dieſem das Weitere beſprechen wegen der Verlaſſenſchaft, und wie es etwa anzuſtellen, daß ich und meine Schweſter in Meinungen keine Abzugsgelder zu bezahlen brauchen. Dieſer wird Ihnen, mein wertheſter Herr Schwager, alsdann von Stuttgart aus Nachricht von mir geben, wo er wahrſcheinlich am 6. Juni wieder eingetroffen ſeyn wird.

Wenn meine ſelige Mutter keine anderweitigen Diſpoſitionen gemacht hat, und wenn Sie, mein wertheſter Herr Schwager, und meine Schweſter Louiſe nichts dawider haben, ſo wünſchte ich von den Effekten der lieben Mutter wo möglich Etwas, das mir ein bleibendes Andenken an die

Verewigte ſeyn kann, zu erhalten, wenn ſich Etwas dergleichen vorfinden ſollte, wofür ich gerne auf die uns zugedachten Kleidungsſtücke Verzicht thun will. Die Sache brauchte ſonſt keinen Werth zu haben, als daß mir ihr Andenken dadurch erneuert wird.

Herzlich empfehlen wir uns, meine Frau und ich, Ihrer und meiner Schweſter Louiſe fernerer Liebe, und ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft

Ihr

ganz ergebenſter Schwager
F. Schiller.

P. S. Den Betrag der Doktor- und Apothekerrechnung bitte ich nicht von der ganzen Erbſchaftsmaſſe, ſondern bloß von meinem Antheil abzuziehen, denn ich hatte dafür ſchon eine Summe beſtimmt gehabt, und rechne dieſen Artikel zu denjenigen, welche ich mir gleich Anfangs zur Pflicht gemacht.

Meine liebe Louiſe, die ſo viel für die gute Mutter gethan, muß auch mir dieſen kleinen Antheil an der Erleichterung ihrer lezten Tage erlauben. Nur die Pflicht für meine Kinder bindet mir die Hände, daß ich den beiden lieben Schweſtern meine brüderliche Liebe nicht in größerem Umfang zeigen kann.

Adreſſe nach Hrn. Kühners Angabe:

An Hofrath Reinwald in Meinungen.

(Ort und Zeit ſind nicht genannt.)

Ihr ſollt uns herzlich willkommen ſeyn, meine Lieben, und kein Geſchäft, auch keine Krankheit, wie ich hoffe, ſoll mich abhalten, Eurer Gegenwart recht herzlich froh zu werden. Bringe immer das ganze Geräthe deiner Launen mit, lieber Reinwald: ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch iſt bei mir, Das ſey zu Eurem Troſt geſagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Bruſt als im Gemüth, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank ſey dem guten Gott, noch leidlich frei geblieben iſt.

Sorget übrigens dafür, daß einige Tage über die Zeit, die ihr bei uns zu bleiben beſtimmt habt, nichts verſchlagen: denn wahrhaftig, wir laſſen euch ſo bald nicht wieder gehen.

So bringe ich alſo in dieſem glücklichen Sommer meine zwei lieben Schweſtern zuſammen, und kann meinem guten Reinwald zeigen, daß bei allen Gott weiß nicht zu entſchuldigenden Sorgloſigkeiten von meiner Seite meine Liebe und herzliche Hochachtung für ihn ſich immer gleich geblieben iſt.

Aber das Alles wird ſich am Beſten ausmachen laſſen, wenn wir uns von Angeſicht zu Angeſicht ſehen. Lebt wohl, und gebet uns bald Nachricht, wie Euch die Einrichtung gefällt, die meine Frau vorgeſchlagen hat. Euer liebender Bruder

Schiller.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleverſulzbach.

Weimar, 21. Aug. 1802.

Verzeihung, mein liebſter Schwager und Schweſter, für mein langes Stillſchweigen. Die Haupturſache war ein bösslichter Krampfhuſten, der mich mit den Kindern über Wochen geplagt und elend gemacht hat. Seitdem ich mich wieder davon erholt habe, habe ich alle Hände voll zu thun gehabt, um die dringendſten Sachen, die verſäumt worden waren, abzuthun.

Meine Inſtruktion wegen der Erbſchaftsangelegenheit hat Hr. Cotta und wird dieſes Geſchäft beſorgen, ohne den lieben Schwager oder ſeine Verwandten damit zu beläſtigen.

Wir ſehnen uns nach erfreulichen Nachrichten von dem Befinden der lieben Louiſe, und wünſchen von Herzen, daß die bevorſtehende Epoche glücklich vorübergehen möge. Was ich aber der lieben Schweſter dringend anempfehle, iſt Dieß, ſich in den erſten zwei Wochen nach der Entbindung, wenn dieſe auch recht gut abgelaufen, aufs Sorgfältigſte in Acht zu nehmen, denn das Beiſpiel meiner guten Lotte und verſchiedene andere aus unſrer Nachbarſchaft haben mich gelehrt, daß Dieß die gefährlichſte Zeit iſt, wenn man ſich zu viel zutraut. Ich danke dem lieben Schwager aufs Beſte, daß er mir aus dem Nachlaß der verewigten Mutter ihren Ring beſtimmt hat. Es iſt das Wertheſte, was er für mich hätte auswählen können, und es ſoll mir ein heiliges Vermächtniß ſeyn.

Die Veränderungen in unſerm neuerkauften Hauſe, welche beträchtlich waren, haben uns indeſſen viele Unruhe und Geräuſch gemacht; erſt in dieſer Woche wird es von Arbeitsleuten

2) Anhang über die Vorſtellung der Räuber.

1782. Die Mannheimer Bühne gehörte damals, unter der Leitung des geiſtvollen Dalberg, zu den beſten in Deutſchland, und Schiller ſchwärmte für ſie. — „Ew. Excellenz werden mir erlauben“ — ſchrieb er — „wenn ich die Vorſtellung der Räuber zu Mannheim, nach meinen dabei angeſtellten Beobachtungen weitläufig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauſpiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, Hrn. Iffland, Hrn. Bök und Hrn. Beil vorzüglich zu charakteriſiren ſuchen, nämlich in ſo weit ich aus den Rollen, die ſie ſpielten, auf ſie ſchließen darf.“ — Eine ſolche öffentliche Recenſion durfte Schiller jedoch nicht wagen, da er ſonſt ſeine unerlaubte Entfernung von Stuttgart verrathen und ſich eine Strafe zugezogen hätte. Aus dieſem Grunde gab er in dem Würtembergiſchen Repertorium (Stück I. Nr. 10. S. 143) anonym den abgedruckten Brief, der fälſchlich aus „Worms“ datirt und mit einem „N“ unterzeichnet iſt.

3) Plan zu einer dramaturgiſchen Monatſchrift.

1784. „Ich befolge“ — ſchreibt Schiller den 2. Juli 1784 an Dalberg — „den Befehl Euer Excellenz, und ſchicke Ihnen den kurzen ſchriftlichen Aufſatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unſere Bühne macht, und die lezte Hand an das große Werk legt, unſer Theater in Deutſchland herrſchend zu machen und ſeinen Ruhm zu befeſtigen: ſo fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingniſſe, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abſchrecken werden.“ — Die Bedingungen waren folgende: „Friedrich Schiller erbietet ſich, gegen eine jährliche Gratifikation von fünfzig Dukaten, eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters im Druck zu liefern, und der kurfürſtlichen Theatral-Intendanz eine beſtimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu laſſen.“ — — Das Unternehmen kam jedoch nicht zu Stande, und Schiller gab nun an deſſen Stelle die „Rheiniſche Thalia“ heraus.

4) Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?

1784. Es lag in Schillers Natur, jedes Fach, das er angriff, recht kräftig zu durchdenken, und ſich mit ganzem Geiſte hinein zu verſetzen. So ſchrieb er auch dieſe Vorleſung, welche als Einleitung des Aufſatzes: „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet" (Schillers ſämmtl. Werke, neue zwölfbändige Taſchenausgabe, Bd. 10. S. 69) diente; ſie iſt abgedruckt in der Rheiniſchen Thalia, Bd. I. Heft 1. S. 1 und ferner.

5) Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

1785. In der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia hatte Schiller verſprochen, die Geſchichte und Dramaturgie der Mannheimer Bühne ſollten einen bedeutenden Raum derſelben einnehmen. Dieß ließ ſich aber nicht ſogleich thun, deßhalb verſchob er es und ſagte auf dem blauen Umſchlage des erſten Heftes Folgendes zu ſeiner Entſchuldigung: „Weil einige Aufſätze in dieſem erſten Hefte der Thalia weitläufiger ausgefallen ſind, als der Herausgeber Anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht ſchicklich ſchien, ſie zu trennen, ſo mußten natürlicherweiſe mehrere Artikel, wozu er ſich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für dießmal ausgeſchloſſen werden. Vorzüglich gilt Das von der dramaturgiſchen Geſchichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufſatz abreißen mochte, und deßwegen für das zweite Heft meiner Thalia beſtimme. Eben Das rechtfertige auch mein Stillſchweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieſer Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei ſeyn kann, ob der Verfaſſer ſein Verſprechen am Ende eines jeden einzelnen Hefts, oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat."

Das zweite Heft der Thalia kam jedoch ſchon in Leipzig heraus; dieß Journal war nun für einen weit größeren Kreis beſtimmt, und die Fortſetzung des „Repertoriums" ſowohl, als die „Dramaturgie" blieben deßhalb fort.

Damit ſich der Leſer beſſer orientiren könne, gebe ich hier einige Anmerkungen:

1) Die Kriegsgefangenen. Original-Drama von Stephani. Leipzig 1782.

2) Die Frau von zwei Männern. Trauerſpiel. München 1782.

3) „Das aber iſt zuverläſſig wahr," ſagt Schiller in einem Briefe, „daß Iffland und Beil unter den beſten hieſigen Schauſpielern, wie der Jupiter des Phidias unter den Tünch-erarbeiten, hervorragen.

4) Der Deſerteur. Drama von Mercier. Berlin 1774.

5) Nach der Vorſtellung dieſer Oper ſchrieb Schiller an den Verfaſſer derſelben, Anton von Klein: „Nun, liebſter Freund, wie haben Sie denn auf Ihren Günther geſchlafen? Mir hat er einen ſehr angenehmen Eindruck gemacht. Wollte nur Gott, unſre Phantaſie müßte ſich nicht ſo armſelig an die Bleifedern unſrer Sänger und Sängerinnen anſchmiegen."

6) Die Eiferſüchtigen, oder Keiner hat Recht. Luſtſpiel von Schröder. Wismar 1790.

7) Juliane von Lindorak. Luſtſpiel von Schröder. Hamburg 1779.

8) Die beiden Porträts. Luſtſpiel. Leipzig 1788.

9) Jeanette. Luſtſpiel von Gotter. Quedlinburg 1784.

10) Pygmalion. Eine lyriſche Handlung. Mannheim 1778.

11) Ueber dieſe Darſtellung äußerte ſich Schiller an Dalberg, in einem Briefe vom 19. Januar 1785: „Kabale und Liebe ward durch das nachläſſige Einſtudiren der Mehrſten ganz in Lumpen zerriſſen. Ich habe ſtatt meines Textes nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. — Es kann mir Stunden koſten, bis ich einem Perioden die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruſſe ausgeſezt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutſch verwandelt. — Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrießt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf

Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigſten Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in den meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. Wie erkläre ich Das? Die Frauenzimmerrollen und Hrn. Beck ausgenommen, dem ich es gern vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige meiſterhafte Striche wieder gut machte, ſind die mehrſten andern Rollen unerhört vernachläſſigt worden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jezt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne öffentlich ſprechen ſoll, ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. — Es ſteht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, ſo bin ich entſchloſſen, in der Rheiniſchen Thalia weitläufiger über dieſen Punkt mich herauszulaſſen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen."

Und wie ſchonend geht Schiller, nachdem ſeine erſte Erbitterung vorüber war, in der Recenſion doch über jene Schauſpieler hinweg, die vielleicht nur, um ihn zu kränken, ihre Rollen verdarben.

12) „Wenn ich" — ſchreibt Schiller ſpäter — „bei Beurtheilung des Hrn. Rennſchüb, und in etlichen Rollen auch ſeiner Frau, meinem beſſern Gefühl und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wäre Mord und Todtſchlag zu befürchten geweſen."

13) Väterliche Rache, oder Liebe für Liebe. Luſtſpiel. Wien 1784.

14) Die Spieler. Ein Originalſchauſpiel von David Beil. Mannheim 1785.

15) Der Adjutant. Luſtſpiel, Hamburg 1780.

16) Der Dorfjahrmarkt. Ein Singſpiel. München 1791.

17) Die ausgezeichneten Künſtler auf Mannheims Bühne hatten Schiller ſo begeiſtert, daß in ihm ſelbſt der Wunſch rege wurde, Mitglied des dortigen Theaters zu werden. Dieſer Idee opponirte ſich aber Beil heftigſt, und ſagte: „Nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden Sie der Stolz aller deutſchen Bühnen ſeyn.“

18) Graf Eſſex. Trauerſpiel von Dyk. Leipzig 1780.

19) Was Schiller von der Anmaßung dieſes Schauſpielers zu dulden hatte, davon erzählt uns ſein Brief an Dalberg, d. d. 19. März 1785: „Hrn. Bök habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles Dieß habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen E. E. mein Urtheil über ihn im Repertorium und ſein Betragen. Ich merke indeſſen die Urſache ſeiner Erbitterung. Hr. Bök hat Vergötterung erwartet und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung gegen Beil, Beck und Ifland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron geſezt habe. Wie tief ſteht er unter ſeinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückführe, und die Komödiantenſalbe von ihm abwiſche.“

20) Der argwöhniſche Ehemann. Luſtſpiel nach Hoaldy von Gotter. Leipzig.

21) Lanaſſa. Trauerſpiel von Plümike. Berlin 1789.

22) Das Präferenzrecht, oder die Kaufleute zu Aachen. Münſter 1788.

23) Der Weſtindier. Luſtſpiel aus dem Engliſchen. Leipzig 1775.

24) Die Läſterſchule von Sheridan. Luſtſpiel, überſezt von Leonhardi. Hamburg 1782.

25. Die Eiferſucht auf der Probe. Operette von Anfoſſi. Gera 1791.
26. Julius Cäſar, oder die Verſchwörung des Brutus. Trauerſpiel. Mannheim 1785.

6) Weimariſcher neudekorirter Theater-Saal. Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte durch Schiller.

1798. Allgemeine Zeitung vom 12. Oktober 1798.

7) Eröffnung des Weimariſchen Theaters.

1798. S. Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 7. Nov. 1798. — Beide Aufſätze ſind aus Schillers Feder gefloſſen und werden hier nach vierzig Jahren zum Erſtenmal wieder abgedruckt. Die Hinweiſung darauf verdanken wir dem Hofrath Böttiger, der ſie in ſeinen Erläuterungen der Ramberg'ſchen Kupfer zu Wallenſtein, Taſchenbuch Minerva, Jahrgang 1811, S. 37 citirt. Böttiger lebte damals in Weimar, korreſpondirte mit Schiller über die Trilogie, und muß alſo hierbei als Autorität gelten.

Aus dem zweiten Aufſatze habe ich die reichlich mitgetheilten Stellen des Stückes größtentheils weggelaſſen. Beide Abhandlungen aber ſind gewiß höchſt ſchätzenswerth, denn ſie dienen uns einigermaßen als Erſatz für den Kommentar, den Schiller zum Wallenſtein ſchreiben wollte, hätte ihn der Tod nicht ſo frühe von der Erde genommen. Er ſagt in einem Briefe hierüber: „Wenn die Wallenſteiniſchen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch die Welt gelaufen ſind, kann ich vielleicht ſelbſt ein Paar Worte darüber ſagen. Jezt liegt mir das Produkt noch zu nahe vor dem Geſicht; aber ich hoffe, jedes einzelne Beſtandſtück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können.“

16) Der Dorfjahrmarkt. Ein Singſpiel. München 1791.

17) Die ausgezeichneten Künſtler auf Mannheims Bühne hatten Schiller ſo begeiſtert, daß in ihm ſelbſt der Wunſch rege wurde, Mitglied des dortigen Theaters zu werden. Dieſer Idee opponirte ſich aber Beil heftigſt, und ſagte: „Nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden Sie der Stolz aller deutſchen Bühnen ſeyn."

18) Graf Eſſex. Trauerſpiel von Dyk. Leipzig 1780.

19) Was Schiller von der Anmaßung dieſes Schauſpielers zu dulden hatte, davon erzählt uns ſein Brief an Dalberg, d. d. 19. März 1785: „Hrn. Bök habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles Dieß habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen E. E. mein Urtheil über ihn im Repertorium und ſein Betragen. Ich merke indeſſen die Urſache ſeiner Erbitterung. Hr. Bök hat Vergötterung erwartet und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung gegen Beil, Beck und Iſland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron geſezt habe. Wie tief ſteht er unter ſeinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückführe, und die Komödiantenſalbe von ihm abwiſche."

20) Der argwöhniſche Ehemann. Luſtſpiel nach Hoaldy von Gotter. Leipzig.

21) Lanaſſa. Trauerſpiel von Plümike. Berlin 1789.

22) Das Präferenzrecht, oder die Kaufleute zu Aachen. Münſter 1788.

23) Der Weſtindier. Luſtſpiel aus dem Engliſchen. Leipzig 1775.

24) Die Läſterſchule von Sheridan. Luſtſpiel, überſezt von Leonhardi. Hamburg 1782.

25. Die Eiferſucht auf der Probe. Operette von Anfoſſi. Gera 1791.
26. Julius Cäſar, oder die Verſchwörung des Brutus. Trauerſpiel. Mannheim 1785.

6) Weimariſcher neudekorirter Theater-Saal. Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte durch Schiller.

1798. Allgemeine Zeitung vom 12. Oktober 1798.

7) Eröffnung des Weimariſchen Theaters.

1798. S. Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 7. Nov. 1798. — Beide Aufſätze ſind aus Schillers Feder gefloſſen und werden hier nach vierzig Jahren zum Erſtenmal wieder abgedruckt. Die Hinweiſung darauf verdanken wir dem Hofrath Böttiger, der ſie in ſeinen Erläuterungen der Ramberg'ſchen Kupfer zu Wallenſtein, Taſchenbuch Minerva, Jahrgang 1811, S. 37 citirt. Böttiger lebte damals in Weimar, korreſpondirte mit Schiller über die Trilogie, und muß alſo hierbei als Autorität gelten.

Aus dem zweiten Aufſatze habe ich die reichlich mitgetheilten Stellen des Stückes größtentheils weggelaſſen. Beide Abhandlungen aber ſind gewiß höchſt ſchätzenswerth, denn ſie dienen uns einigermaßen als Erſatz für den Kommentar, den Schiller zum Wallenſtein ſchreiben wollte, hätte ihn der Tod nicht ſo frühe von der Erde genommen. Er ſagt in einem Briefe hierüber: „Wenn die Wallenſteiniſchen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch die Welt gelaufen ſind, kann ich vielleicht ſelbſt ein Paar Worte darüber ſagen. Jetzt liegt mir das Produkt noch zu nahe vor dem Geſicht; aber ich hoffe, jedes einzelne Beſtandſtück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können."

8) Recenſion der erſten Aufführung der Piccolomini.

1799. Hr. Eckermann fand unter Göthe's Papieren ein Blatt von Schillers Hand über die erſte Darſtellung der Piccolomini zu Weimar am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin. Schiller war ſehr zufrieden mit der Aufführung, er lobte die Spielenden und trug ihnen in ſeiner Freude zu dem Gaſtmahl im zweiten Akte * einige Flaſchen Champagner eigenhändig unter dem Mantel hinauf. Dadurch hätte aber das ganze Stück ſcheitern können, denn Vohs, der den Max gab, hatte kaum einige Gläſer geleert, als er bei ſeiner lebhaften Aufregung einen Anflug von Rauſch bekam, und es war nur gut, daß der Akt bald ſchloß, damit er ſich ſammeln konnte.

[1]) Schiller hatte gehofft, Schröder würde in Weimar den Wallenſtein ſpielen. Das geſchah nun zwar nicht, aber Graff faßte die Partei ſehr gut auf und übertraf darin Iffland, der ſie ganz vergriff, bei Weitem.

[2]) Vohs wurde durch eine ſchöne Geſtalt und eine ſonoriſche Stimme ſehr begünſtigt, nur ſoll er den Charakter des Max etwas verweichlicht haben. „Wollten Sie Vohs nicht in den erſten Scenen im Küraß kommen laſſen?“ — fragte Göthe am Tage der Aufführung bei Schiller an — „In dem Kollet ſieht er gar zu nüchtern aus.“

[3]) Mlle. Jagemann ſtellte die Thekla kalt und feſt dar, ſie wollte ganz das „ſtarke Mädchen“ ſeyn, aber das Lied „der Eichwald brauſet“ ſang ſie wundervoll.

[4]) „Mad. Teller,“ berichtet Göthe an Schiller den 25. Januar, „las geſtern in ſo weit gut, daß ſie nicht falſch las, aber zu matt und leſeprobemäßig. Sie verſichert, auf dem Theater würde das Alles ganz anders werden.“

[5]) Schiller und Göthe waren in Verlegenheit, wie der gravitätiſche Queſtenberg zu kleiden ſey. Göthe machte einen Beſuch in Jena und wohnte wie gewöhnlich auf dem dortigen Schloſſe. Eben betrachtet er ſich den rieſigen

* Mit dem jezt der vierte Akt beginnt.

Ofen von Gußeiſen in dem einen Zimmer, als er vor Freude in lauten Jubel ausbricht, denn er erblickt die Jahreszahl von Wallenſteins Abfall, von den prächtigſten Geſtalten umgeben, nach denen man nun „die alte Perrüke" coſtümirte, bei der man ſehr vorſichtig ſeyn mußte, damit ſie nicht zum Zerrbilde wurde.

[6]) Eine der älteren Schauſpielerinnen an dem Weimar'ſchen Theater, welche die Rolle der Herzogin hatte, war nicht dahin zu bringen, daß ſie die Verſe anders als im Bänkelſängertone herableierte, weßhalb die ganz junge Mlle. Malcolmi dieſe Partie erhielt. Sie zeigte viel Fleiß und Talent dabei, wurde auch ſpäter eine Zierde der deutſchen Bühne und erfreut noch jezt in Berlin, als Mad. Wolf, den Kunſtkenner durch ihr klaſſiſches Spiel.

[7]) Schiller ſpricht hier ſehr milde von dem Regiſſeur Schall, obgleich derſelbe Viel zu wünſchen ließ, wie auch mehrere Nebenrollen in üblen Händen waren, was jedoch die Harmonie des Ganzen nicht zerſtörte.

[8]) Man intereſſirte ſich mit großem Ernſte für das Koſtüm, und als ſich in einer alten Rüſtkammer zu Weimar Hut, Stiefeln und Wamms eines ſchwediſchen Offiziers vorfanden, hatten Schiller und Göthe eine rechte Freude darüber.

Dramaturgiſche Miscellen.

I. Odoardo in Emilia Galotti.

1782. Aus dem erſten Abdruck des Aufſatzes (Schillers ſämmtl. Werke, neue 12bänd. Taſchenausg. Bd. 10, S. 49): „Ueber das gegenwärtige deutſche Theater" (Würtembergiſches Repertorium der Litteratur, St. 1, S. 96). Dieſe Worte ſtehen an der Stelle, wo Schiller von dem geringen Eindruck theatraliſcher Scenen ſpricht, und ſie erinnern ganz an grelle Phraſen in den Räubern.

II. Zaïre von Voltaire.

1782. Ebend. S. 105, als Randgloſſe, die ſpäter abgekürzt wurde.

III. Franz Moor in den Räubern.

1785. Siehe den Aufſatz: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“ (Rheiniſche Thalia, H. I, S. 11.) Später nahm Schiller dieſe Abhandlung unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moraliſche Anſtalt betrachtet“, in die Werke, neue 12bändige Taſchenausg. Bd. 10, S. 69, auf. Die abgedruckte Stelle folgte auf die Worte: „Heilſame Schauer werden die Menſchen ergreifen, und in der Stille wird Jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Macbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen.“ — Später ſchied Schiller ſie aus, weil man die Hindeutung auf ſeinen Franz Moor ſüffiſant nannte, aber ſie iſt ſchon als Beweis intereſſant, wie außerordentlich populär damals die Räuber in Deutſchland waren.

IV. Shakſpeare's Timon von Athen.

1785. Ebend. S. 13. — Wurde weggelaſſen, als durch die Aufführung des Stückes der Inhalt erledigt war.

V. Menſchendrechſelei.

1782. Ebend. S. 22. — Folgt auf die Worte: „Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten und den zarten Schößling in Philantropinen und Gewächshäuſern zu Grunde richten.“ — Wahrſcheinlich dachte Schiller dabei an die ſklaviſche Weiſe, in der er ſeine eigene Jugend hatte verleben müſſen.

VI. Wallenſteiniſcher Theaterkrieg.

1785. Rheiniſche Thalia, H. I, S. 192 u. f. — Am 19. Mai 1785 ſchreibt Schiller an Dalberg: „Wie ſehr bewundere ich E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.“

VII. Dramaturgiſche Preisfragen.

1785. Ebend. S. 194. — In Bezug hierauf ſchreibt Schiller an Dalberg: „Die Beantwortung der dramaturgiſchen Fragen wird eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufſätze über ebendenſelben Gegenſtand höchſt unterrichtend für den dramatiſchen Schriftſteller ſeyn.“

VIII. Das heimliche Gericht.

1787. Das fünfte Heft der Thalia enthält einige Scenen aus dem Stücke „das heimliche Gericht“, deſſen Verfaſſer ſich dort nicht nannte, und Schiller machte dieſe Anmerkung dazu. — Schiller gehörte wohl keiner verborgenen Brüderſchaft an, jedoch ließ er, ſo viel ſich Woltmann erinnerte, (ſ. deſſen „Deutſche Blätter. Januar 1813. H. II. S. 154“) einmal etwas von einer geheimen Geſellſchaft fallen, bei welcher das Depot unſrer Kultur ſeyn ſollte.

IX. Zu den Phönizierinnen des Euripides.

1789. In der Thalia, H. 8, theilte Schiller die Scenen aus den „Phönizierinnen“, die er überſezt hatte, mit, und dort befinden ſich dieſe nachher fortgebliebenen Noten auf S. 31 und S. 40.

X. Ein Stelzfuß in Wallenſteins Lager.

1798. Schiller ſchrieb den 5. Oktober jene Zeilen an Göthe (Briefw. Bd. 4, S. 319), indem er die Abänderung für eine große Verbeſſerung des Stückes hielt. Da aber die Schauſpieler ihre Rollen ſchon wußten, ſo antwortete Göthe (S. 325): „Wir müſſen auf die geringſte Veränderung Verzicht thun. Bei der Schwierigkeit, eine ſo neue und fremde Aufgabe mit Ehren zu vollenden, klammert ſich Jeder ſo feſt an ſeine Rolle wie ein Schiffbrüchiger ans Brett, ſo daß man ihn unglücklich machte, wenn man's ihm wacklig machte." — Die Umwandlung lag Schillern ſo am Herzen, daß er S. 328 noch einmal deßhalb ſchrieb, jedoch blieb es beim Alten. Uebrigens erfahren wir dadurch, daß Schiller die jetzige zweite und vierte Scene in jenem Briefe (d. d. 6. Oktober) die dritte und fünfte nennt, und daß im Manuſcript noch ein Auftritt exiſtirte, welcher beim Druck ausgelaſſen wurde; wahrſcheinlich iſt damit jedoch nur derjenige gemeint, wo der Soldatenchor das Anfangslied ſingt.

XI. Abänderung der zweiten Scene von Wallenſteins Lager.

1798. S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, Bd. 4, S. 329. — Göthe hatte nämlich behauptet, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs wären keine Perrüken getragen worden, und Schiller war deßhalb in Sorgen wegen ſeiner „alten Perrüke". Es iſt oben S. 498 geſagt, wie Göthe in Jena auf dem Ofen des Schloſſes Perrüken aus jener Zeit fand, und man kleidete den Queſtenberg nach dieſem Muſter.

10) Philipp der Zweite, König von Spanien.

1786. In der Thalia, Bd. 1. Heft 2. S. 71 u. f., war dieſer Aufſatz abgedruckt, und Schiller hatte ihn nach Merciers „Precis historique zum „Portrait de Philippe second. Amsterdam 1785" bearbeitet, welches Buch er wohl auch zum Carlos benuzte.

11) Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618.

1788. Bei Cruſius in Leipzig erſchien 1788: „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten. Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller.“ — Der erſte Band des Werkes, welchem nie ein zweiter folgte, enthielt:

I. Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347.
II. Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahre 1618.
III. Die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz, im Jahre 1478.

Eine kurze „Nachricht,“ welche Schiller dem Buche voranſchickte, ſagt uns: „Zu dieſem erſten Bande der Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen war noch eine vierte Verſchwörung, die des Fiesko gegen Genua beſtimmt, welche aber, wegen Mangel des Raumes, zum zweiten Bande verſpart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu dieſem Werke ausgeſezt bleibt. Die Verſchwörung gegen Venedig iſt beinahe wörtlich aus S. Real überſezt, weil der Leſer bei jeder anderen Behandlung dieſes Gegenſtandes zu viel verloren haben würde.“

Schiller ſelbſt hatte wenig Theil an dem Werke, und nur Bedemars Empörung rührt von ihm her. Er las ſchon in Bauerbach den St. Real fleißig, und nahm auch den Stoff zu ſeinem Don Carlos daraus.

13) Des Grafen von Lamoral von Egmont Leben.

1788. In der Thalia, Bd. 2. Heft 8. S. 42, folgen am Schluſſe des Aufſatzes, den wir hier mittheilen, noch die Worte: „Während Dieß in dem Kuilemburgiſchen Hauſe vorging, ſtand ein ſpaniſches Regiment vor demſelben unter dem Gewehr.“ Hierauf beginnt dann die Mittheilung von der „Hinrichtung

Egmonts und Hoorns," welche Schiller in ſeinen Werken (neue zwölfbändige Taſchenausgabe Bd. 9, S. 393) genau abdrucken ließ.

13) Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoires.

1789. Die erſte Abtheilung dieſes Werkes, von der eigentlich nur der Plan Schillern angehört, erſchien 1790, und er enthält S. III. den hier mitgetheilten Vorbericht. Später ſezten Woltmann, Paulus u. A. das Unternehmen noch in vielen Ländern bis 1806 fort, und Schiller wunderte ſich manchmal ſehr, wenn ihm ein Theil zu Händen kam, der ſeinen Namen auf dem Titel trug, obgleich er nicht ein Wörtchen von deſſen Entſtehung wußte.

14) Vorerinnerung zu dem dritten Bande der erſten Abtheilung allgemeiner hiſtoriſcher Memoires.

1790. Dieſe Vorrede befindet ſich im genannten Bande des Werkes, S. IV. u. f.

15) Amalia Eliſabeth, Landgräfin von Heſſen-Kaſſel.

1791. Hiſtoriſcher Kalender für Damen auf 1792, ohne Seitenzahl.

16) Maximilian, Herzog von Baiern und Kurfürſt.

1791. Ebend. S. 1.

17) Armand Jean du Pleſſis, Kardinal Herzog von Richelieu.

1791. Ebend. gleichfalls ohne Seitenzahl. Dieſe drei kurzen, aber ſcharfcharakteriſtiſchen Lebensabriſſe, welche dem Kalender als Kupfererklärungen beigegeben waren, verläugnen ihren groſſen Verfaſſer nicht. Das Leben der Landgräfin Eliſabeth iſt von einer höchſt anziehenden Seite aufgefaßt und führt uns ihr Bild in treuen Umriſſen vor Augen. Die Biographie des Churfürſten Maximilian dagegen iſt pragmatiſch aufgefaßt, und nimmt mehr den Verſtand als das Gemüth in Anſpruch. Die Skizze von Kardinal Richelieu endlich zeigt durch die ſcharfe Geißel, die darin wider Pfaffen und Höflinge geführt wird, den Dichter der „Räuber" und des „Carlos". Sollte aber trotz Dem noch Jemand bezweifeln, daß Schiller Verfaſſer dieſer drei Biographieen ſey, ſo machen wir ihn darauf aufmerkſam, daß der Schreiber in dem Lebensabriß Richelieu's die „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" (zuerſt abgedruckt im hiſtoriſchen Kalender für Damen, Jahrgang 1791—1793) als ſein Werk anführt.

Die vierte noch folgende Biographie, den Grafen Axel v. Oxenſtierna ſchildernd, iſt dagegen nicht von Schiller, wie man ſchon in den erſten Zeilen erkennt. Schiller nennt ſie auch im Damenkalender für 1793 (S. 644, Anmerkung) „eine vortreffliche Schilderung," und Das hätte der Beſcheidene gewiß nicht gethan, wäre er ſelbſt ihr Verfaſſer geweſen.

18) Philoſophiſche Unterhaltungen.

1789. Aus dem ſechsten Hefte der Thalia, S. 122 u. ff. abgedruckt. Von dieſer philoſophiſchen Unterhaltung des Prinzen mit dem Baron F*** iſt in Schillers ſämmtl. Werken (neue zwölfbändige Taſchenausgabe Bd. 10, vierter Brief) nur das Gerippe übrig geblieben. Die erſten Zeilen ſind auch dort befindlich, und ich habe ſie als Stichwort beigeſezt, damit man ſich das Ganze gehörigen Ortes einſchalten könne. Was dort

noch darauf folgt, ſteht in der Thalia an der Stelle, die ich durch drei Sternchen bezeichnet habe, und Jeder iſt alſo im Stande, ſich das ganze Geſpräch wieder vollkommen herzuſtellen. Schiller kürzte daſſelbe ſo ſehr ab, weil es ſich erſt in den ferneren Ereigniſſen des Romans begründen ſollte, doch für uns iſt es nur um ſo intereſſanter, weil es uns dieſe ziemlich durchſchauen läßt. — Die „Nachſchrift“ findet ſich am Fuße des Briefes in der Thalia (H. 6. S. 163) und iſt mit S. unterzeichnet. Auch ſie trägt dazu bei, uns den Schluß der trefflichen Erzählung einigermaßen aufzuhellen.

19) Vom Erhabenen.

1793. Die vorſtehende Abhandlung ergänzt Schillers Aufſatz: „Ueber das Erhabene“ (in den ſämmtl. Werken, neue zwölfbändige Taſchenausg. Bd. 12, S. 295) und war in der Neuen Thalia, dritten Bandes drittes Heft, S. 320, abgedruckt. Wir gaben ihn jedoch nur bis zu der Stelle, von wo an ihn Schiller in ſeinen Schriften, unter dem Titel: „Ueber das Pathetiſche“ mittheilt. (Schillers ſämmtl. Werke, neue zwölfbändige Taſchenausg. Bd. 11, S. 396).

20) Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände.

1793. Am Schluß dieſes Aufſatzes (Neue Thalia. St. 5. S. 180) ſtanden die Worte: „die Fortſetzung folgt.“ Nun haben wir nicht allein zu beklagen, daß Schiller den Vorſatz, ſeine unvergleichlichen „Betrachtungen“ noch weiter auszuführen, aufgab, ſondern auch von dem wirklich Niedergeſchriebenen iſt uns in den Werken ein großes Stück (ſ. Schillers ſämmtl. Werke, neue zwölfbändige Taſchenausg. Bd. 11, S. 475) entzogen worden. Dieß hier mitgetheilt zu finden, wird gewiß jedem Leſer willkommen ſeyn, denn es iſt wichtig in der Reihe von Schillers äſthetiſchen Abhandlungen, und doch wurde es aus der Thalia noch niemals wieder abgedruckt.

21) Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen.

1795. Die nachher aus der betreffenden Briefreihe weggebliebenen Stellen ſind aus den Horen (Jahrgang 1795. St. 1. S. 7. — St. 2. S. 63, 81. 86 u. 87. — St. 6. 46, 47, 59, 120 u. 124) ergänzt worden.

22) Individualität und Idealität.

1795. Dieſer intereſſante Aufſatz befindet ſich in den Horen Jahrg. 1795, St. 12, S. 7 u. f. als Randnote zu der Abhandlung: „Die ſentimentaliſchen Dichter", doch blieb dieſelbe aus Schiller's Werken fort. Sie folgte auf die Worte: „In poetiſchen Werken iſt es anders, und ſiegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in Dem, was ſinnlich darſtellbar und körperlich iſt, ſo kann der neuere ſie wieder im Reichthum des Stoffes, in Dem, was undarſtellbar und unausſprechlich iſt, kurz, in Dem, was man in Kunſtwerken Geiſt nennt, hinter ſich laſſen." (S. Schiller's ſämmtl. Werke, neue 12bändige Taſchenausgabe, Bd. 12, S. 167.)

23) Zueignung an meinen Prinzipal, den Tod.

1782. Dieſe Zueignung an den Tod, welchen der junge Arzt Schiller ironiſch ſeinen Prinzipal nennt, eröffnete die Anthologie, und war mit Y unterzeichnet. Er ſtichelte darin ein wenig auf Gotthold Friedrich Stäudlin (geb. 1758, geſt. 1796), den Herausgeber des „Schwäbiſchen Muſenalmanachs" (Stuttgart 1782—1787), obgleich dieſer ſelbſt an der Anthologie Theil nahm.

24) Anthologie aus Tobolsk.

1782. Unmittelbar auf die Zueignung folgte dieſe Vorrede, und es weht darin ein poetiſch humoriſtiſcher Athem, der aus Schiller's Bruſt recht jugendheiter hervordrang.

25) Recenſionen.

1782. Im Jahr 1782 vereinigte ſich Schiller mit dem Profeſſor Abel und dem Bibliothekar Peterſen in Stuttgart zur Herausgabe einer Vierteljahrs-Schrift, des „Würtembergiſchen Repertoriums der Literatur", und es wurde auf Koſten der Redakteure gedruckt. Davon erſchienen drei Stücke, welche mehrere Aufſätze von Schiller, jedoch unter verbergenden Chiffern, enthielten. Körner, Schiller's vertrauter Freund, ſagt in ſeinem Berichte von deſſen Leben, daß er dazu auch eine Selbſtkritik der Räuber und mehrere Recenſionen lieferte. Im erſten Hefte befindet ſich wirklich, unter dem Titel „Würtembergiſche Bibliothek" eine Reihe von Kritiken, die mit verſchiedenen Buchſtaben unterzeichnet ſind. Liest Jemand, der in den Styl Schiller's aus jener Zeit nicht uneingeweiht iſt, dieſelben durch, ſo entdeckt er bald, daß der junge Dichter ſich die Maske „Gz." erwählt hatte, und dieſe Chiffer ſteht unter allen Recenſionen, die wir hier mittheilen. Den Schwäbiſchen Muſenalmanach beurtheilt er mit ſatyriſcher Strenge, obgleich er ſelbſt Mitarbeiter war; Nanine wurde wahrſcheinlich von Ferd. Friedrich Pfeiffer aus Pfullingen, der mit Schiller auf der Karlsſchule ſtudirte und von dem Manches in der Anthologie enthalten iſt, überſezt, und die Kritik über ſeine Blumenleſe iſt außerordentlich intereſſant. Schiller iſolirte ſich ganz von ſeinen Werken, ſobald er ſie der Oeffentlichkeit übergeben hatte, und fällte darüber ſein Urtheil mit der kalten Parteiloſigkeit eines fremden Kunſtrichters.

26) Rheiniſche Thalia.

1784. Schiller hatte die Idee aufgefaßt, eine dramaturgiſche Monatsſchrift herauszugeben, und als dieſer Plan ſcheiterte, begann er, um ſo viel in ſeinen Kräften ſtand für die Bühne zu wirken, im Jahre 1784 die Herausgabe einer periodiſchen Schrift, der „Rheiniſchen Thalia". Hier erſcheint die Ankündigung dieſes Journals aus dem „deutſchen Muſeum", 12. Stück, Dezember 1784, S. 564—570, welche uns einen

tiefen Blick in das damalige wunderbare Gemüthsleben Schillers geſtattet, denn er breitet alle ſeine tiefſten Gefühle offen vor den Augen des Publikums aus.

27) Vertheidigung des Recenſenten.

1791. Zu jener Zeit nahm Schiller die Reviſion ſeiner Gedichte vor, und dabei wurde er von einer gewiſſen kritiſchen Rückſichtsloſigkeit ergriffen. So beurtheilte er nun auch Bürgers Poeſieen (Allgemeine Literatur=Zeitung 1791, Bd. 1, Nro. 13, ſpäter in Schillers Werken, Bd. 12, S. 441), und die Schärfe dieſer Recenſion verlezte den wackern Sänger tief, der von aller Hoffnung, allem Glück verlaſſen war. Bürger ſchrieb in der Erbitterung eine Antikritik dagegen (Allgemeine Literatur=Zeitung 1791, Intelligenz=Blatt Nro. 46), und Schiller begleitete ſie mit der beißenden „Vertheidigung", die ſeitdem nicht wieder abgedruckt worden, worauf Bürger das Epigramm machte:

„Von mir wird ſicherlich hinfort
Nicht wieder antikritiſiret.
An einem wohlbekannten Ort
Wird man nur ärger dann ſchimpfiret.
Man laſſe Dem das lezte Wort,
Dem doch das erſte nicht gebühret."

28) Erklärung des Herausgebers der Thalia.

1791. Siehe Thalia Bd. 3, Heft 11, S. 143.

29) Vorbericht zu den kleineren proſaiſchen Schriften.

1792. Siehe den erſten Theil dieſer Werke, welcher 1792 zu Leipzig erſchien, und dem die drei übrigen Theile 1800—1802 nachfolgten.

30) Herausgabe der Horen.

1794. Dieſe Aufforderung — datirt vom 13. Juni 1794 — wurde an alle Literaten, deren Beiträge Schiller wünſchte, eingeſendet. Auch Göthe erhielt ein Exemplar, und der Brief, welcher es begleitete, iſt der erſte im Briefwechſel der beiden Dichter. Muſterhaft ſind die Prinzipien, die Schiller bei der Redaktion ſeines Journals aufſtellte. — Die Nachſchrift vom 10. Dezember 1794 ſteht eigentlich im erſten Hefte der Horen am Schluſſe der Einleitung, welche hier (S. 343) mitgetheilt wird.

31) Die Horen.

1794. Schon lange gehörte es zu Schillers Lieblingsplänen, die anerkannteſten Schriftſteller Deutſchlands in einer Zeitſchrift zu vereinen. Nun bot Cotta die Hand dazu, und die Horen erſchienen regelmäßig von 1795—1797. Schiller eröffnete ſie durch dieſen lieblichen Prolog, der im erſten Stücke des erſten Bandes abgedruckt iſt. (Siehe auch die Ankündigung der Horen im Briefwechſel mit Göthe. Theil I. S. 2.)

32) Sammlung der Gedichte.

1803. Siehe die Vorrede zur Stereotyp-Ausgabe von Schillers Gedichten, im zweiten Bande, welcher 1803 zu Leipzig erſchien. Der erſte Band kam ſchon 1800 ebendaſelbſt heraus.

33) Morgengedanken am Sonntage.

1777. Dieß ſchöne, jugendlich innige Gebet erſchien in Hauffs „ſchwäbiſchem Magazin“ 1777, Stück II. S. 129 u. f., und deſſen Redakteur ſezte folgende Anmerkung dazu:

„Man wird dieſem Gebet wohl anſehen, daß der Verfaſſer ein Dichter iſt, man wird aber auch ſehen, wie warm, wie ſchön, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm

Ernſt iſt. Verſchiedene Schickſale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn ſo geläutert, daß er nicht nur ſeinen Zuſtand fühlte, ſondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entſchluſſe für die Wahrheit. In einer ſolchen Stunde hat er dieß Gebet geſchrieben, eine Frucht ſeiner beſſern Empfindungen und Ueberzeugungen; es iſt nur der Anfang von mehreren, die folgen ſollten; er iſt aber an der Fortſetzung durch ein beſonderes Schickſal gehindert worden."

34) Der Antikenſaal zu Mannheim.

1785. Ueber dieſer Schilderung ſtand zwar „Brief eines reiſenden Dänen" (Rh. Thalia Heft I. S. 176), aber ſie iſt unſtreitig von Schiller ſelbſt. Es genirte ihn vielleicht, daß er ſich als Verfaſſer ſämmtlicher Aufſätze im erſten Hefte der Thalia nennen ſollte, und darum nahm er die Chiffer „T....ee" vor. Wer übrigens die Autorſchaft Schillers bezweifeln möchte, der würde ihn eines Plagiats beſchuldigen, denn die Worte des Briefes: „Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menſchen, und näherten ihre Menſchen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie", finden wir ſpäter in den Göttern Griechenlands wieder:

„Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher."

35) Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache.

1785. Die „Rheiniſche Thalia" I. Heft, Lenzmonat 1785, brachte dieſe Ueberſetzung, und Niemand dürfte, wenn auch nicht ſchon der Styl es verriethe, zweifeln, daß ſie von Schiller ſey, denn deutlich ſteht im Inhaltsverzeichniß:

„II. Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache, überſezt vom Herausgeber aus einer Handſchrift des Herrn Diderot. S. 27."

Schiller entnahm dieſe Erzählung, wie er in der Schlußbemerkung ſagt, aus einem größeren Aufſatze Diderot's: „Jakob und ſein Herr, oder der Fatalismus", deſſen Manuſcript

der Freiherr von Dalberg zu Mannheim beſaß. — In neuerer Zeit hat Ancelot, ein franzöſiſcher Schriftſteller, dieſen Stoff zu einem Drama benuzt, und ganze Scenen aus Diderot abgeſchrieben, ohne auch nur ſeiner Quelle Erwähnung zu thun.

36) Funken.

I. In das Stammbuch eines ausgezeichneten Eſſers.

1777. Dieſe komiſchen Stammbuchsworte theilt Schillers Jugendfreund Peterſen im Morgenblatte (Jahrgang 1807, Nro 186) mit, als Beweis, wie muthwillig und ſarkaſtiſch der junge Dichter in der Karlsſchule geworden war, die er blöde und eingeſchüchtert betrat.

II. Zu einer Ode an Rieger.

1782. Schiller machte dieſe Anmerkung zu einem Gedichte in der Anthologie (S. 156), „Gefühl am erſten Oktober 1781", welches mit B. unterzeichnet iſt.

III. Verweſung in der Natur.

1782.

IV. Umwandlung.

1782.

V. Vergänglichkeit.

1782. III, IV u. V ſind aus dem „Spaziergang unter den Linden" (S. Würtembergiſches Repertorium der Literatur, St. 1, S. 111 u. f.), III ſind dort Wollmar's, IV Edwins Worte.

VI. Durch Nacht zum Licht.

1786. Dieſe ſpäter zurückgelaſſenen Worte eröffneten in der Thalia, H. 2, S. 20, die Geſchichte des Sonnenwirths. (S. „der Verbrecher aus verlorener Ehre" in Schillers Werken, Bd. 10, S. 85.)

VII. Poeſie und Wirklichkeit.

1786. Mit dieſen Worten begleitete Schiller in der Thalia, Bd. 1, H. 2, S. 59, ſeine Gedichte „Freigeiſterei der Leidenſchaft" und „Reſignation". (S. Nachträge Bd. 1, S. 202.)

VIII. Zum Geiſterſeher.

1788. In der Thalia, H. 5, S. 75, machte Schiller dieſe Anmerkung zu den Worten: „Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den anderen Morgen aufſuchen wollten. Jezt begaben wir uns nach Venedig zurück." (S. Schillers Werke, Bd. 10, S. 157. Sie bezieht ſich auf das Ereigniß mit dem Armenier und dem Geiſterbanner.

IX. Ein Genrebild.

1789. Ebenfalls aus dem Geiſterſeher. (Thalia, H. 7, S. 82 u. f.) Es folgt auf die Worte: „Dieß beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber." (Schillers Werke, Bd. 10, S. 238.) — Schiller ließ die Stelle vielleicht fort, weil ſie erſt in den folgenden Theilen, welche nie erſchienen, ihre Erläuterung finden ſollte. Aber um ſo intereſſanter iſt ſie, denn ſie eröffnet uns einen Blick in die Intrigue, zu der man dieſe vermeintliche Griechin als Werkzeug gebrauchte. Damals erwartete ganz Deutſchland mit Spannung die Auflöſung des trefflichen Romans, viele Buchhändler ſpekulirten darauf, und boten dem Dichter bedeutende Summen dafür. Allein, obgleich Schiller zu jener Zeit blutarm war, ſo

ſchlug er dennoch die glänzenden Anerbietungen aus, und ſagte: „Ich müßte tief unter mir ſelbſt herabſinken, wenn ich das Buch vollenden wollte.“ Es verſtimmte ihn nämlich, daß man den ernſten Hintergrund der Erzählung ganz überſah, und ſich nur für deſſen romantiſche Verwicklung intereſſirte.

X. Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft.

1790. Thalia, H. 11. Die erſte kurze Anmerkung ſteht beim Anfange des Aufſatzes, Seite 3. Die angeführte Abhandlung von Kant heißt: „Muthmaßlicher Anfang der Menſchengeſchichte“, und wurde im dritten Bande von Kants vermiſchten Schriften (Halle 1799) wieder abgedruckt. — Der andere Satz befindet ſich zwiſchen den Worten: „Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren“ — und — „Alles, wonach er greifen konnte, war ſein, ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.“ (S. Schillers Werke, Bd. 10, S. 398.)

XI. Guſtav Adolph.

1790. Niemals darf man vergeſſen, daß Schillers „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges“ urſprünglich für Damen geſchrieben wurde. Sie war im hiſtoriſchen Damenkalender, 1791—1793 abgedruckt, und der Jahrgang 1791 enthielt am Schluſſe des erſten Theils derſelben, hinter den Worten: „Die Eroberung Böhmens“, dieſen Satz, der nicht in die Werke aufgenommen wurde.

XII. Schluß des dreißigjährigen Krieges.

1792. Es muß Jedem auffallend ſeyn, daß Schiller, während er die Geſchichte dieſes Krieges im Anfange ſo ausführlich behandelt, ſie nach Guſtav Adolphs Tod und Wallenſteins Ermordung in ein einziges Buch zuſammenpreßt. Aber er behandelte das Werk faſt dramatiſch, und mit den beiden

Helden war, wie er ſelbſt ſagt, „die Einheit der Handlung" dahin. Hierauf bezieht ſich nun dieſe Stelle, die ſich beim erſten Abdruck am Schluſſe des vierten Buches befand, ſpäter aber zurückblieb. (S. hiſtor. Kalender für Damen auf 1793, S. 737.)

XIII. Epos und Tragödie.

1792. Im erſten Hefte der neuen Thalia, welches 1792 erſchien, befand ſich Schillers Aufſatz: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden". Dort folgt der hier wieder mitgetheilte Satz hinter den Worten: „Wenn man bei einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt". (Schillers Werke, Bd. 11, S. 434.) — Später mochte der Verfaſſer wohl finden, daß die Stelle nicht allgemein klar ſey, weßhalb er ſie ausließ.

XIV. Angelika Kaufmann.

1792. Dieſe kurze Anmerkung über die bekannte Malerin ſteht in der neuen Thalia, Bd. 3, H. 3, S. 574, als Anmerk. zu dem Aufſatze „vom Erhabenen" (ſiehe Nachträge Bd. 2, S. 260), der theilweiſe unter dem Titel „Ueber das Pathetiſche" in Schillers Werke (Band 11, S. 396) übergegangen iſt. Es wäre unverantwortlich, wenn ſolche Perlen verloren gehen ſollten, wie dieß treffliche Urtheil, das die Nachwelt ſo vollkommen beſtättigt hat.

XV. Kulturfortſchritte.

1795. Wilhelm von Humboldt ſandte an Schiller ein Manuſcript: „Skizze über die Griechen" betitelt, und da er ihn gebeten hatte, auf dem weißgelaſſenen Rande ſeine Bemerkungen beizufügen, ſo ſchrieb Schiller dort die mitgetheilten Worte nieder. (S. „Charakteriſtik W. v. Humboldt's" in

Varnhagen von Enſe's Denkwürdigkeiten, Bd. II.) — Hat der philoſophiſche Dichter darin nicht ſchon die Grundlage des Hegel'ſchen Syſtems ausgedrückt?

XVI. Ein Wortſpiel des Marſchalls Vieilleville.

1797. Schiller bearbeitete für den dritten Jahrgang ſeiner Horen die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville", und das hier mitgetheilte, in den Werken (Bd. 11, S. 254) aber ausgelaſſene Wortſpiel befindet ſich in den Horen von 1797, Heft 7, S. 86.

Verbeſſerung.

S. 73, Z. 5 v. O. lies die deutſchen Fürſten ſtatt: die deutſchen Kaiſer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken

Bd.: 2

Stuttgart 1839

P.o.germ. 1274 gd-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119183-5